

Mechanikerpfarrer Philipp Matthäus Hahn

Von Fritz Scheerer

Am 2. Mai jährte sich zum 170. Male der Todestag des Mechanikerpfarrers Philipp Matthäus Hahn. Der Name dieses „Wanderrers zwischen zwei Welten“ ist in Laienkreisen ziemlich unbekannt und in Fachkreisen kaum noch beachtet, seine Verdienste drohen zu erblassen, wie seine Ruhestätte vergessen und unauffindbar ist. Er lebt zwar heute in einigen Orten des Kreises in Straßennamen weiter. Von der Gemeinde Onstmettingen wurde für Hahn 1897 bei der Kirche ein Denkmal errichtet. Der Landesverband der Württ. Uhrmacher ehrte ihn 1928 durch Anbringung einer Gedenktafel am Pfarrhaus in Echterdingen, und 1936 wurde in Kornwestheim an der Außenwand der alten Dorfkirche ein Hahn-Gedenkschild enthüllt. Sonst aber weiß man in der breiten Öffentlichkeit kaum etwas von diesem schwäbischen Landpfarrer, der sich dank seiner genialen Befähigung auf den Gebieten der Naturwissenschaft und Technik in einer Weise schöpferisch betätigte, daß er als einer der Begründer der feinmechanischen Industrie unserer engeren Heimat, ja ganz Württembergs gelten kann. Seine einzigartige Persönlichkeit, sein staunenswertes Wissen und Können und sein Schaffen waren für das geistige und gewerbliche Leben seiner Zeit aufrüttelnd und bahnbrechend. Den zum Grübeln und Tüfteln neigenden Sinn seiner schwäbischen Landsleute hat er mächtig angeregt. Im Nachruf des Dichters Schubart zum Tode seines Freundes heißt es am 3. Mai 1790: „Heute wird zu Echterdingen ein Mann begraben, der der Stolz Württembergs und Deutschlands Ehre war. Was er machte, hatte das Gepräge des tiefen Denkers, der mit bewundernswürdiger Stetigkeit in die Nacht blickte, bis es dämmerte und die neue Lichtgeburt hervorsprang. Groß war er als Mechaniker, noch größer als Theologe oder vielmehr als Gottweiser. Wäre er Brite gewesen, so würde längst sein Name von Pol zu Pol erschollen sein“.

Hahns Spuren zeigen sich besonders in der gewerblichen Entwicklung unserer engeren Heimat. Sein Name muß einen Ehrenplatz in der Geschichte der feinmechanischen Industrie unseres Bezirkes einnehmen, denn aus seinem stillen Schaffen blühte ein Segen, den auch noch unsere Zeit spürt. Es soll deshalb in folgendem unsere Aufgabe sein, das Leben und Wirken Hahns, seine Bedeutung und seine Beziehungen zur Entwicklung der instrumentalen Mechanik unseres Raumes herauszustellen.

Sein Leben

Am 25. November 1739 wurde Hahn zu Scharnhausen geboren. In der Taufe erhielt er die Vornamen seiner beiden Großväter. Seine Jugendjahre waren nicht die rosigsten. Sein Vater, der sich als Pfarrer mit der Kirchenbehörde überworfen hatte, war finanziell schlecht gestellt, und es ging daher in dem kinderreichen Pfarrhaus karg und eng her. Trotzdem schreibt Hahn von seiner Jugend: „Das war mein Paradies bis ins 15. Jahr“. Seinen Neigungen und der Tradition



Reproduktion des im Onstmettinger Rathaus hängenden Bildes von Ph. Matth. Hahn

entsprechend sollte er auch Pfarrer werden. Bereits von seinem vierten Jahre an wurde er von seinem Großvater und später von seinem Vater in Latein und dann auch in Griechisch und Hebräisch unterrichtet. Zur Lateinschule in Eßlingen hatte er einen täglichen Schulweg von über einer Stunde über Berg und Tal zurückzulegen. In seinem 13. Lebensjahr starb seine Mutter, und mit ihr wichen alle Hoffnungen, sein Studium fortsetzen zu können. Sechs Kinder hatte der Magister und war auf die Hilfe freundlicher Menschen wie des Präzeptors und Dekans Schmidlin in Nürtingen angewiesen, der eine Art Erziehungsinstitut leitete und seine Schüler meist für die sogenannten niederen Klosterschulen, die Vorstufe des Tübinger Stifts, vorbereitete. Auch der junge Hahn sollte von ihm auf den geistlichen Beruf vorbereitet werden. Aber es gelang nicht, den erstrebten Weg über das Stift zum kostenlosen Studium zu finden. Philipp Matthäus wurde vom Landexamen als überzählig zurückgewiesen. Da sich Hahns Vater beim Konsistorium keines besonderen Wohlwollens erfreute, mögen Gründe vorgelegen haben, den Sohn zurückzuweisen. Den Eintritt ins Ingenieurkorps, zu dem ihm bei seiner mathematischen Veranlagung geraten wurde, lehnte er ab. Um das theologische Studium zu erreichen, bereitete er sich zu Hause weiter vor und gab zugleich Rechenunterricht an andere Knaben.

Im Mai 1756 wurde sein Vater nach Onstmettingen strafversetzt. Dieser Ortswechsel hatte einen fortschrittlichen Einfluß auf Philipps mechanische Arbeiten und auf seine astronomischen Kenntnisse. Seine außerordentliche Begabung hierfür zeigte sich

schon sehr frühe. „Schon im achten Jahre“ schreibt er in seinen Aufzeichnungen, „machte ich bei heiterem Sonnenschein Betrachtungen über den Lauf des Schattens an jedem Nagel im Hause und zeichnete seine Länge und seine Art von Stunde zu Stunde. Es verdroß mich aber, daß dieser Schatten in einigen Tagen nicht mehr auf Zeit und Stunde zutreffen wollte“. Er forschte in den Büchern seines Vaters nach dem Zusammenhang. So kommt der Knabe nach und nach über das Geheimnis der Sonnenuhr zu den Gesetzen der Bewegung der Erde und der Himmelskörper. Vor allem aber fand er in dem Schulamtsprovisor Philipp Gottfried Schaudt einen gleichgesinnten und -veranlagten Kameraden, der, da unter den damaligen Verhältnissen eine Lehrstelle, geschweige denn eine Hilfskraft, nicht ernähren konnte, zum Handwerk griff wie andere zur Landwirtschaft. Alles Erreichbare an Büchern und Schriften über Mathematik und Astronomie studierte Hahn mit Schaudt, der die Uhrmacherei bei dem stummen Uhrmacher Johannes Säuter, dem Sohn des Huf- und Waffenschmieds Johann Jakob Säuter, erlernt hatte. Der Pfarrer Simon von Tailfingen ließ ihnen Bücher der Mathematik und Philosophie. Hahn wart fortan der erfindende Kopf und Schaudt die ausführende Hand. Er stellte einmal seinem Mitarbeiter Schaudt das Zeugnis aus: „Er begriff alles nach meiner Anleitung mit leichter Mühe, arbeitet accurat und schön“. Gemeinschaftlich fertigten sie Sonnen-, Mond- und Sternenuhren, schlifften Gläser und setzten Tuben zusammen.

Hahns Wunsch, Theologie zu studieren, sollte sich doch noch erfüllen. Der Vater brachte ihn 1756 in das Stift nach Tübingen. Durch die Studienzeit mußte er sich aber regelrecht durchhungern, denn der Vater konnte ihm nur 10 Kreuzer in die Tasche geben, die nur für das Brot und zu nichts Warmem als zuweilen einem Tee reichten. Er erzählt, er habe, solange er in Tübingen war, nicht über zwei Maß Wein getrunken, aber zuletzt ziemlich viel Brot gegessen. Diese karge Lebensweise, die wohl die Ursache seines späteren Magenleidens und frühen Todes war, milderte erst ein jährliches Stipendium von 25 Gulden. Groß war die Freude, als er in dieser Zeit für den Entwurf und die Ausführung einer Sonnenuhr am Balingen Kirchturm 30 Gulden ausbezahlt bekam. So viel hatte er noch nie besessen, es war mehr als sein späteres Jahresgehalt als Vikar.

Der schöpferische Trieb, oder wie es in dem Urteil seiner theologischen Magisterprüfung heißt, „Der Geist der Realität und des Praktischen“, hob Hahn über die Masse der Erfinder. In seiner Tübinger Zeit war er ebenso häufig in den Bibliotheken wie in den Werkstätten der Handwerker zu finden und suchte sich ihre Tätigkeiten und Werkgeheimnisse anzueignen. Hier beginnen auch seine Versuche in der Uhrmacherei. Eine in Tübingen für fünf schwer ersparte Gulden erstandene Taschenuhr ohne Zeiger mußte sich ein öfteres Auseinandernehmen und wieder Zusammensetzen gefallen lassen, bis sie gänzlich unterging.

Die Ferien in Onstmettingen waren für ihn glückliche Wochen, wenn er mit Schaudt

Linsen schleifen, Fernrohre, Mikroskope, Sprachrohre und ähnliches wissenschaftliches Gerät fertigen konnte. Mit den Bewegungsgesetzen der Mechanik noch nicht vertraut, reiften in ihm die Pläne zum Bau eines Perpetuum mobile. Er überzeugte sich aber bald von der Unmöglichkeit solcher „ewigen“ Maschinen, daß Federn, Schrauben, Rad und Getriebe und auch in der Hydraulik Druckwerke usw. in ihrer Art, wenn man die Kraft mit Zeit und Raum vergleicht und auf einen gleicharmigen Hebel reduziert, nicht mehr vermögen als eine gleicharmige Waage, da ein Pfund mit dem gegenseitigen Gewicht in Gleichgewicht steht und nicht einmal dieses, viel weniger etliche Leute darüber in die Höhe zu heben imstande seien. Hier fehlte ihm nicht mehr viel an der Erkenntnis des Energiegesetzes, das sein Landsmann Robert Mayer fast ein Jahrhundert später der Welt schenkte. Er verrät aber auch den wahren Forscher, der sich nicht scheut, vor den harten Folgerungen seiner Erkenntnis und dem Lieblingsgedanken endgültig den Abschied zu geben.

Mit dem 20. Lebensjahr erreichte Hahn die Magisterwürde und zwei Monate darnach predigte er das erstmalig auf der Kanzel in Onstmettingen und hatte Erfolg: die ledigen Burschen machten ihm Geldgeschenke. Nachdem er Hauslehrer in Lorch, Vikar in Breitenholz und Herrenberg gewesen war, wo ihm die Bücherei des Prälaten Oetinger zur Verfügung stand, kam er in gleicher Eigenschaft nach Tieringen und lernte dort seine Braut, Anna Maria Rapp, die zu Besuch im Pfarrhaus weilte, kennen. Kurze Zeit war er dann in Pfeffingen mit seinen drei Filialkirchen. Da keine dieser Kirchen eine Uhr besaß, brachte Hahn an jeder eine Sonnenuhr an, um etwas Ordnung in den Gottesdienst zu bringen. Jede dieser Sonnenuhren brachte ihm einen Gulden ein. 1763 wurde Hahns Vater nach Ostdorf versetzt und er selbst kam 1764 als Pfarrer nach Onstmettingen. Kurze Zeit darnach traute ihm sein Vater in Ostdorf mit Anna Maria Rapp. Der Vater starb aber bald darauf und Hahn hatte für seine sieben Geschwister zu sorgen.

Die übrigen Lebensdaten seien nur noch stichwortartig angeführt: bis 1770 Pfarrer in Onstmettingen, dann folgte als zweite Wirkungsstätte Kornwestheim bis 1781, und bis zu seinem Tode in den Frühstunden des 2. Mai 1790 war er auf einer der wichtigsten und besten Landpfarrstellen, nämlich Echterdingen. Sein Familienleben war anscheinend nicht besonders glücklich. Es wird berichtet, daß ihm seine erste Gattin, die schon 1775 starb, manchen Seufzer „ausgepreßt“ habe. 1776 schloß er die Ehe mit der erst 18jährigen Beate Flattich von Münchingen, der Tochter des berühmten Prälaten. Eine Professur für Mathematik in Tübingen lehnte er ab, da seine größte Neigung aufs Geistliche gehe.

Der große Uhrmacher

Hahn war der geborene Techniker. Auf den vielen Gebieten der Technik, auf denen er sich betätigt hat, zeigte er überall seinen originalen Geist und einen heiligen Eifer, Vollkommenes zu schaffen. Immer neue Gebiete suchte sein reges technisches Empfinden zur Betätigung. Er machte Thermometer, Barometer, Pantographen, geodätische, artilleristische und nautische Instrumente, Räderschneidzeuge. Auch beschäftigte er sich mit der damals noch in den Kinderschuhen steckenden Elektrizität. Die aufkommenden Baumwollspinnmaschinen erregten sein höchstes Interesse. Es gab kaum eine Neugierigkeit auf naturwissenschaftlichem Gebiet, für die er sich nicht interessierte. Selbst Mineralogie, Meteorologie und Chemie zogen ihn an. Bei den Verbesserungen geht er überall selbständige Wege. Auf Dauerhaftigkeit und geringe Eigenreibung der Triebwerke legte er großen Wert, wie

auch auf die vollendete äußere Form. Von Hahns feinmechanischen Arbeiten sind seine Uhrwerke am bekanntesten und bedeutendsten. Ihn reizte vor allem die Darstellung der Bewegung der Himmelskörper durch Mechanismen, wie sie in neuerer Zeit in den Planetarien zahlreicher Städte zu einem hervorragenden Bildungsmittel geschaffen worden sind. Das brachte ihn mit Schaudt überhaupt zur Feinmechanik, die Ehrfurcht vor der göttlichen Erscheinung und Größe, die sich ihm auch in dem gesetzmäßigen Verlauf der Gestirne offenbarte; sie gab ihm die Kraft und Ausdauer, alle entgegnetretenden technischen Schwierigkeiten zu überwinden.

Die im Ausland gemachten Erfindungen regten seinen Geist an. Nachdem ums Jahr 1000 die Räderuhr durch den Mönch Gerbert und 1510 die Taschenuhr durch Peter Henlein erfunden waren, hatten in der Folgezeit alle Schlosser und Uhrmacher sich mit dem Verbessern der Uhren befaßt. Durch den Dreißigjährigen Krieg kam aber Deutschland schwer ins Hintertreffen. 1720 machte der Engländer Graham die Zylinderhemmung brauchbar, während der Franzose Duterre zur gleichen Zeit die Fachweil mit der Duplexhemmung überraschte. In Deutschland, dem Ursprungsland der tragbaren Hemmung, kannte man nur die veraltete Spindelhemmung. Nur ein Mann mit dem eisernen Willen wie Hahn konnte berufen sein, das bei uns darniederliegende Uhrmacherhandwerk wieder in die Höhe zu bringen.

Das sichtbare Ergebnis seiner unaufhaltsamen Bemühungen war, daß er die einfachen bisherigen Zeitmesser als richtig funktionierende Kalenderuhren mit Sekunden- und Monatsangabe, Werktagsanzeiger und Mondbewegungen konstruierte. Er baute nicht nur hie und da eine Uhr, sondern unzählige Zeitmesser — Klein- und Großuhren — alle in handwerklicher Arbeit, da es noch keine modernen Maschinen gab, und dennoch wurde Präzisionsarbeit geliefert. Seine sämtlichen Taschenuhren zeigen schon den Sekundenzeiger; für die damalige Zeit etwas Seltenes. Vor allem der Sonnenuhr galt sein technisches Suchen. 1763 entwarf er in Ostdorf die „Sonnenuhr ohne Magnetnadel“. Im Germanischen Museum in Nürnberg befindet sich von ihm eine Dielenuhr mit verbessertem Grahamgang, besonders eigenartigem Schlagwerk und Kalender, die 1775 gebaut worden ist.

Seinen Ruf erwarb sich der priesterliche Altmeister aber vor allem mit seinen astronomischen Uhren, bei denen er im Gegensatz zu den älteren astronomischen Uhren wie in Straßburg, Ulm, Prag und Danzig ein weit plastischeres und leichter begreifbares Bild der Himmelsmechanik bieten wollte. Er bildete dabei den scheinbaren Lauf der Himmelskörper und das Sternenzelt in der Weise nach, wie es sich unseren Blicken wirklich darstellt. Die erste Verwirklichung erfolgte in Onstmettingen. Er verpflichtete sich einen Weber aus Tieringen, der sich auf die Anfertigung von hölzernen Uhren verstand. Dieser Mann setzte Hahns ersten Plan einer Uhr mit astronomischen Angaben in die Tat um, indem er sie aus Holz herstellte. In gleicher Weise wurde ein kopernikanisches System gefertigt, dessen Räderzähne so berechnet waren, daß die Planeten in ihrem Umlauf beinahe bei der mittleren periodischen Bewegung blieben. Inzwischen hatte auch Schaudt nach Hahns Plänen ein bereits sehr weit ausgebildetes Werk mit astronomischen Angaben hergestellt. Ohne Wissen Hahns erfuhr der kunstliebende Herzog Karl Eugen von Württemberg von diesem Werk, der es, nachdem es ihm vorgeführt worden war, um 300 Gulden erwarb. Auf Hahns Ersuchen gab es der Herzog wieder zurück und Hahn lieferte für 8000 Gulden ein weit vollkommeneres, das für die herzogliche Bibliothek in Ludwigs-

burg bestimmt war. Heute befindet es sich im Schloßmuseum in Stuttgart. Der Himmelskörper dreht sich in einer ekliptikalen Neigung im Sternenzelt. Ein Übersetzungswerk von 130 Rädern im Innern des Globus geben der Sonne, dem Erdmond und den 5 Planeten der Alten ihre Bewegung. Es können hier auch alle eintretenden Finsternisse zur richtigen Zeit beobachtet werden. Es würde zu weit führen, dieses Werk bis in alle Einzelheiten zu beschreiben, aber schon bei oberflächlicher Betrachtung hat auch ein Laie eine Ahnung von der Unsumme der Gedankenarbeit, der mühevollen Berechnungen und der technischen Geschicklichkeit, die in diesem Werk stecken, das Hahn mit seinem Jugendgenossen in 18 Monaten gefertigt hat.

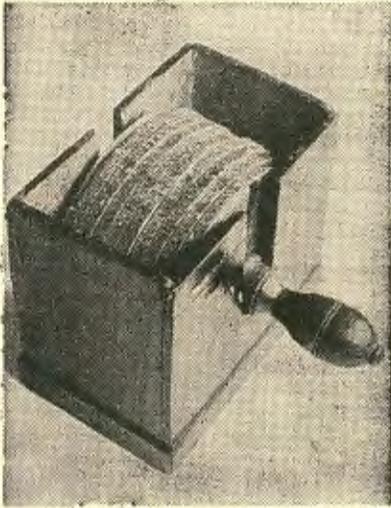
Die astronomischen Werke Hahns haben seinen Ruf über die Landesgrenzen getragen. Zahlreiche Potentaten haben sich solche Werke aus der Hahnschen Werkstatt gesichert, so der Markgraf Friedrich von Baden, Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg, Herzog Ernst II. zu Sachsen-Gotha, der Fürst von Hohenzollern-Hechingen; der Gemahlin Herzog Karl Eugens, Franziska, die Hahn sehr zugetan war, schenkte er eine solche Uhr. Zu den Auftraggebern gehörten auch berühmte Institute. Weiterhin befindet sich im Germanischen Museum das unvollendete Werk einer geplanten Weltmaschine. Dieses nicht mehr fertiggestellte Kunstwerk sollte auf alle Fragen astronomischer oder kalendermäßiger Art Antwort geben. Durch den allzu frühen Tod von Hahn konnte es nicht mehr vollendet werden. Einmalig ist sein Planetarium!

Bei solcher Berühmtheit konnte es nicht mehr ausbleiben, daß sich die Regierungen von Rußland und Österreich bemühten, Hahn unter den glänzendsten finanziellen Angeboten in ihr Land zu ziehen. Aber er blieb zeitlebens ein aufrechter Schwabe, den nichts verlocken konnte, seine schwäbische Bodenständigkeit aufzugeben. Ohne Übertreibung kann man wohl die Behauptung aufstellen, was die berühmten Uhrmacher Harrison für England und Brequet für Frankreich gewesen sind, das ist Hahn für Württemberg, ja für ganz Deutschland gewesen. Bei einer Gedächtnisfeier 1815 wurde u. a. folgendes gesagt: Unter den Männern, die sich durch immer regen Erfindergeist, durch unüberwindlichen Fleiß und den lebhaftesten Eifer für die Wissenschaft auszeichnen, ist unstrittig einer der ersten Ph. M. Hahn. Wenn das Genie durch eigene innere Kraft einen Weg sich bahnt, das alle Hindernisse die sich ihm entgegenstemmen, kühn übersteigt, wenn dieser Geist unserer höchsten Bewunderung wert ist, so verdient sie niemand in höherem Grade als Hahn. Er wurde alles, was er wurde, aus sich selbst. Wohl brachte sein aufbrechender Jähzorn manche Trübung. Bezeichnend für seine oft kaum zu meisternde Gemütsart ist folgender Vorgang: Als er einmal in technische Grübeleien versunken am Fenster stand, wünschte ihm ein vorübergehender Nachbar einen guten Morgen. Hahn fertigte ihn barsch ab: Was will ich von seinem guten Morgen? Jetzt hat er mich um 3 Wochen gebracht; schon drei Wochen dachte ich über etwas nach, und beinahe hatte ich's, ehe er mit mir redete, jetzt weiß ich's wieder nimmer.

Bau einer Rechenmaschine

Hahn standen für seine technischen Berechnungen nicht die bequemen Tabellen der Quadratwurzeln und Potenzen, der verschiedenen Thermometerskalen, Gewichte und Masse zur Verfügung, wie sie heute jeder technische Kalender, der an Kunden verschenkt wird, enthält. Er mußte sich alles zusammensuchen und ausrechnen. Das von ihm errechnete große Einmaleins bis 100 füllt die ersten 20 Seiten seines technischen Tagebuchs, die Multiplikation der Primzah-

len bis 100 weitere 10 Seiten. Solche Zeit und Gedankenkraft verschlingende Mängel im wissenschaftlichen Werkzeug spornten aber einen schöpferischen Kopf wie Hahn nur zu neuen Erfindungen an. So veranlaßte ihn die unendlich mühsame Berechnung der Räderübersetzungen für seine astronomischen Werke zur Schaffung der ersten brauchbaren Rechenmaschine für die vier Grundrechnungsarten bis auf 14 Stellen. Allein diese Tat hätte ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Feinmechanik gesichert.



Erste Hahn'sche Rechenmaschine

Zwar war Hahn nicht der erste, der Rechenmaschinen baute. Das Rechenbrett des Schotten Napier (1617), das Federverfahren Adam Rieses zur selben Zeit, der logarithmische Rechenstab des Schwaben Gunter (1624), die Rechenmaschine des Philosophen Pascal (1644), die eine Summiermaschine war, die Rechenmaschine von Leibniz (1673), der sich ein Menschenalter mit dieser „Machina arithmetica“ herumschlug, waren die Vorläufer der Hahnschen Konstruktion. Hahn hat erstmals den Gedanken, daß Multiplikationen an sich viele Additionen darstellen und Divisionen eigentlich eine Masse von Subtraktionen sind, mechanisch erfaßt und in einer Vier-Species-Rechenmaschine erreicht. Dieser Grundgedanke spielt auch heute noch bei vielen Rechenmaschinen eine Rolle. Es handelt sich dabei um eine Staffelwalzen-Rechenmaschine.

Ohne die jahrelang geübte Kunst, den Himmel und seine Bewegungen mechanisch nachzubilden, die ihn beim Errechnen der Verzahnungen und Übertragungen beinahe „stumpf im Denken machte“, wäre seine Rechenmaschine wohl nie entstanden. In dem Tagebuch vom 14. Dez. 1772 schrieb Hahn: „Den ganzen Tag nichts getan, als einer neuen Rechenmaschine nachgedacht.“ Schließlich — 1774 war sie fertig. Er konnte sie Herzog Karl Eugen auf der Solitude erklären. 1777 wurde sie Kaiser Joseph II. in der herzoglichen Bibliothek zu Ludwigsburg gezeigt. Auch Goethe und Jean Paul waren begeistert. (Diese Hahnsche Rechenmaschine befindet sich im Schloßmuseum in Stuttgart.) Bedeutende Zeitgenossen suchten Hahn in seiner Werkstatt auf. Unter anderem kam Lavater. Dieser veranlaßte Goethe zu einem Besuch im Pfarrhaus zu Kornwestheim. Der Dichter Schubert trat ihm nahe, Buchdrucker Cotta, der Philosoph Schelling und noch eine Reihe von Gelehrten und höheren Beamten verkehrten mit ihm. Mit Herder, Wieland und mit verschiedenen Astronomen stand er in Briefwechsel.

Der Waagenbauer

Aber nicht nur das Messen der Zeit und der Bewegung, dieser Grundelemente des Kosmos, zog Hahn an, auch die genaue Be-

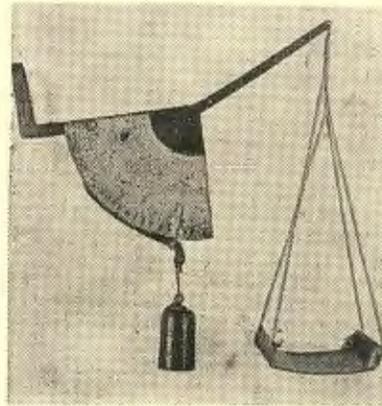
stimmung von Maß und Gewicht. Ursprünglich wollte er seinen Onstmettinger Pfarrkindern aus der Herstellung einer einfachen Handwaage einen Verdienst verschaffen. Er ahnte schwerlich, welche weit in die Ferne wirkende Wohltat er seinem Heimatland erweisen sollte, als er die damals bekannten Wiegegeräte in neue Formen verwandelte und damit die Grundlage zu unserer Waagenindustrie legte. Schon in Ostdorf, als er seinem Vater bei seinem Amtsantritt beistand, war das Ergebnis seines Nachdenkens eine „bequeme Hauswaage“. Es war eine Lösung gleich dem sprichwörtlichen Ei des Columbus. Neben Schaudt griff dann in Onstmettingen der Schmiedemeister Johann Jakob Sauter die Anfertigung dieses praktischen Hausgeräts auf.

Wie sah nun diese Waage, auch Quadranten-, Zeiger- oder Wandwaage genannt, aus? Ein Exemplar davon befindet sich im Waagenmuseum in Balingen. Es ist eine Schnellwaage von praktischer Form ohne Einzelgewichtshandhabung und zugleich das Urbild der späteren Briefwaage. Hahn lagerte die Waagbalken in gehärtete Spitzen. Weiter findet sich an ihr jene hufeisenmagnetartig gestaltete Wandbefestigung. Durch die Aufhängemöglichkeit an drei von einander entfernten Punkten des Waagehebels war der Verwendung der Waage ein genügend großer Spielraum gegeben. Dieses billig herzustellende und dabei genügend empfindliche Wiegegerät fand rasch überall Eingang. Bei 25 Pfund Tragfähigkeit betrug der Preis 5 Gulden, bei 50 Pfund 8 Gulden. Zudem konnte man noch nach Quint und Lot wägen. In der genialen Einfachheit war diese Waage lange Zeit nicht zu übertreffen. Aus ihr hat sich die heute weit verbreitete Zeiger- oder Schnellwaage für die verschiedensten Zwecke entwickelt.

Bald beschäftigte sich Hahn aber auch mit der Vervollkommnung der gleicharmigen Waage. Er erkennt die hohe Wiegegenauigkeit dieser Gattung. Das Verfahren zum Justieren der Feinwaage wird von ihm beschrieben und er stellt dafür 17 Regeln auf, die noch heute der Justierer von Präzisionswaagen einhält; denn es gibt heute beim Justieren einer Präzisionswaage noch kein besseres Mittel als die feinfühlige Hand des Fachmannes. Wenn z. B. mit einer solchen Feinwaage von 100 Gramm Tragkraft Gewicht mit einer Genauigkeit von 0,1 Milligramm gewogen werden soll, so dürfen die Abstände der Erdschneiden von der Mittelschneide um höchstens 1/10 000 Millimeter von einander abweichen. Hier versagt auch das genaueste maschinelle Hilfsmittel. Der geübten Hand des Feinmechanikers gelingt es aber die Abstände der Schneiden durch einen schwachen Schleifstrich oder durch geringes Biegen des Balkens um das erforderliche äußerst kleine Maß sogar über die ganze Länge der Schneide zu verkürzen oder zu verlängern. Die Anweisungen dazu hat schon Hahn aufgestellt und sie den für so ein tüfteliges Geschäft begabten Onstmettingern beigebracht. So wuchs in Onstmettingen eine Hausindustrie heran.

Schaudt war nicht zu bewegen, mit Hahn nach Kornwestheim zu ziehen. Nach dem Weggang Hahns setzte er die Kunst der Feinmechanik in seinem Heimatort fort und trug dazu bei, daß Uhren- und Waagenbau den Bewohnern von Onstmettingen erhalten blieben. Nach Schaudt erlernte auch Johannes Keinath und dessen Sohn Jakob die Uhrmacherei. Uhren von ihnen sind noch in Privatbesitz vorhanden. Der Bauer, Huf- und Waffenschmied Simon Sauter (1784 bis 1831) beschäftigte sich neben der Uhrmacherei mit der Anfertigung von Hahnschen Waagen. Seine Waagen erfreuten sich bald eines guten Rufs, so daß sich drei seiner Söhne diesem Berufszweig widmeten. Der eine Sohn hieß Matthäus und war ein ausgezeichnete Graveur. Er ist der Vater des späteren Kommerzienrats Albert Sauter in

Ebingen. Eine weitere führende Persönlichkeit auf diesem Gebiet war der Mechanikus Gottlieb Kern, der 1845 im alten Schulhaus in Onstmettingen ein Geschäft begann. Zu diesem gesellte sich einige Jahre darnach das Unternehmen Albert Sauters zum „Schiff“ in Ebingen. Die Betriebe wurden jetzt von der handwerksmäßigen auf die fabrikmäßige Herstellung von Waagen umgestellt. Andere stellten sich auf Werkzeuge um. Die Feinmechanik wurde für viele zur Lebensaufgabe. Es sei nur an die Namen Gottfried Keinath, Johannes Bosch, Andreas



Erste Hahn'sche Quadrantenwaage

Alber, Jakob Schneider, Gottlob Haigis, Gottlieb Kern und Ludwig Bosch erinnert. Letzterer begründete in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Feinmechanik in Jungingen im Killertal. Andere feinmechanische Firmen sind in Ebingen gegründet worden, wie Gottlieb Kern und Sohn, Cless, Hartner oder sind von Ebingen nach Balingen umgesiedelt, wie der aus Tailfingen stammende Andreas Bizer. Niemand ahnte, daß der Name dieses Mannes in Verbindung mit Balingen einst eine weltweite Bedeutung erlangen würde (Bizerba).

Der Mittelpunkt der südwürttembergischen Feinmechanik wurde der Kreis Balingen. In Onstmettingen gab es eine Zeit, wo in jeder Familie mindestens ein Glied Mechaniker war. Von den Eichungen bei Präzisionswaagen in Württemberg werden 99 %, von denen des Bundesgebiets über 70 % beim Eichamt Ebingen vorgenommen. 50 bis 60 % der Gesamtproduktion geht ins Ausland. Den Namen Hahn, Sauter, Keinath usw. hat diese Industrie viel zu verdanken. Groß ist die Zahl der Familien, denen die Feinmechanik Arbeit und Brot vermittelt. Den Samen dazu hat Philipp Matthäus Hahn gesät.

Hahn war also der gottbegnadete Ingenieur, voll schöpferischer Gedanken. So erfaßte er mit großer Klarheit die Grundideen der Dampflokomotive schon 1761, also Jahrzehnte vor ihrer Erfindung. In seinen fünf Tagebüchern, die er pünktlich führte, ist zu lesen: „In einer mir von Prof. Öttinger geliehenen Schrift las ich von der Potterschen Feuermaschine, was der Druck der Atmosphäre und der heiße Wasserdampf für eine große Gewalt haben und setzte sogleich in meinen Gedanken die Maschine verkleinert auf einen Wagen, um solchen allein durch Wasser und Feuer ohne weitere Hilfe über Berge und Täler in beliebiger Geschwindigkeit bewegen zu können. Die Kosten und die Gelegenheit ernangelten mir dormalen, um es in kleinem versuchen zu können.“

Der Gottsucher

Ein Mann vor dieser geistigen Regsamkeit und schöpferischen Kraft übte naturgemäß weit über seinen Pfarrsprengel hinaus eine große Anziehungskraft aus. In seiner Werkstatt, die er in dem jeweiligen Ort seiner Pfarrtätigkeit in einem Raum des Pfarrhauses einrichtete, drängten sich wie

in den Meisterateliers der großen Künstler bald viele junge Männer des Landes, ja Deutschlands, um seine Kunst zu erlernen. Aber Philipp Matthäus Hahn wäre falsch gezeichnet, wenn wir bei ihm nur die physikalisch-technische Seite sehen würden. Die zweite starke Seite seines Wesens war die mystisch-theosophische. Beide hatten den gleichen Urgrund im Gottsuchen. Seine technischen Leistungen, die er während eines nur kurzen Lebens vollbrachte, gingen sozusagen nur nebenher. Die Pflichten seines Pfarramtes waren und blieben ihm immer die Hauptsache. Wie zur Entschuldigung gibt er selbst in der Einleitung zur Beschreibung seiner mechanischen Werke Aufschluß darüber, „wie nun das alles ohne Schaden meines tragenden Amtes habe geschehen können“. Was ihn anzog, sich nebenher mit der Himmelsmechanik zu beschäftigen, und was ihm den Eifer und die Beharrlichkeit gab, allen Schwierigkeiten zu trotzen, war die Ehrfurcht vor dem Weltenschöpfer, dessen ewige Gesetze im Lauf der Gestirne er so genau als möglich darzustellen sich vornahm. Sein lebendiger Glaube an das Reich Gottes beruhte bei ihm nicht auf einer überirdischen Vorstellung, sondern war ihm diesseitige Wirklichkeit: ein Leben in Gerechtigkeit, Friede und Freude. Um das zu verstehen, müssen wir kurz ein Kapitel der Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts unseres Landes aufschlagen und auf die politischen und religiösen Wirren der Reformation zurückgreifen.

Der vertriebene Herzog Ulrich war nach seiner Rückkehr 1534 gezwungen, die Reformation auf doppelte Weise einzuführen, da er sowohl den reformierten schweizerischen Städten wie dem Landgrafen von Hessen verpflichtet war. So kam ein Kompromiß zustande, der die württ. evangelische Kirche im Dogma nach dem lutherischen, im Kultus nach dem schweizerischen Muster ordnete. Die Anlehnung im Kultus an das Schweizer Vorbild ergab die verhängnisvoll geforderte Kunstfeindlichkeit. Sie führte nicht nur zu einem radikalen Bildersturm, der unersetzliche mittelalterliche Kunstwerke vernichtete, sondern richtete sich auch gegen jede Art von Instrumentalmusik. Alles, was Theater, Konzert oder gar Oper und Tanz hieß, galt von vornherein als pures Teufelswerk. Kein Wunder, daß an den Grenzen Württembergs wie an einer Regenhaut alles abperlte, was ringsherum, in Oberschwaben, Bayern, Würzburg, ja sogar im benachbarten Baden, als herrlichste Barockkunst blühte. Man wollte unbeirrt auf dem schmalen Wege strengster Tugend weiterwandelte.

Eine Ausnahme machte nur der Hof, der unter den kunstsinnigen Herzögen Eberhard Ludwig, Karl Alexander und Karl Eugen in Stuttgart und Ludwigsburg zu bauen begann und fremde Künstler ins Land rief. Aber alle diese Bemühungen blieben zunächst ohne eigentliches Echo im Volk. Doch konnte nicht verhindert werden, daß die Tür zur Außenwelt wieder aufgestoßen wurde. Die großen geistigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts, der Pietismus und die Aufklärung, drangen auch in Württemberg ein, und die humanistisch wohlgebildete Bürgerschaft wurde zur Auseinandersetzung aufgefordert. Gerade der Pietismus, der von Frankreich kommend, fast überall die vorwiegend hochgestellten Kreise erfaßte, wurde in Württemberg, wie nirgends sonst, sehr rasch zu einer Volksbewegung. Hier nahm die Kirche selbst sich der neuen Ideen an. Verbindungen zu den Anhängern Zinzendorfs wurden aufgenommen. Lavater wurde nirgends so schwärmerisch verehrt wie im alten Württemberg, und zu diesen Verehrern gehörte auch Hahn.

Der im Pietismus liegende Zug zur Naturerkenntnis machte den Weg frei zur Aufnahme der Aufklärung, der französischen

Enzyklopädisten und der Leibniz-Wolff-Theorie. So konnte Hahn ebenso eifriger Mathematiker wie Naturwissenschaftler sein, der um des Gotteslobes willen sich bemühte, die Geheimnisse der Natur zu erforschen. In Aufarbeitung und Verbindung der neuen Strömungen war Hahn berufen, die einschneidenden politischen und geistigen Veränderungen des 19. Jahrhunderts vorzubereiten. Er muß durch seine Predigten starke Überzeugungs- und Anziehungskraft besessen haben. Ein Zeitgenosse schreibt: „Es war einem zumute, als sähe und hörte man nicht einen Menschen, sondern einen Gesandten Gottes vom Himmel herunterkommen“.

Man muß einige seiner zahlreichen theologischen Schriften, etwa die Auslegung des Epheser- und Kolosserbriefes oder sein Predigtbuch vornehmen, um zu erkennen, auf welcher Höhe, Reife und Festigkeit Hahns Religiosität und Lebensauffassung standen, die er aber auch in Wort und Tat

bewies. Alle Welt kam in Geldnöten zu ihm. Er gab jedem, der ihn um Geld anging, reichlich. Als er einmal fast ohne Geld war und dennoch das letzte hergab, schrieb er: „Wohin der Herr einem eine Assignation gibt ins Gewissen, da muß man auszahlen. Im Gewissen bleibt die Quittung“. Im Handeln und in der Gesinnung betätigte er im wahrsten Sinne praktisches Christentum. „Das Zeitliche hat er gemessen und das Ewige nicht vergessen“!

Hahns Name soll für uns ein Symbol sein. Die Kräfte in ihm, die hochsteigende Mystik mit ihren Erlösungsträumen und das peinlichst auf das Nurwirkliche gerichtete, nicht Ruhm und Vorteil suchende Wesen runden sein kurzes Leben zu einer Persönlichkeit von seltenen Ausmaßen und zu einem Schöpfer unvergänglicher deutscher Werte, an dem man zwar nicht Dankbarkeit und Verschwendung trieb. Der Name dieses einzigartigen Schwaben darf daher nicht in Vergessenheit geraten.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 37 Weilstetten

Bräuche

Erst in neuerer Zeit finden **Fasnachtsumzüge** statt. Den ersten Fasnachtsball plante der Turnverein i. J. 1907 im Gasthaus zum „Adler“. Am Tag nach der Vorbereitung des Balles brannte das Gasthaus ab, so daß nichts daraus wurde. (Weilheim!) — In der alten OAB ist auch für Weilheim die Sitte des **Eiersammelns** und **Eierlesens** berichtet; heute nicht mehr üblich. (Seite 119).

In der **Himmelfahrtsnacht** um 11 Uhr zogen die jungen Leute früher ins „Hornsteich“, wo ein Feuer angezündet, musiziert und getanzt wurde. Gegen Morgen zog man nach Tieringen in eine Wirtschaft, hauptsächlich in den „Adler“. Die Tieringer sagten: „Jetzt kommad d Weilamer mit dr Ha'dwargel (Handharmonika)!“ Gegen Mittag zog man heim nach Tieringen zum Essen. Sog. „Himmelfahrtsblüamle“ (= Mausohrle, Mausohrlein) werden auch heute noch vom Schafberg geholt und Kränzchen daraus geflochten, die in der Stube an die Wand gehängt werden. Diese Blümchen sind ohne Wasser haltbar.

Kirchweih. OAB Seite 120: „In Weilheim zogen Burschen mit einer Flasche Wein durch's Ort, um die Mädchen zum Tanz zu holen. Sie führten an seidenem Bande einen Hammel mit, der dann herausgetanzt wurde. Einer der angesehensten Burschen hatte als Pfeifermeister die Aufsicht und unbedingten Gehorsam.“ An der Kirchweih buk eine Familie oft 30 bis 40 Kuchen. In allen Wirtschaften lag Kuchen auf zur freien Bedienung der Gäste.

Hochzeit. OAB Seite 122: „Zur Hochzeit wird geladen, wenn die Braut nicht vom Ort, durch einen Hochzeitslader mit einem Gesellen, welche in Weilheim eine frisch geschnittene Gerte tragen als Abzeichen, ein abgeblaster Rest des Wehrgehanges, mit welchem in noch nicht zu langer Vergangenheit der Hochzeitslader paradierte.“ Auch führte einst der Brautführer die Braut in die Kirche, während ihr Mann mit den anderen Hochzeitsgästen nachfolgte. Im Jahr 1887 soll zum ersten Mal die Braut mit dem Hochzeiter in die Kirche gegangen sein.

Sagen

An einem Samstagnachmittag mußte ein Mädchen den Gemeindebackofen ausräumen und sauber machen. Als das Mädchen in den Backofen schaute, sah es etwas Braunes in einer Ecke liegen und dachte, es sei ein Fuchs. Es rannte schreiend zur Tür hinaus und holte Männer. Diese stellten jedoch fest, daß es sich nur um einen verbrannten Brotlaib handle. Seit der Zeit müssen sich

die Weilheimer den Namen „**Lochenfuchse**“ gefallen lassen. — Der Räuberhauptmann **Hannickel** habe sich einst auch auf dem Schafberg in dem „**Gespaltene Felsen**“ aufgehhalten.

Aberglauben

OAB Seite 128: „In Weilheim ist die Zusammenkunft der **Hexen** auf dem Heuberg wohl bekannt. Wenn sich eine bei der Heimkehr verspätet, so kann sie möglicherweise erwischt und entlarvt werden. Erst vor einigen Jahren ist eine Verspätete morgens früh in der Luft durch den Ort gefahren unter furchtbarem Geheul. Viele Leute sind aus dem Bett gefahren, haben die Fenster schnell aufgerissen und wollten die Ursache des Geschreies erfahren. Auch der Brückenschwirth tat also, konnte aber nichts sehen, doch erzählte ihm der damalige Nachtwächter M. St. voll Schrecken und Entsetzen, daß die Hexe soeben ganz nahe an ihm vorbeigefahren sei und ihm den Hut vom Kopf gestreift habe.“ Auch sonst glaubte man an Hexen, das heißt, man glaubte, daß bestimmte Frauen Hexen seien.

Sprichwörter, Redensarten

Weilheim under der Lochen, wenn man kein Wasser hat, kann man nicht kochen. — Wer gut leben will, der muß nach Weilheim gehen, da gibt's am Freitag Schweinefleisch und sonst die ganze Woche keins. — An alter Fuchs fendt allaweil wieder sei Loch! — Als ein Besucher den Andreesvetter (Andreas Sauter, lebt noch) als Andreesvetter anredete, rief er aus: „No' it sovel Vetter; weil Vetter, weil Spitzbuaba!“

In der **Mundart** ist zwischen Weilheim und Waldstetten kaum ein Unterschied. Kirche und Schule ist seit langem beisammen. Eine Frau von Weilstetten (Ortsteil Weilheim, lebt noch, Frau Emma, Ehefrau des Gottlieb Schöller) begrüßte einst einen alten Mann mit der Anrede „Jakoble!“, worüber er sich sehr freute, weil er daran erkannte, daß sie wie er von Waldstetten stammte (in Weilheim: Jakoble).

Namengebung. Früher viel Jakob und Johannes wie anderwärts. Ein alter Bürger pflegte zu sagen, dies seien die vornehmsten Namen: der Johannes bringe den Heuet und der Jakob die Ernte. Die ersten Kinder taufte man gewöhnlich dem Paten und der Patin (dem Döte und der Dote) nach. Eine Mutter sagte: „I will koa' Angas (Agnes) ond koa' Käther ond koa' Bärbel!“ Man taufte eine Emma (s. o.). Eine Nachbarin oder Bekannte rief aus: „Uh je, so an arm Mädle ond so an fürnemma Nama!“

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Vom Kreislauf des Wassers

Von Hans Müller

Vom Himmel kommt es, zum Himmel geht es! Damit hat der Dichter den umfassendsten Gedanken schon angeschlagen. Die Niederschläge Regen, Schnee, Hagel, Graupeln fallen auf die Erde; sie fließen mit dem Gefälle in die Bäche, Flüsse, Ströme und ins Meer. Durch die Verdunstung, deren Antrieb reine Sonnenkraft ist, steigen sie wieder empor und werden zu Wolken. Was wir dabei viel zu wenig beachten, ist die Tatsache, daß in diesen größten Kreislauf gleich die gewaltigste Kläranlage der Erde eingebaut ist: Es verdunstet nahezu chemisch reines Wasser. Verdunstung findet aber auch über allen Wasserläufen und stehenden Gewässern, über Wäldern, Wiesen und Ödland statt. So schalten sich kleinere Kreisläufe in den geschilderten größten ein. Es gibt deren noch mehr. Da taucht ein Teil der Niederschläge als Grundwasser in nicht zu großer Tiefe; es wird vom Boden gefiltert und steigt wieder empor. In ariden Gebieten (Wüsten Steppen) wird es durch Kapillarität an die heißtrockne Oberfläche bei Tage heraufgezogen, wo es seine Salze in dem Maße ablagert, wie es verdunstet. Bei Nacht kann ein Teil des Grundwassers wieder sinken, so daß wir einen Kreislauf innerhalb der Erdkruste vor uns hätten. Ein Gegenstück hierzu sind die „verbrennenden Gewitter“. Die Warmluft einer erhitzten Landschaft, besonders bei Sand oder Fels, läßt Niederschläge aus großen Höhen noch in der Luft wieder verdunsten. Einen Kreislauf besonderer Art haben wir in Kalkgebirgen. Da versickert das Wasser nicht nur, es versinkt in selbst geschaffene Klüfte bis zu mehreren 100 m Tiefe und schließt sich erst durch kräftige Karstquellen wieder dem äußeren Kreislauf an. Solche Quellen liegen bei uns meist in tief eingeschnittenen Tälern; an der Küste Jugoslawiens treten sie zum Teil an der Meeresküste unter dem Meerwasser hervor. Bekannt ist der Kreislauf des Wassers durch die Wurzeln, Stengel, Blätter der Pflanzen hindurch zur Atmosphäre, wobei ebenfalls eine Reinigung stattfindet, indem die Pflanze die Beimengungen ja gerade als ihre Nahrung zurückhält. — So sind also eine ganze Reihe kleinerer Kreisläufe in den größten Kreislauf harmonisch eingefügt; alles hat sich seit Jahrmillionen schön eingespielt; es funktioniert nicht nur, das Lebens- element Wasser wird außerdem fortwährend wieder in seinen sauberen Urzustand zurückgeführt. Die Tiere sind nach Zahl und Masse ein viel größeres Heer als die Menschen. Sie verunreinigen das Wasser durch ihre Ausscheidungen und durch ihre Kadaver nach dem Tode. Aber das ist schon längst einkalkuliert. Es kann gar keine Rede davon sein, daß dadurch das liquide Element der Erde insgesamt verdorben werden könnte.

Nun aber der Mensch! Jahrtausendlang hat er sich so in die Natur eingeordnet, daß er nicht viel Schaden angerichtet hat. Danach war der Schaden örtlich beschränkt. Haben die Bauern oder Kleinbürger ihre Gülle in die Erde laufen lassen, wo sie durch die damals hölzernen Teichel in die Wasser-

zufuhr zum gemeinsamen Brunnen lief, so wurde gelegentlich eine Hexe gefoltert und verbrannt, weil sie Mensch und Vieh die Seuchen „angetan“ hatte. Ganz so gedankenfaul ist man nun heute nicht mehr; aber wir werden gut daran tun, uns ständig zu prüfen, ob wir genügend und wirklickeitsgemäß denken. Der Mensch hat also einen letzten, den einzigen nicht funktionierenden Wasserkreislauf in die Natur eingebaut. Er verunreinigt das Wasser und läßt es laufen. Wo er Reinigungsanlagen gebaut hat, erweisen sie sich nach bestimmter Zeit als unzureichend. Als Grund wird regelmäßig die anwachsende Bevölkerungszahl genannt. Aber wie ist denn das? Es gibt doch viel mehr Tiere als Menschen, und sie schaden dem Wasserhaushalt nicht. Vergessen wird nur gar zu gern, daß der Mensch weniger in seiner Anzahl als vielmehr in der Größe und Art seiner Bedürfnisse gewachsen ist. Es sind zumeist keine höheren Bedürfnisse sondern nur Diener der Bequemlichkeit. Trotz allem wäre seine gute alte Mutter Natur herzlich gern bereit, ihm den Dreck zu putzen, wie sie es dem älteren Bruder Tier auch tut. Aber das wird ihr an vielen Stellen von dem jüngeren Sprößling Mensch unmöglich gemacht. Zunächst in allen den stehenden oder fließenden Gewässern, deren (genau meßbare) „Abwasserlast“ so groß geworden ist oder deren Verschmutzung durch bestimmte Industrien so einseitig ist, daß die Selbstreinigungskraft dieser Gewässer dadurch lahmgelegt wird. Hinzu kommt in sehr erschwerender Weise, daß sich der Mensch mit seinen Erfindungen mehr und mehr von der Natur entfernt, etwas Neues neben sie hinsetzt, das er aber selber noch nicht ganz in der Hand hat. So gibt es heute schon eine ganze Anzahl synthetischer Stoffe, die sozusagen nicht mehr recht zerfallen wollen und somit der Abwasserreinigung Rätsel aufgeben. Ein weiteres Problem ist die Rekordsucht des Menschen. Er will überall ein Maximum: immer größer, immer schneller, immer höher immer weißer! Das ist gar nicht die Art der besonnenen Mutter Natur, die überall nach einem Optimum strebt. Nicht das Größte und nicht das Kleinste, sondern stets das für die Entfaltung von Leben Günstigste! Daß sie mit diesem bescheidenen Grundsatz in ihren Wirkungen dem Menschen noch immer himmelweit überlegen ist, lehrt jede ruhige Betrachtung. Zum Beispiel kennt sie seit Urzeiten den Substanzerfall heute endlich bekannt geworden unter den Modewörtern Atom oder Radioaktivität Substanzerfall findet schon immer im Körper der Erde statt, aber so fein dosiert, daß es keinen Schaden anrichtet, sondern ein Zuschuß von Eigenkraft zur Sonnenenergie ist. Strahlungskräfte scheßen auch vom Kosmos her auf die Erde ein; aber ein mit Ehrfurcht zu studierendes System von überatmosphärischen Hüllen schützt das Leben der Erde ab. Was tut aber der Mensch? Er erfindet den Substanzerfall zuerst einmal zu Zerstörungszwecken. Dann erst kommt das Atom für den Frieden; aber es ist durchaus noch

nicht stubenrein. Die Sache wird (nicht von den Wissenschaftlern!) so hastig betrieben, daß die Auswirkungen und Abfälle noch nicht gebändigt werden können. So kann aus dem Lebens- element Wasser ein Krankheitsträger werden. Der scharfsinnige Denker Gotthold Ephraim Lessing hat herausgefunden, daß der Mensch bis zum Beginn der sogenannten Neuzeit ein Kind war. Somit ist er jetzt ein Jugendlicher in dem Alter, wo bei äußerster innerer Unsicherheit und Turbulenz nach außen hin mit Kräften geprotzt wird, die recht fragwürdig sind. Es muß knallen, krachen, es darf ruhig möglichst viel „hin“ sein; dann wird wieder geschuftet, mehr hastig als stetig, und vor allem: Maximales auf allen Gebieten! Ist das nicht das Erscheinungsbild des Halbstarcken? Was ist aber dann ganz stark? Nun, natürlich das aus echten religiösen Kräften in der Stille wirkende Optimale, Lebens- erhaltende, wie es uns die Schöpfung lehrt. Menschen wie Albert Schweitzer nehmen für ihre Person diese Menschheitsentwicklung voraus. Es sind nicht nur einzelne. Es sind sogar sehr viele; nämlich alle die Unscheinbaren, die nicht immer gleich dagegenschimpfen, dagegenschießen, dagegenschießen. Ohne sie hätten sich die Ellenbogenmenschen schon längst gegenseitig aufgerieben. Das Weiterleben der Menschheit beruht auf den Millionen kleiner Dreck- schlucker, moralisch gesprochen.

Was hat das aber mit dem Wasser zu tun? Wer etwas tiefer in die Dinge hineinschaut, wird oft gewahr, daß in der Schöpfung gleichnisartig etwas schon längst niedergelegt ist, was im Menschenleben auf moralischer Ebene wiederkehrt. So kennt die Natur nicht nur Millionen, sondern Milliarden kleinster Dreckschlucker in einem sehr materiellen Sinne. Es sind bestimmende Bakterienarten, die überall das Wasser reinigen, wo ihnen die Möglichkeit dazu nicht genommen wird. Sie arbeiten in der Stille und sind fast nicht sichtbar. Sie leisten eine Arbeit, die der Mensch auch mit den letzten Errungenschaften seiner Wissenschaft und Technik nicht vollbringt.

Selbstreinigung unserer Gewässer

Da wir hier ein Gebiet vor uns haben, auf dem der Mensch noch recht wenig kann, seien die Methoden der Natur als Lehrmeisterin den menschlichen Bemühungen vorangestellt. Von der fortwährenden Destillation durch die Sonnenenergie wurde gesprochen. Sie ist ebenso großartig, wie sie einfach erscheint. Aber ist ihr Reinigungsgrad nicht mehr als optimal? Zumal Mensch und Tier ja gar kein reines Aqua destillata vertragen könnten! Unbesorgt, der Kreislauf arbeitet höchst sinnvoll. Auf dem Wege zur Erde nehmen die Niederschläge Gase, Rauch und Staub auf, wodurch also auch noch eine Luftreinigung eingeschaltet ist. Bei der Filterung im Boden wird sowohl abgegeben als auch aufgenommen. Bis wir das Wasser trinken können, ist es schon ein recht zusammengesetzter Stoff. Es enthält sogar Bakterien, solche die wir im Darm brauchen, solche die wir innerlich zu bekämpfen vermögen und solche, die uns krank machen. Außerdem enthält das Wasser gebundene,

kolloidale, gelöste und schwebende Bestandteile. Ein sehr spezielles Buch „Wasser“ von Prof. Bahlsen beginnt mit dem Gedanken, daß es reines Wasser überhaupt nicht gibt. Andre Wasserspezialisten stellen fest, daß bestimmte Industriezweige höhere Anforderungen an die Beschaffenheit des Wassers stellen als der menschliche Magen. Es ist also gar nicht die Verunreinigung des Wassers zum Problem und zur großen Sorge geworden, sondern nur das Zuviel in dieser Hinsicht. Während eines Gewitters können zuviel Schwebestoffe im Regenwasser sein. Wir gehen ins Freie und beobachten, wie sie sich der Korngröße nach absetzen, je langsamer das Rinnsal fließt. Hier wirkt ganz einfach die Schwerkraft. Man kann das eine mechanische Selbstreinigung nennen. Sie erfährt natürlich nicht das chemisch im Wasser Gebundene oder Gelöste. Jeder Regen fällt woanders, über einem Wald, über einer Sanddüne oder auch über einer Industriestadt. Jedes Wasser rinnt woanders, durch Tonboden, über Kalksteine oder auch an einem Schuttabladeplatz vorbei. Jedes Rinnsal ist also chemisch wieder etwas anders. Alle fließen sie irgendwo zusammen, und dabei vollziehen sich eine Menge chemischer Reaktionen, die im Endeffekt zu einer Neutralisierung des Wassers führen, wenigstens zu einer annähernden, was ja (siehe oben) genügt. Das Mittel der Natur, zu diesem Ziel zu gelangen, ist die Elektrolyse. Zeit, Bewegung, Reibung, Wärme, Berührung mit Luft und Erde wirken mit. Da haben wir eine chemische Selbstreinigung. Sie erfährt aber nicht die organischen Stoffe die Großmoleküle. Sie zu zertrümmern und in einfachere, d. h. anorganische Stoffe zu zerlegen, sind stärkere Kräfte vonnöten. An dieser Stelle nun, wo es ganz schwierig wird, marschieren die Milliardenheere der ganz kleinen auf und entwickeln sich in aller Stille zu Schwerstarbeitern. Sie leisten die biologische Reinigung, d. h. den Abbau aller Nahrungsmittelreste aus Haushalt und Fabriken, der menschlichen und tierischen Ausscheidungen, der Verwesung aller Art und der Industrien mit organischen Abwässern, z. B. Zellstoff. Wieder sieht die Methode der Natur verblüffend einfach aus, diese Schmutzstoffe werden einfach aufgefressen. Die sauberste Arbeit leisten die lufthungrigen, die aeroben Bakterien. Sollte das Abwasser über 37 Grad warm werden, dann werden sie durch die thermophilen Bakterien abgelöst. Schwieriger wird die Sache im Grundschlamm, wo kein Sauerstoff aus der Luft hingelangt. Da gibt es eine Garnitur Bakterien, die die Kraft besitzen, bei der Spaltung der Moleküle das Oxygenium an sich zu reißen. Im Schlamm arbeiten aber hauptsächlich die anaeroben Bakterien, die gar keinen Sauerstoff brauchen. Ihre Zersetzungsprodukte sind zuerst Schlammgas (Methan) und dann Schwefelwasserstoff. Es steigen Blasen auf und es stinkt; wir haben eine echte Fäulnis vor uns. Der ausgefäule Schlamm kann vom nächsten Hochwasser mitgerissen werden. Dann wird er entweder auf der Talsohle ausgebreitet und wirkt düngend oder er bleibt im Wasser und wird vollends abgebaut. Das ist die biologische Klärung in großen Zügen. Unsere gute alte Mutter Natur vollbringt tatsächlich das Meisterwerk, aus Schmutzwasser wieder einwandfreies Trink- und Gebrauchswasser zu machen! Ihre winzigen Gehilfen, die aeroben und die anaeroben Bakterien, sind beinahe allgegenwärtig. Bei Nahrungsmittelmangel halten sie einen langen Ruhezustand aus. Ferner kann sich unter günstigen Bedingungen durch Mutation die eine Art sogar in eine andere verwandeln, deren Lebensbedingungen gerade vorhanden sind. Da die lufthungrigen Bakterien die im Wasser enthaltene Luft veratmen, muß diese um so stärker wiederersetzt werden als das Wasser verschmutzt ist und die Bakterien sich

durch Teilung vermehrt haben. Manchmal zehrt von unten her noch der Schlamm am Sauerstoffgehalt des Wassers. Günstig sind also alle die Gelegenheiten, wo sich Wasser und Luft berühren: der Spiegel von Seen, Teichen, Weibern (Ebingen hatte einst 8, Winterlingen 5), jeder Wirbel an einem Felsen, jeder Wasserfall, jede Welle vom Wind aufgeworfen. Auch die Wasserpflanzen beteiligen sich. Da z. B. die Algen Licht brauchen, beteiligt sich auch die Sonne an der Arbeit. Es ist leicht einzusehen, daß zu einer bestimmten Verschmutzung auch eine bestimmte Fließlänge und Fließzeit eines Gewässers gehört, um die Selbstreinigung zu gewährleisten. Im Winter vollzieht sie sich langsamer, aber dafür ist auch mehr Verdünnungswasser vorhanden, denn die Verdunstung hat nachgelassen. Auch im Meer läßt das Tempo der Selbstreinigung nach wegen des hohen Salzgehalts; aber die Meerestiere haben sich dem angepaßt, und aufs Land kommt das Meerwasser „destilliert“.

Zusätzliche Bemühungen des Menschen

Da der Mensch allein den Wasserhaushalt der Natur in Unordnung gebracht hat und ihr sogar durch Überlastung der Gewässer mit Schmutz und Atom-Müll die Möglichkeit nimmt, ihre Arbeit fortzusetzen, erwächst ihm die Pflicht zur Abhilfe. Es ist sehr erfreulich, daß die moderne Abwassertechnik voll auf die Methoden der Natur eingeht. Wo es noch möglich ist — so an der Großen Lauter und an der Jagst — wird der Fluß nicht „begrädigt“ bis zum Betonkanal; die größeren Windungen werden ihm gelassen, mit Naturstein gedämmt, mit den richtigen Bäumen bepflanzt. Dann und wann wird ein „Rückhaltebecken“ eingeschaltet, wozu eine kleine Staustufe gehört. Neben der erhöhten Selbstreinigung wird eine Regulierbarkeit des Flusses erzielt, Hochwasserschäden ausgeschaltet, Wasservorrat geschaffen. Eine derart naturgemäße Maßnahme wirkt selbstverständlich auch verschönernd auf das Landschaftsbild. Bei Flüssen wie der Schmiecha, der Echaz und wohl auch der Eyach kann man das natürlich auch so machen, aber es genügt nicht mehr; ihre Abwasserlast ist viel zu hoch. Wenn man einen Stausee mit Schmutz überlastet, schlägt seine Reinigungswirkung ins stinkende Gegenteil um und er schadet mehr als er nützt. Zu großflächigen Bodenfiltern fehlen uns die Sandnassen. Eine einfache Verrieselung auf landwirtschaftliche Flächen erfordert viel ebenes Gelände und birgt die Gefahr der Verbreitung von Wurmeiern (Spulwurm, Hakenwurm) auf Pflanzen. Von da kommen sie in den Magen der Menschen und Tiere. Auch andere Krankheitserreger sollten abgetötet und nicht gerade gezüchtet werden. Sie sind sehr klein und bei Untersuchung von Wasserproben schwer zu ermitteln. Deswegen zählt man die ganz harmlosen, aber eben leichter zählbaren Coli-Bakterien und nimmt sie als Anhaltspunkt für die Verseuchung überhaupt. Eine moderne, kleinräumige Kläranlage besteht aus den Stufen: mechanische, chemische, biologische Reinigung. Sie ist eine Nachahmung der Natur, nur eben durch menschlichen Scharfsinn auf kleineren Raum zusammengezogen. Ein Regenablauf leitet in vielen Fällen ein Übermaß an wenig verunreinigtem Wasser bei Gewitter oder Schneeschmelze an der Kläranlage vorbei. Der Sandfang ist ein Kanal, in dem das Abwasser gezwungen ist, langsam zu fließen, so daß sich der Sand absetzt. Dadurch wird der Klärschlamm entlastet und die Pumpen geschont. Anschließend folgen die Absetzbecken. Sie können einstöckig sein und unten spitz zulaufen; dann muß der abgesetzte Schlamm regelmäßig aus ihnen entfernt werden. Sind sie zweistöckig, so heißen sie Emscherbrunnen und bilden im unteren Teil einen Faulraum. Grö-

ßere Kläranlagen haben Faultürme. In ihnen wird der Schlamm gewärmt, so daß die anaeroben Bakterien den Schlamm „ausreifen“ lassen können. Er hat während der Fäulnis Methangas und Schwefelwasserstoff abgegeben und stinkt nicht mehr. Er ist landwirtschaftlich verwertbar. In die Faultürme bringt man auch das zerkleinerte „Strandgut“, welches am Eingang der Kläranlage an den Siebrechen hängen bleibt und manchmal sogar den Stadtmüll. Das Methangas ist sehr kalorienreich; es wird zum Heizen der Faultürme, zum Antrieb der Maschinen verwendet oder im Überschuss an das städtische Gaswerk abgegeben. Obwohl in den Faultürmen Bakterien arbeiten, ist das noch nicht die biologische Reinigung, denn es wird nur der Schlamm behandelt, nicht das in den Klärbecken über dem Schlamm stehende noch sehr unreine Abwasser. In ihm schweben noch grobe Verunreinigungen in Flockenform. Sie werden durch Zustatz von Eisenchlorid, -sulfid oder -hydroxyd zum Absinken gebracht. Das sieht zwar nach Chemie aus, ist aber noch nicht die chemische Reinigung. Fett und Schaum schwimmen auf und müssen abgeschöpft werden. Bis hierher geht die mechanische Reinigung. — Viel schwieriger ist der chemische Teil der Anlage, weil Abwasser ein außerordentlich zusammengesetztes Wasser ist und zudem in seiner Beschaffenheit fortwährend wechselt. Nur in Sonderfällen, wenn etwa eine Fabrik stetig große Massen eines anorganischen Giftes ins Wasser bringt, kann ein chemisches Gegenmittel angezeigt sein. Große Anlagen, wie z. B. die Hauptkläranlage Stuttgart-Mühlhausen wenden eine verblüffend einfache, der Natur abgelauschte Methode an. Sie mischen das mehr alkalische Haushaltswasser mit dem mehr säurehaltigen Industrieabwasser, wobei durch Rückhaltebecken das Mischungsverhältnis sogar reguliert werden kann. Man weiß ja noch von der Schule her, daß sich Säuren und Basen zu Salzen und reinem Wasser neutralisieren. Die Salze aber setzen sich ab.

Der biologische Teil der Kläranlage, den in unserer Umgebung bislang nur der Truppenübungsplatz hat (im Kohltal), ist reine Bakterienarbeit, und zwar aerobe. Also muß viel Sauerstoff beschafft werden. Es sind vielerlei Anlagen erfunden worden, von denen hier nur die beiden wichtigsten erwähnt werden können. Bei den Tropfkörpern wird das vorgereinigte Abwasser mit einer Art selbsttätiger Rasensprenger über eine dicke Lage Schotter verteilt. Beim Versprengen nimmt es Luft auf; durch die Zwischenräume der Schottersteine ganz bestimmter Größe strömt weitere Luft selbstständig auf oder ab je nach Außen- und Innentemperatur. Die Steine ruhen auf einem Lattenrost, unter welchem das Wasser wieder abfließt. Es ist noch immer undurchsichtig, aber die schwierigen organischen Flocken sind zu anorganischen Stoffen abgebaut und können in Rührbecken zum Absinken gebracht werden. Der Witz bei der Sache ist neben der Sauerstoffzufuhr, daß die Bakterien am Fortschwimmen gehindert werden, indem man ihnen auf den Steinen einen „Sitzplatz“ anbietet. Eine andere Methode, die Bakterien länger in ihrem Arbeitsverhältnis festzuhalten (die Natur macht das durch längere Wasserläufe) ist das Belebungsverfahren. Da wird das vorgeklärte Wasser in verhältnismäßig raumparenden Becken mit rotierenden Metallbürsten bearbeitet, versprüht und damit sauerstoffreicher gemacht. In gleichem Maße vermehren sich die aeroben Bakterien. Mit diesem „belebten“ Abwasser wird weiter vorn in der gesamten Anlage das Abwasser „geimpft“, so daß ebenfalls ein längeres Verbleiben der kleinen Helfer gewährleistet ist. In allen Teilen der Kläranlage fällt Schlamm an, der in besagter Weise in den Faultürmen behandelt wird. Im Überblick

sind es nicht drei getrennte Teilabschnitte der Entschmutzung, sondern ein Ineinandergreifen auf Schritt und Tritt. Ein Gang durch eine moderne Abwasserreinigung an der Hand eines begeisterten Fachmanns (das gibt es!) ist ein wissenschaftlich-technischer Hochgenuß, besonders wenn man als Freund der Natur immer wieder verschmitzt lächelnd feststellt, daß sie hier nur nachgehakt und eingespannt, keineswegs jedoch irgendwie ersetzt werden kann! — Man kann auch von der raffiniertesten Kläranlage der Menschheit kein Trinkwasser erwarten. Was da abläuft, sieht noch bedenklich genug aus. Den natürlichen Gewässern bleibt immer noch die Hauptarbeit. Aber wenn alle menschlichen Hilfseinrichtungen ausreichend und in Ordnung sind, dann ist die Abwasserlast unserer Flüsse so, daß sie den Rest der Arbeit tun können. Es gibt hierfür genaue Maße. Jeder Einwohner verunreinigt das Wasser so, daß für ihn 54 mg Sauerstoff täglich zusätzlich ins Wasser gelangen müssen für „seine“ Bakterien. Eine Fabrik braucht das 1000- bis 6000-fache, also soviel wie eine Kleinstadt. Dies ist für alle Betriebszweige genau errechnet. In dem Maße wie der Natur die Abwasserlast erleichtert wird, wird dem Menschen eine Finanzlast auferlegt, denn trotz der Nebenprodukte Methangas und kompostierfähigem Klärschlamm bleibt eine solche Anlage

immer „unrentabel“, allerdings nur für Kurzsichtige. Eine gerechte Lastenverteilung müßte die Industrieprodukte mit zur Belastung heranziehen, die in so hohem Grade zur Verunreinigung beitragen.

Wir haben hier ein schönes Beispiel dafür, wie sich der Mensch, wenn er sich von der Natur abwendet (bestimmte Produktionszweige), im Zusammenhang damit an anderer Stelle in verstärktem Maße der Natur wieder zuwenden muß (Klärmaßnahmen). Er hat in die natürlichen Kreisläufe des Wassers einen unnatürlichen eingeschaltet. Er muß ihn in Ordnung bringen, wenn er sich nicht selber schweren Gefahren aussetzen will. Dabei darf er glücklich sein, daß ihm die Natur sogar dabei noch hilft, so sehr er sich auch von ihr entfernt und sie mißhandelt hat. Schauen wir uns doch einmal unsere schönen Flußtäler an! Sind sie es denn nicht wert, sauber gehalten zu werden? Ist nicht die Schöpfung ein Wert in sich selber, ganz unabhängig vom Menschen und millionenmal älter? Auch der Mensch ist ein Teil der Schöpfung. Er darf daher nie gegen sie arbeiten; sein Verantwortungsbewußtsein ihr gegenüber muß zunehmen, je selbständiger er wird. Man kann aber nur etwas verantworten, wenn man gründlich darüber nachgedacht hat. Sonst ist das Verantworten nur eine menschenunwürdige Reflexhandlung.

lingen. Sein größter Mangel nur war, daß dieser Teil noch mit keinem adligen Sitz versehen war. Damit also sein Inhaber möglichst schnell sich ebenfalls ein Schloß bauen könne, mußte ihm der Inhaber der anderen Geislinger Hälfte 2000 Gulden zahlen. Wann dieser 2. adlige Sitz in Geislingen dann gebaut wurde, ist nicht überliefert.

Aber nicht alle Güter zu Geislingen sollten zwischen den beiden Brüdern Hans Reinhard und Hans Sigmund geteilt werden, sondern einige sollten auch von ihnen gemeinsam genutzt werden. So vor allem die Stotzingische Mühle in Balingen und die Mühle in Geislingen, ferner die Badstube und die Ziegelhütte. Jeder der beiden Obrigkeiten sollte es gestattet sein, in ihrem Teil Wirtschaften einzurichten und das dort zu entrichtende Umgelt (Getränksteuer) einzuziehen. Solange aber nur eine Wirtschaft in Geislingen bestünde, sollte sie von beiden Obrigkeiten gemeinsam genützt werden.

Die Güter in Geislingen mochten wohl verhältnismäßig leicht geteilt werden. Wie sollte es aber mit der eigentlichen Dorfverwaltung und mit der Ausübung der obrigkeitlichen Rechte werden, die man nicht ohne tiefgreifende Folgen so leicht zerreißen konnte? Die Brüder von Stotzingen hatten in Geislingen nicht nur den Niedergerichtszwang, sondern auch die hohe Obrigkeit und, durch kaiserlichen Lehenbrief, den Blutbann, d. h. das Recht, Verbrecher zu richten. Das Dorf Geislingen war also ein kleiner Staat für sich, der sich nur dem Umfang, nicht aber dem Rechte nach vom angrenzenden viel größeren Württemberg unterschied. Der Galgen an der Straße nach Rosenfeld legte davon sichtbar Zeugnis ab. Jetzt wurde bestimmt, daß in Lehensfällen der Blutbann von beiden Obrigkeiten gemeinsam beim Kaiser zu empfangen sei, ebenso der große Fruchtzehnt, der vom Bistum Konstanz zu Lehen ging. Die Ausübung der obrigkeitlichen Rechte wechselte alljährlich zwischen beiden Obrigkeiten, Strafgerichte sollten geteilt werden, ebenso die Unkosten, etwa für Gefängnis oder Hinrichtungen. Auch die Besetzung der Pfarrei und der Heiligkreuzkaplanei, die Bestellung des Schulmeisters und des Mesners sollte gemeinsam erfolgen. Hirten und Waldschützen sollten von der ganzen Gemeinde gewählt werden und von der amtstragenden Obrigkeit vereidigt werden. Ähnlich war es bei der Bestellung des Schultheißen, der Bürgermeister (Gemeindepfleger), der Heiligen-(Kirchen-)pfleger und der Richter. Auch über die Weidrechte usw. wurden umfangreiche Regelungen getroffen. Sollte sich trotz allem zwischen den beiden neuen Inhabern von Geislingen ein Streit entspinnen, so sollte er durch ein Schiedsgericht, das aus Adligen der Umgebung gebildet werden sollte, geschlichtet werden.

Der dritte Bruder, Hans Ulrich von Stotzingen, sollte, wie schon erwähnt, das adlige Gut Bronnhaupten erhalten. Auch dieser Hof wird nun genau beschrieben. Er bestand aus einer gemauerten Behausung (das ist eine Besonderheit, denn die allermeisten Häuser waren damals Fachwerkbauten), ferner aus mehreren Scheuern und Stallungen. Zu ihm gehörten außer 15 Mannsmahd Garten 92 Mannsmahd Wiesen und 270 Jauchart Acker, die den Zehnten nach Erzingen zu entrichten hatten, außerdem 135 Jauchart Wald, die aber meist in Geislinger und Erlaheimer Flur lagen. Ferner gehörte zum Hof ein Fischwasser.

Der Inhaber des Hofes Bronnhaupten hatte einer Reihe von sonstigen Herrschaften, die irgendwelche Rechte dort besaßen, Zinse zu entrichten, so z. B. den Klöstern Alpirsbach, St. Blasien und Margrethausen, der Geistlichen Verwaltung Balingen und Bickelsberg u. a.

Auch Bronnhaupten war mit aller hohen und niedrigen Obrigkeit ausgestattet, die

Die stotzingische Teilung von 1598

Von Dr. Wilhelm Foth

Als zu Beginn des Jahres 1598 der Junker Hans Jakob von Stotzingen zu Geislingen, Beuren und Bronnhaupten, starb, einigten sich seine vier Söhne bzw., da sie teilweise noch minderjährig waren, deren Vormünder, das väterliche Erbe in vier gleichen Teilen unter sich zu teilen. Zu diesem Zweck versammelten sie sich am 18. April 1598 im Schloß zu Geislingen in Gegenwart ihrer Mutter und einer Reihe von Adligen aus der Umgebung, die als unparteiische Unterhändler dienten; auch der Dorfvogt und der Burgvogt von Geislingen, sowie einige Mitglieder des Dorfgerichts wurden beigezogen. Man einigte sich dahin, daß Hans Reinhard von Stotzingen das Schloß Geislingen mit der einen Hälfte des Dorfes, sein Bruder Hans Sigmund den sog. neuen Burgstall Geislingen mit der anderen Hälfte des Dorfes erhalten sollte. Das adlige Gut Bronnhaupten wurde Hans Ulrich von Stotzingen zugeteilt, während Hans Jakob von Stotzingen den adligen Sitz Beuren (im sog. Beurener Tal südostwärts von Vöhringen am Mühlbach) erhalten sollte. Schließlich wurde über die ganze vollzogene Teilung ein umfangreicher Vertrag verfaßt, der sich im Pfarrarchiv Geislingen durch die Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Da er eine Fülle von Angaben über Geislingen und Bronnhaupten enthält, lohnt es sich wohl, ihn einmal näher zu betrachten.

Wie schon erwähnt, sollte Hans Reinhard von Stotzingen das Schloß Geislingen mit der einen Hälfte des Dorfes erhalten. Was gehörte nun alles dazu? Zuerst einmal das „Schloß und Burggeseß Geislingen mit all seinen ummauerten und zugehörigen Häusern, Scheuern, Stadeln, Stallungen und Kornkästen samt dem großen Baumgarten daran und drei Fischgräben darinnen“; das Schloß selbst war durch zwei Wassergräben befestigt. Ferner gehörten zum Schloß einige Häuser und Hofstätten, die z. T. gegen Zins verliehen waren, aber von der Herrschaft jederzeit wieder an sich gezogen werden konnten. Vom Schloß aus wurden ferner 110 Jauchart Acker bewirtschaftet, wobei wir erfahren, daß die Geislinger Flur in die drei Zelgen oder Ösche Hagensat, Oberholz und Heuberg geteilt war, die, gemäß der damaligen Dreifelderwirtschaft als Brach-, Winterfrucht- und Sommerfrucht-

ösch dienten. Zum Schloß gehörten ferner 25 Mannsmahd Wiesen mit Öhmdrecht, d. h. Wiesen, auf denen zwei Schnitte stattfanden, und 46 Mannsmahd einfache Wiesen, d. h. Wiesen, die nicht geöhmdet werden durften, sondern die nach dem Heuet als Gemeineweide dienten. Auch 81 Jauchart Wald gehörte zu diesem Teil, ferner einige Weiher, die zu Fischzucht und -fang dienten.

Auch die meisten Bauerngüter in Geislingen gingen von der Ortsherrschaft zu Lehen und wurden jetzt geteilt. So erhielt jede der beiden neuen Geislinger Obrigkeiten einen sog. „Drittelhof“, d. h. einen Hof, von dessen Ertrag der Inhaber ein Drittel der Herrschaft abgeben mußte. Ferner wurden jeder Obrigkeit die Lehensherrlichkeit über je 10–15 Erbleherhöfe zugeteilt, deren Inhaber jedes Jahr einen beträchtlichen Zins an Geld, Getreide, Hühnern, Eiern usw. ihrer Herrschaft zu liefern hatten. Aber nicht alle Geislinger Güter gingen von den Herren von Stotzingen zu Lehen, sondern sie waren Lehen von Klöstern, etwa Alpirsbach oder Wittichen, von Pfarreien oder Kaplaneien der Umgebung oder sie waren z. T. auch Eigentum der Bauern. Diese waren aber immerhin der Ortsherrschaft steuerbar und dienstbar, d. h. sie mußten die jährlichen Steuern zahlen und sie mußten der Herrschaft Frondienst leisten, bes. im Heuet und bei der Ernte. Auch sie wurden jetzt unter die beiden neuen Geislinger Herrschaften verteilt. Ähnlich war es mit den Leibeigenen, die durch ihre jährlichen Abgaben und besonders durch die Abgaben aus ihrer Hinterlassenschaft im Todesfall einen beträchtlichen Nutzen abwarfen. Sie sind in diesem Teilungsvertrag alle genau mit Namen verzeichnet und unter beide Herrschaften verteilt. Genau so war es mit den sog. „Ausleuten“, d. h. Leibeigene, die ursprünglich in Geislingen gewohnt hatten, dann aber nach auswärts verzogen waren oder sich verheiratet hatten und bei denen die Eintreibung der Abgaben naturgemäß mit großen Schwierigkeiten verbunden war.

Dem anderen Teil Geislingens, den Hans Sigmund von Stotzingen erhalten sollte, und der der Neue Burgstall genannt wurde, wurden etwa die gleiche Zahl von Äckern, Wiesen, Wäldern, Erblehenhöfen, Leibeigenen usw. zugewiesen wie dem Schloß Geis-

von der oberösterreichischen Regierung zu Lehen ging und bei dieser in Innsbruck im Lehenfall neu zu empfangen war, d. h. auch Bronnhaupten war ein kleiner Staat für sich. Gewisse Schwierigkeiten machte freilich die Ausübung, denn Bronnhaupten war nur ein Hof mit wenigen Bewohnern. Woher sollten da die Richter genommen werden, die immer aus ehrbaren Bürgern gewählt wurden und die dann die Gerichtshoheit ausübten? Solange Geislingen und Bronnhaupten unter dem nun verstorbenen Herrn von Stotzingen in einer Hand gewesen waren, war das einfach gewesen, denn das Geislinger Gericht hatte ausgeholfen. Nun waren beide getrennt und umfangreiche Vorkehrungen wurden getroffen, daß nicht die Ausübung der Gerichtshoheit in Bronnhaupten lahmgelegt wurde. Deshalb wurden jetzt die beiden Inhaber von Geislingen verpflichtet, ihr dortiges gemeinsames Dorfgericht dem Inhaber von Bronnhaupten auf dessen Begehren und auf dessen Unkosten zur Verfügung zu stellen, wobei das Gericht dann in Bronnhaupten neu vereidigt werden sollte. Auch der Geislinger Galgen sollte zur Hinrichtung von Verbrechern dem Inhaber von Bronnhaupten jederzeit auf seine Unkosten zur

Verfügung stehen, um das ausgesprochene Urteil mit Schwert, Strick, Brand oder Rad zu vollstrecken. Auch hier sollten Streitigkeiten durch ein adliges Schiedsgericht entschieden werden. So hoffte man, die hohe Obrigkeit in Bronnhaupten ohne allzu große Schwierigkeiten auch weiterhin ausüben zu können.

Der vierte Bruder, Hans Jacob von Stotzingen, sollte das adlige Gut Beuren im Beurener Tal, südostwärts von Vöhringen am Mühlbach, erhalten. Auf seine Zugehörungen soll, da es außerhalb unseres Bezirkes liegt, hier nicht näher eingegangen werden.

Aber der verstorbene Vater hinterließ seinen Söhnen nicht nur ein Vermögen, sondern auch eine beträchtliche Schuldenlast. In einem umfangreichen Anhang zum Teilungsvertrag wurden diese nun auch gleichmäßig verteilt. Da dieser Abschnitt nur trockene Zahlen bietet, erübrigt es sich, ihn hier zu behandeln.

So sehen wir, daß dieser Teilungsvertrag von 1598 zwischen den Brüdern von Stotzingen eine Menge von Angaben über Geislingen und Bronnhaupten enthält und viel vom Leben unserer Vorfahren erzählt.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 37 Weilstetten

Wirtschaftliches

Junge Mädchen gingen früher in die Rotenburger Gegend zum „Hopfenzopfia“. Man ging auch in die Ernte ins Hegau (hege n.). — Zimmerleute, Maurer, Schreiner und dergl. Bauhandwerker gingen im vorigen Jahrhundert gerne ins Elsaß (auch schon vor 1870), nach Mühlhausen, Colmar auch nach Belfort zum Arbeiten. Am Rhein mußte man 5 fl. vorweisen, die man oft daheim entlehnt hatte und hernach wieder zurückschickte, wenn man etwas verdient hatte. Im Jahre 1865 erhielten die Bauhandwerker im Tag 3 fr. Lohn, wie aus einem noch vorhandenen Brief (im Besitz von Andr. Sauter, s. o.) hervorgeht.

Von einem in der Nähe Weilheims gelegenen Kloster, das aufgeteilt wurde, erhielten Frommern, Weilheim und Waldstetten je ein Drittel. Was den „Endinger Witthaub“ anbetrifft, der auch zu besagtem Kloster gehörte, so sollte eine Gemeinde (entweder Endingen oder Weilheim) das Weiderecht in dortiger Gegend, die andere den Grund und Boden bekommen. Weilheim erhielt das Weiderecht, das später abgelöst wurde, so daß sie heute „einen Dreck“ haben, während Endingen seinen Grund und Boden noch hat. — Das „Spitzhölzle“ bekam Waldstetten.

Von den Hungerjahren 1816/17 und von den armen Fünfzigerjahren wissen alte Leute noch von den Berichten ihrer Eltern oder Vorfahren. Johann Martin Luipold (gen. Glaserhansmaarte) sei als Fuhrmann mit einem Wagen nach Stuttgart ins Brot gefahren. Es konnte ihm aber passieren, daß er das Brot nur bis Tübingen brachte, wo man ihn am Weiterfahren hinderte und ihm das Brot abnahm (natürlich gegen Bezahlung). Es sei in jenen Jahren genug gewachsen, aber man brachte es nicht heim wegen Nässe der Witterung.

Nr. 38 Winterlingen

Als bemerkenswert für Winterlingen gilt, daß hier die „Heiligdreikönigsinger“ noch heute am Erscheinungsfest herumgehen. In den wirtschaftlich schlechten Jahren der Nachkriegszeit begaben sich die Winterlinger Sternsinger auch nach entfernteren Orten, um dort einige nahrhafte Gaben zu erheischen (sie seien z. B. nach Inneringen gegangen). Nach einer von Herrn Mittel-

schullehrer Müller zur Verfügung gestellten Niederschrift kommen drei weißgekleidete Gestalten mit goldenen Kronen in die Häuser. Der erste „Heilige Dreikönig“ trägt einen drehbaren Stern an einer Stange, der zweite hat ein schwarzes Gesicht und der dritte betreut das Spendenkästchen. Auf eine psalmodierende Melodie singen sie:

Wir kommen daher in aller Gefahr und wünschen euch allen ein neues gsunds Jahr, eine fröhliche Zeit, wie s Gott Vater und Sohn vom Himmel ra geit. Die heilig drei König mit ihrem Stern, sie kommet zum Herrn, sie sehet ihn gern; sie kommet vors Königs Herodes Haus; Herodes schaut zum Fenster raus. Herodes spricht: Bei Tag und bei Nacht, ei, warum ist denn der König so schwarz? Er ist gar et schwarz, er ist wohlbekannt, s ist der Käsperslekönig aus Mohraland. Drom buit du mir dei rechte Hand! Mei rechte Hand, die buit i dir et; du bist der Herodes, mir trauet dir et!

Im Anschluß hieran folgt der Bettelvers:

„Ond wenn ihr 'nes geand, so geand es fei bald, mir müeßed heit Naacht dur an finstere Wald, dur an tuife Schnae - dees tuet deanne heilige drei König so waeh!“

Als Dankesspruch nach der Verabreichung der Gabe:

„Jetzt hend r 'nes gea da reiche Seage; Gott laß euch alle en Friede leabel!“

Bei Verweigerung der Spende heißt es:

„Jetzt hend r 'nes et gea da reiche Seage - Gott laß euch alle da Kopf rasäage!“

Zum Abschluß der Lichtstuben, wo früher von Buben und Mädchen gestickt wurde, gab es früher am Gründonnerstag einen fröhlichen Schmaus. Im letzten Jahrhundert pflegten Frauen am Huisenbrünnele das „Osterwasser“ zu holen.

An der Kirchweih fand hier früher wie anderwärts ein Hammeltanz statt, wobei die alte bäuerliche Tracht getragen wurde.

An Lichtmeß haben früher die Frauen den schönsten ihrer Krautköpfe, die sie zu diesem Zeitpunkt noch hatten, auf die Seite gelegt. Dies sollte ihre Männer vor Krankheit schützen.

Auf Weihnachten wird seit 1936 alljährlich im Wilhelm-Keinath-Park ein Weihnachtsbaum mit elektrischer Beleuchtung aufgestellt.

Fürspannen bei Taufen. Die Gotte verteilt Bonbons an die Kinder. Früher haben die Gespielinen der Gotte noch das Wie-

genband mit vielen bunten Tüchern über den Weg gespannt und der Taufe erst den Weg freigegeben, wenn Pate und Patin gesagt haben, in welchem Wirtshaus sie am Nachmittag freigehalten werden.

Aus einer Stiftung des Schultheißen Blickle konnte bis zur Inflation im Jahr 1923 jedem Konfirmanden ein junger Obstbaum geschenkt werden. Nach jener Zeit hat die Gemeinde diesen schönen Brauch wieder aufleben lassen.

Hochzeitlader früher in die umliegenden Orte; im Dorf selbst übernahmen die „Gespielen“ (Freundinnen) der Braut diesen Dienst. Heute noch Hochzeitsbrot vor dem Kirchgang verabreicht (auch Bier); Rest der einstigen „Morgensuppe“. Der getrennte Gang zur Kirche (Bräutigam und Braut nicht nebeneinander, sondern mit ihren Freunden bzw. Freundinnen) dauerte hier etwa bis 1905—1910.

Gemeindeverwaltung. In der alten OAB Seite 118 wird erzählt, daß die Winterlinger Buben früher im Wirtshaus scherzhaft die Gemeindeämter dargestellt haben. Dies ist heute nicht mehr bekannt, war aber einst auch in Tailfingen üblich, vgl. Tailfinger Heimatbuch Seite 394. Ein alter Winterlinger erinnert sich noch, daß einsteinige Straßberger heraufgekommen seien und vor dem Rathaus den damaligen Schultheißen mit Bezug auf die einzurichtende Wasserleitung durch eine Art mimische Darstellung gefoppt haben. Sie wurden aber dann vom Schultheißen bestraft.

Nachzutragen zur Fastnacht ist: Einst pflegten Fastnachtsreiter von der benachbarten Ortschaft Benzingen herüberzureiten. In Winterlingen führten sie auf einer aufgestellten Tribüne allerlei Fastnachtscherze auf.

Früher wurde bei Gemeinderatswahlen das Bier stark zur Werbung benützt wie an anderen Orten auch. Es werden zehn Gemeinderäte gewählt. Für Winterlingen bemerkenswert ist der Ausdruck „luften“, der in folgender Weise verwendet wurde: „Im Kreuz luftets!“, „Im Rosengarten luftets!“, d. h. in den betreffenden Wirtschaften gibt es Freibier zugunsten dieses oder jenes Bewerbers.

Schultheiß Blickle ließ früher bei Holzverkäufen Bier in den Wald nehmen. Die angeheiterten Bürger steigerten viel mehr als bei völlig nüchternem Zustand.

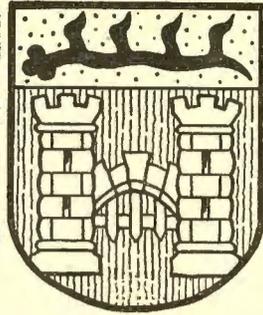
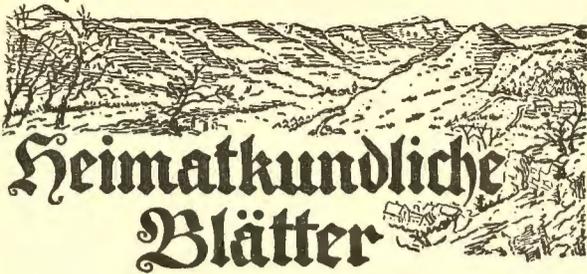
Das Wunderkind

Wenn im Dorfwirtshaus die Stammtischrunde zusammensaß, dann machte der lange Guschtav von sich selbst immer sehr viel Aufhebens. Dabei hatte er nur zwei Stück Vieh im Stall stehen und sein ganzer Betrieb ließ viele Wünsche offen. Eines Tages wurde über die bevorstehende Bürgermeisterwahl gesprochen und der Guschtav meinte: „Wenn i Bürgermoischer wär, no dät's en onsrer G'moind anders ausseha!“ Darauf gab ihm einer der Tischgenossen eine nachdenkliche Antwort: „Mir wisset's scho, du bischt a Wond'rkend, bischt scho mit sechs Johr so g'scheit g'wä wia heut!“

Heiratsgrund

Die Pauline, schon etwas verblüht, hatte eigentlich nur einen Vorzug, nämlich den, daß ihr Vaddr, der Mühlen-Bauer, schwer reich war. Wenn ein Freier aufkreuzte, dann hatte er es bestimmt nur auf Paulines Mitgift abgesehen. Natürlich glaubte das späte Mädchen noch an die große Liebe. Als sich nun wieder einmal einer an die Mühlenbauers-Tochter heranmachte, fragte die Pauline ihren Vaddr: „Glaubsch, daß'r mi gern hot!“ Der Vaddr überlegte eine Weile und meinte dann gelassen: „I woiß bloß, daß'r di net zom V'rgnüaga heiratet!“

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Der Paß von Lautlingen

Ein landschaftsgeschichtlicher Überblick / Von Fritz Scheerer

Wer sich vom Schwarzwald oder von Norden auf der Bundesstraße 27 unserer Heimat nähert, den grüßen die höchsten Berge der Alb mit ihren düsteren Abhängen und den schimmernden Weißjuraufelsen. Wie eine gewaltige Mauer türmt sich das Gebirge auf. Von gewaltigstem Eindruck ist es, wenn die weißen Felsenzinnen in der Abendsonne erglänzen, oder wenn bei Gewitterbeleuchtung die ganze Bergwand in ununterbrochenem stumpfem Bleigrau mit zackigen Umrissen vor dem grellen Himmel steht. Die Wildheit wird noch erhöht durch dunkle Tannenwälder, die sich bis zum Sockel der hohen Berge herabziehen. Von diesem Wäldermeer hebt sich die breit ausladende fruchtbare Liastafel ab, die sich wie ein Band an den Bergen hinzieht. Diese Fläche ist heute zur gegebenen Verkehrslinie geworden. Die Bahn Rottweil — Wellendingen — Schömberg — Balingen — Hechingen — Dußlingen und die Bundesstraße 27 folgen ihr. Schon 1709 ist die alte Schweizer Straße von Balingen weiter gegen Tuttlingen zur Poststraße erhoben worden und gleichzeitig jedenfalls auch die Strecke von Tübingen nach Balingen.

So günstig diese Strecke für den Verkehr ist, so große Hindernisse kann der Steilrand der Alb beim Überschreiten bilden. An manchen Stellen gelingt es nur tüchtigen Wanderern oder gar geübten Kletterern, die Mauer zu erklimmen. Die Felswände an den Talschlüssen sind manchmal kaum ersteigbar. An vorspringenden Felsen, in vielen Tobeln und Klängen steht man vor unübersteigbaren Wänden und muß sich mit Mühe einen Durchschlupf suchen. Öfters hat wohl der Albverein durch Schaffung von Wegen helfend eingegriffen. Doch ist die Unterhaltung dieser Wege sehr schwierig, weil sie oft verschüttet werden oder durch Unterwaschung abrutschen. Bei Hossingen hatte man früher an einer Felswand eine Holzleiter, die „Hossinger Leiter“, angebracht, um die letzte, aber gefährvolle Steigung zu überwinden. Ein Gedenkstein gibt uns Kunde, daß Unfälle keine Seltenheit waren.

Beim Straßenbau sind noch größere Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn auch die alten Wege ohne Rücksicht auf die Steigung rasch die Höhen erklommen, wie der alte Lochenweg zwischen Schaffberg und Lochen, so mögen sie für den Verkehr zu Fuß, zu Pferd und mit Tragtieren genügt haben, aber mit dem aufkommenden Wagenverkehr mußte man allmählich der zunehmenden Schwierigkeiten Herr werden. Man legte Kunststraßen an, wie im vorigen Jahrhundert die heutige Lochenstraße, die sich in Kehren hochwindet, oder aber man suchte schon in den frühesten Zeiten die günstigsten Übergänge.

Für Auf- und Abstiege sind besonders günstig allmählich in die Tiefe ziehende Vorsprünge der Höhen oder der Durchgang zwischen zwei benachbarten, entgegengesetzt abfließenden Quellen. Sind es dann größere Flüsse von denen der eine zur Donau, der andere zum Neckar geht, so hat ihre Flußgeschichte entscheidend mitge-

wirkt, um einen „Paß“ zu schaffen wie in den bekannten Paßtälern der Alb: Königsbronner, Geislinger, Burladinger, Ebinger, Gosheimer, Spaichinger und Blumberger Pforte. Heute ist der steile Anstieg der Geislinger Steige einer der wichtigsten Übergänge der ganzen Alb (Bahnlinie Plochingen — Ulm, Autobahn Stuttgart — Ulm). Der nächst wichtige ist die Ebinger Pforte, die heute von der Hauptstraße und der Bahn Tübingen — Sigmaringen benützt wird und dem Verkehr keine großen Hindernisse bietet. Zwischen Hechingen und Rottweil ist es der einzig günstige Übergang über die Albhochfläche, bei dem geringere Höhenunterschiede überwunden werden müssen.

Das bei Balingen gegen das Neckarvorland sich weit öffnende Eyachtal verengt sich auf der Strecke Dürrwangen und Laufen zwischen den gewaltigen Eckpfeilern des Albrandes, dem Lochenhörnle (956 m) und der Schalksburg (909 m) von Berg zu Berg gemessen auf rund 3 km Breite. Die Talsohle liegt etwa 550 m hoch. Das Tal wird nach Osten immer schmaler, und bei Lautlingen biegt die Eyach rechtwinklig in 665 m Höhe gegen Margrethausen ab, so daß ihre Quellen über 20 km in die Alb hineinverlegt sind. Eisenbahn und Straße steigen von Lautlingen in einem Einschnitt zu der 742,5 m hohen Wasserscheide zwischen Eyach und Riedbach, die sich deutlich als quer über den Talboden nordsüdlich ziehende Terrassenwand abhebt (siehe Blockbild). Zwei Wasserrinnen, die im Norden vom Wachtfels (949 m) als „Hennenbrunnen“ und im Süden vom Wachbühl (966 m, Namen!) herunterkommen, verdankt der zur Eyach eilende Ebinger Bach seine Entstehung. Ist dieser Talriegel erstiegen, so folgt Ebinger zu ein ganz flacher Talboden. Es hat fast den Anschein, als ob es eben nach Ebinger hineingehe. Erst jetzt kann der Zug ein schnelleres Tempo einschlagen. Eine mächtige Lücke ist hier im Gebirge vorhanden, die unten 400 m, oben 2 km breit ist. Zu unserer größten Überraschung finden wir aber in dem breiten Tal keinen großen Fluß, sondern nur ein kümmerliches, in der sumpfigen Flur „Totland“ entspringendes Rinnsal, den Riedbach (Name!). Birken, Weiden, gelbe Kohldisteln und Riedgräser zeigen den Weg zu winzigen Wasseradern, und Maulwürfe haben den vertorften, kohlschwarzen Boden aufgeworfen. Bei einem Blick rückwärts schaut zwischen Heersberg und Gräbelesberg der blaue Himmel herein.

Durch diese Pforte ist ein bequemer Übergang geschaffen. Leichter ist jetzt der Anstieg von Ebinger aus auf die Albhochfläche; r. ur 180 m sind an der Meßstetter und 120 m an der Bitzer Steige zu überwinden. Es ist verständlich, daß schon in alter Zeit die Wasserscheide bei Lautlingen eine besondere Bedeutung für den Verkehr hatte, wie vorgeschichtliche Funde aus der Hallstatt- und La Tène-Zeit beweisen. Die Römer legten um 85 n. Chr. als Paßperre ein Erdkastell mit 6,71 ha an, das mit einer Ala

(ca. 500 Mann) belegt war, dessen eine Hälfte zum Neckar, die andere zur Donau entwässert wurde und dessen Prinzipialseiten mit Toren versehen waren, und zwar die Porta praetoria gegen die Feindseite (gegen Balingen) und die Porta decumana gegen das Hinterland (Ebinger), da Händler das Kastell nicht betreten durften und sich in Richtung Ebinger niederlassen mußten. Selbst taktische Unbequemlichkeiten wie die Einsicht des Kastells von den nahe gelegenen Höhen wurden bei den großen strategischen Gesichtspunkten einer Sperrung der Zugänge zur Albhochfläche in Kauf genommen. Die Funde von römischen Scherben und einer Säule in der Flur „Steinhaus“ (Name!) aus dem Villengelände zeigen, daß nach Aufgabe des Kastells offenbar schon in trajanischer Zeit an dieser günstig gelegenen Stelle ein Zivilbau in Gestalt einer Villa Rustica angelegt wurde. Die Römerstraße Sulz — Häsenbühl — Laiz bzw. Rottweil — Häsenbühl — Laiz von der Provinz Obergermanien zur Provinz Rätien benützte ebenfalls diesen günstigen Paß für den Aufstieg auf die Hochfläche.

Der Flurname „Stetten“ dürfte auf eine abgegangene Siedlung in späterer Zeit hinweisen. Die Markungsgrenze zwischen Lautlingen und Ebinger, zugleich die uralte Grenze der Grafschaften Hohenberg und Zollern, verläuft nordöstlich quer über das Tal auf der Wasserscheide. Immer wieder spielte der Paß in Kriegen eine bedeutende Rolle. Kaiser Maximilian I. zog durch ihn 1504, im Dreißigjährigen Krieg 1642 der Schwedengeneral Bernhard von Weimar, im bayrischen Erbfolgekrieg der Kurfürst von der Pfalz und vor 155 Jahren die Franzosen. Im letzten Krieg sollte der Paß von den Deutschen verteidigt werden, wurde aber von französischen Truppen umgangen.

Wandern wir von Ebinger nach Westen, so haben wir den kleinen Riedbach in dem sehr weiten Tal. Seine spärlichen Wasser können die mächtige Kerbe nicht in die harten Kalke genagt haben; dazu gehörte ein großer stattlicher Fluß, größer als die Schmiecha oberhalb von Ebinger. Zudem hat der Riedbach ein viel zu geringes Gefäll. Er vermag heute keine Gerölle zu befördern, höchstens noch Lehm. Dieses Tal muß also einst „größere Tage gesehen“ haben. In seine Vergangenheit vorzustoßen, seinen Werdegang zu erforschen soll daher unsere Aufgabe sein.

Die Entwicklung eines Tales verläuft etwas rascher als das übrige geologische Geschehen. Die Flüsse sind wesentlich jünger und kurzlebiger, wenn sie auch auf ein Alter von 6- bis 7stelligen Jahreszahlen zurückblicken. Denn das Kommen der Meere, das Werden der Gebirge löschen ganze Flußnetze aus. Aber das rinnende Wasser gräbt wieder neue Runen, nur vernichtet es durch seine eigene Arbeit seine eigenen Spuren. Diese Arbeit spielt sich vor unseren Augen ab. Besonders bei Hochwassern können wir Veränderungen des Flußlaufes feststellen: Unterwaschung der Steilufer, Verlagerung der Mündungen von Seitenbächen, Stauung durch Rutschungen, Absturz von Felsen, Vertiefung des Bachbettes, und zwar um so stärker, je größer das Gefäll und die Wassermenge ist, oder bei Verringerung des Ge-

fälls, Ablagerung von Geröll, Schlamm usw. Die Wunden der Abrutschstellen an unseren Bergen, die jahrzehntlang aus dem Wald herausleuchten, die Felsenmeere (Lochenhörle), der Schuttmantel an unseren Bergen oder die abgerutschten Wege beweisen es, daß unsere Berge nicht für die Ewigkeit geschaffen sind. So haben sich am Heersberg 2 Schollen wohlgeschichteter Kalke vom Massiv gelöst und sind auf den Impressamerge'n abwärts gewandert. Die eine Scholle (ehemalige Burg) ist um etwa 20 m, die andere um 40 bis 50 m talabwärts gerutscht. Im nassen Herbst und Winter 1912 kam bei Margrethausen eine stellenweis bis 12 m mächtige, vorwiegend aus verstürztem Weißjuraschutt bestehende Schicht auf den Ornatenton an verschiedenen Punkten der Talhänge des tief eingeschnittenen Eyachtals ins Gleiten, bedrohte Teile des Ortes und richtete in Feldern und Gärten großen Schaden an. So sind überall Spuren junger Zerstörung festzustellen, und verheerend sind die Hochwasser der Eyach (Hochwasser 1895).

Ein Blick vom Lochenhörle zeigt uns im Gebiet der Eyach ein Gewirr von tiefen Tälern, hängenden Felsen, vorspringenden Bergrücken, während die Landschaft der Hochfläche, die zur Schmiecha und Bära entwässert wird, zusammenhängend ist mit einem gleichförmig, oft eintönigen Wechsel von Hügeln und flachen Tälern ohne Wasser, fast nirgends eine Quelle, nirgends Bäche, trotz der zahlreichen Täler, in denen als sichtbares Zeichen der Versickerung des Wassers oft Dolinen sitzen. Im Eyachgebiet aber rasch dahineilende Bächlein, die über hindernde Felsriegel ins Flußbett hinunterstürzen (siehe Blockbild).

Das Jugendliche der Eyach prägt sich deutlich in ihrem starken Gefälle, ihrer sehr engen Talsohle, den Wasserfällen (Zillhausen, Laufen) und den zahlreichen Überschwemmungen aus. Sie hat in ihrem Oberlauf bis Frommern ein Gefälle von rund 20 ‰, während der Riedbach bis Straßberg nur 7,5 ‰ aufweist. Die Wasser der Schmiecha erreichen in der Donau erst bei Donauwörth die Meereshöhe (395 m), die die Eyach schon bei ihrer Mündung hat. Die viel stärkere Eyach konnte sich von Balingen rückwärts einschneiden und ihr gesamtes Einzugsgebiet auf 353 qkm ausdehnen. Die Schmiecha hat heute nur noch ein Einzugsgebiet von 149 qkm. Die Wasserscheide verläuft so nicht mehr am Albrand, wo den sanften Anstieg der jähe Abfall ablöst. Sie

Beres Einzugsgebiet und damit eine größere Wassermenge. Stück um Stück wurde ihm entrissen; zuerst der Schalksbach, bis dann schließlich 80 m über dem heutigen Lautlingen die Pfeffinger Eyach verloren ging. Dadurch erhielt die Eyach immer mehr Wasser und konnte gewaltig ausräumen (über Laufen 140 m) (s. Zeichnung 1). So ist die große Talwasserscheide zwischen Lautlingen und Ebingen entstanden und ist das Gebirge im Eyachgebiet im Gegensatz zum Schmiechagebiet ganz zerrissen und zerfetzt. Der Schuttmantel an den Balingen Bergen reicht nicht mehr bis Balingen, nur noch einige Inseln sind vorhanden wie auf dem „Witthau“ westlich Zillhausen (Höhe 766,8 m) und zwischen Roßwangen und Ziegelwasen auf dem „Storchenbühl“.

Wandern wir von Onstmettingen zum Stichwirthshaus, so sehen wir wieder ein kümmerliches Rinnsal mit stark vermoortter Sohle („Geifitze“), das am „Stich“ unvermittelt endet. Nie hätte diese kleine Wassermenge die Decke aus harten wohlgeschichteten Kalken entfernen können. Anders der Klingebach mit seinem tief eingeschnittenen Tal, das nach zwei Kilometern schon um rund 200 m tiefer liegt als die Schmiecha bei Onstmettingen. Kein Wunder, daß er der Schmiecha dauernd Gebiet entreißt. So ist auch der Oberlauf dieses Tälchens zerstört, das einmal weit draußen hoch über Bisingen seinen Ursprung nahm. Wir sprechen hier von einem geköpften Tal. Die Straße Onstmettingen—Bisingen mit ihren vielen Kehren weist immer wieder Rutschstellen auf. Früher bot nur eine steile Steige einen geeigneten Aufstieg. Eine weitere Verbindung von Hechingen mit Onstmettingen stellte die Zollersteig über den „Rübenteich“ und den Zollersteig her, an der wie in Thanheim eine Zollstelle zwischen dem württembergischen und zollerischen Besitz eingerichtet war.

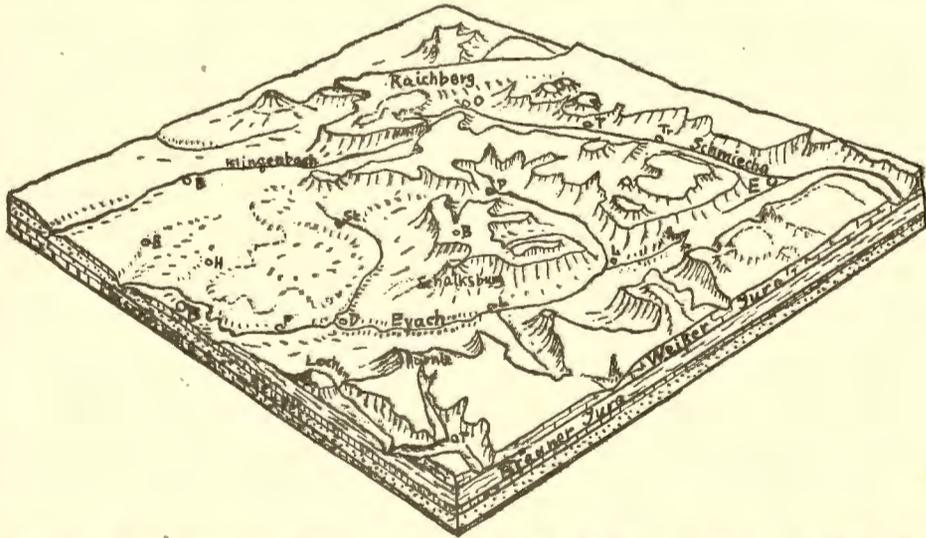
Heute sehen wir die Schmiecha als den Hauptfuß und den Riedbach als ein Nebenbächlein an. Das war nicht immer so. Die Schmiecha hat bis Ebingen ein Einzugsgebiet von 37 qkm. Das Riedbachtal ist über eineinhalbmal so breit als das Schmiechatal oberhalb Ebingen. Da sowohl die Schmiechen auf dieser Strecke als auch der Riedbach in denselben Schichten fließen, ist schon aus diesen Talquerschnitten im Riedbachtal auf eine größere Wassermenge und damit auf ein größeres Einzugsgebiet zu schließen. Weil nun das obere Schmiechatal

lingen oder noch weiter im Nordwesten in der oberen Hälfte des Braunjura. Die in grauer Vorzeit bei Balingen und Ostdorf niedergehenden Wasser strömten einst alle durch den Paß von Lautlingen zur Donau. Bei dem heutigen Oberlauf der Schmiecha handelt es sich um ein kleines Seitental der Urschmiecha, das ungefähr die selbe Rolle spielte wie das Eyachtal oberhalb Lautlingen (s. Zeichnung 1).

Neben der beträchtlichen Tiefe und Weite des Riedbachtals noch andere Beweise! Das Gefälle eines Flusses nimmt in der Regel vom Ursprung zur Mündung ab, und wenn sich zwei Flüsse vereinigen, hat der wasserreichere ein geringeres Gefälle. Der Riedbach hat heute 7,5 ‰, die Schmiecha 10 ‰ Gefälle. Dabei ist noch nicht berücksichtigt, daß an der Wasserscheide an dem Bahneinschnitt Aufschüttungen bis über elf Meter von teils oberem Weißjura sind. Die Wasserscheide liegt an dem Stichwirthshaus 827 hoch gegen 742 m bei Lautlingen; das Gefälle der Schmiecha ist also annähernd doppelt so groß und das Tal noch nicht halb so breit. Weiter zeigt die Richtung klar, daß das Haupttal von Westen nach Ebingen kam. Diese Richtung und das Gefälle werden auch bis Straßberg beibehalten. Der Riedbach ist mit seiner Fortsetzung gegen Straßberg der Unterlauf eines einst bedeutenden Flusses. Durch die Verluste ging seine Wassermenge zurück und damit erlahmte seine Transportkraft, so daß er oberhalb Ebingen gewaltige Geröllmassen ablagern mußte, die vom Heersberg und Gräbelesberg und von noch weiter nordwestlich liegenden Gegenden stammten. Heute stehen die obersten Weißjuraschichten dort nicht mehr an, sie sind der Abtragung zum Opfer gefallen. Sie müssen aber dort einmal gelagert haben, wie uns die Kiese am Bahneinschnitt beweisen, da es sich um Flußgerölle handelt, die von Westen nach Osten verfrachtet wurden und mit ziemlich gleichmäßigem Gefälle in die Talsohle der Schmiecha übergehen.

Die Schmiecha vermag bis Straßberg keine Gerölle mehr befördern. In vielgeschlungenem Lauf wand sie sich vor der Korrektur durch die Wiesen der Talau. Meist war sie bordvoll, und schon bei geringem Hochwasser verwandelte sie das Tal in einen langen, breiten See. Es war manchmal schwer zu sagen, wohin in einem beliebigen Stück das Wasser floß. Erst ab Kaiseringen nehmen ihre Wasser einen rascheren Lauf, und das Tal verengt sich trichterförmig, um schließlich sehr schmal zu werden. Die Hauptstraße, wie schon die Römerstraße, verläßt den Talzug bei Straßberg, um links abbiegend im günstigen Winterlinger Sattel die Höhe zu erreichen. Die andere Straße verläßt das Schmiechatal bei Kaiseringen und wendet sich nach Frommstetten und Stetten am kalten Markt. Unterhalb Kaiseringen ist im Tal kein Raum mehr zum Bau einer Landstraße. Erst die Eisenbahn hat in einer ganzen Anzahl von Tunnels, Brücken und Einschnitten den unteren mäandrierenden Teil des Schmiechaltals durchbrochen. Die Donau hat sich seit dem Pliozän (Ende der Tertiärzeit) sehr stark eingetieft, und die Schmiecha mit ihrer zurückgehenden Wassermenge vermochte nicht Schritt zu halten. Seither arbeitet wohl auch die Schmiecha von Inzigkofen herauf an ihrer Eintiefung, ist aber erst bis Kaiseringen gekommen und daher der Gefälleknick bei Kaiseringen.

Die Wasserscheide trennt somit zwei ganz verschiedene Landschaften: Das Einzugsgebiet der Donau mit breiten Tälern im unteren Weißjura, die „Danubische Landschaft“ und das Einzugsgebiet des Neckars bzw. des Rheins, die „Rheinische Landschaft“, mit kräftig eintiefenden Flüssen, starkem Gefälle, steilen Hängen, mächtigen Rutschen und Felsabstürzen. Die eigenar-



Blockbild mit heutigem Entwässerungsnetz: Eyach und Schmiecha greifen weit hinter den Albrand und haben ihn stark zerschnitten.

ist weit in die Alb zurückverlegt (S. Blockbild). Früher verlief sie nicht östlich Lautlingen, sondern weiter westlich bzw. nordwestlich. Der Riedbach hatte ein weit grö-

aber zudem noch geköpft ist, kommen wir beim Riedbach auf ein Einzugsgebiet von mehr als 100 qkm. Das alte Quellgebiet des Riedbaches lag damit etwa 300 m über Ba-

tige Schönheit der Balingen Berge beruht in erster Linie auf diesen trotzig ins Land hinausschauenden, senkrecht gegen das Vorland abfallenden Felsen, die häufig völlig isoliert emporstehen oder nur durch einen schmalen Grat mit der Hochfläche verbunden sind.

Wann mögen nun die Hauptverluste beim Riedbach eingetreten sein? Vor mehr als 10 Millionen Jahren reichte die Albtafel noch weit über den Neckar nach Norden und Westen. Und unsere Schmiecha war ein großer Fluß (s. Zeichnung 1). Das hat sich aber geändert, als der Rheintalgraben einbrach und sich seine Zuflüsse mit starkem Gefälle nach rückwärts einschneiden. Der Neckar mit seinen Nebenflüssen eroberte das ganze Gebiet oberhalb Stuttgart. Die Eyach hat sich über Balingen rückwärts eingeschrieben und eroberte zuerst den Schalksbach. Dies muß schon vor der mittleren Eiszeit geschehen sein, denn bei Dürrwangen finden wir im heutigen Eyachtal Hochschotter der Eyach und des Schalksbachs aus der Rißzeit. Durch das Überströmen des Schalksbachs konnte die Eyach um so rascher die über der Sandsteinstufe liegenden weicheren Schichten des Braunen Juras ausräumen, so daß auch die von Pfeffingen und Meßstetten herunterfließenden Wasser nach Norden flossen. Durch Rückwärtseinschneiden wurden die Wasserfall-schichten und die Eisensandsteinstufe zurückgetrieben. Dieser Vorgang ist so weit gediehen, daß jetzt bei Laufingen die an diese Stufe gebundenen Wasserfälle sich finden. Infolge dieser Ablenkungen wurde das Talstück Lautlingen-Ebingen annähernd trocken gelegt. Was bis auf die Höhe der Wasserscheide fehlt, abzüglich der 11 m mächtigen Schuttschicht im Talstumpfen, ist von der Eyach talab verfrachtet worden. Also eine gewaltige Leistung!

Nun gilt es auch die Zukunft zu verstehen. Bei jedem Hochwasser wälzt die Eyach mit ihren trüben Fluten beträchtliche Gesteinsmassen zu Tal und erobert, wenn auch langsam, Stück um Stück des Riedbachs, bis eines Tages die von Onstmettingen kommende Schmiecha gekapert ist und die Wasser des „Talgangs“ nach Balingen fließen

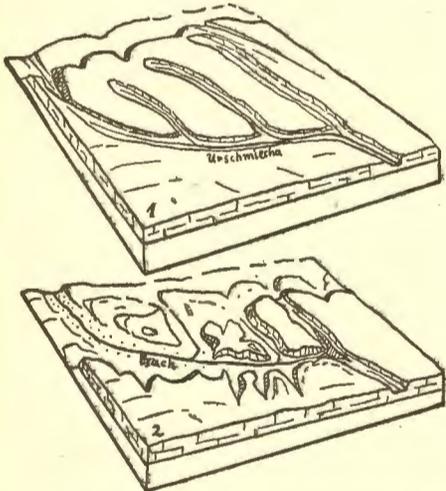


Bild 1: Frühere Entwässerung unserer Heimat: Schalksbach und Pfeffinger Eyach fließen noch durch die Ebingen Pforte.

Bild 2: Rückschreiten des Albtraufs: Die Eyach hat sich bis Ebingen eingeschrieben und die Wasser des „Talgangs“ gekapert.

(s. Zeichnung 2). Bei einem Viertelzenteimer jährlicher Erosion würde sich in 1 600 000 Jahren das Bild, das sich uns heute bei Laufingen bietet, bei Ebingen wiederholen.

Vergleichen wir noch die Ebingen mit der

Spaichinger Pforte. Das hochgelegene Flußnetz der Donau (Tuttlingen 642, Sigmaringen 570 m) wird von gefällstarken Zuflüssen des Neckars (Neckar bei Tübingen 316 m) stark eingeeengt; die Oberläufe ihrer Zubringer werden abgelenkt, gekapert. Sie sind teils völlig verschwunden, durch das Rückschreiten der Stufenränder vernichtet. Je größer das verlorene Gebiet ist, desto breiter und tiefer die Pforte, desto geringer das Gefälle und desto stärker die nachträgliche Auffüllung des Tales. Die stärkste Aufschiebung weist in der Südwestalb die Spaichinger Pforte mit 40 m auf. Man fand sogar südlich Spaichingen in 40 m Tiefe Gerölle aus dem Hauptbuntsandstein des Schwarzwaldes, die im heutigen Einzugsgebiet des Neckars nicht in entsprechender Höhe vorkommen. Bei Spaichingen liegt die Wasserscheide 688 m hoch. Daraus geht klar hervor, daß die Spaichinger Pforte die bedeutendste an der oberen Donau war. Die Verluste werden hier aus der Talbreite und

-tiefe, neben anderen Beweisen (Talmäander der Eschach usw.) auf 1800 qkm errechnet. Oberer Neckar bis Horb, Eschach, Schiltach, obere Kinzig, vielleicht sogar noch Forbach flossen durch die Spaichinger Pforte zur Donau. Bedenken wir, daß die nächsten geköpften Täler bei Gosheim 843 m und bei Tieringen 801 m hoch liegen, so wird uns klar, wie geringfügig die Verluste der Bära waren. Die Neckardonau bei Spaichingen konnte die nächsten Zuflüsse weit überflügeln, auch die Urschmiecha (Wasserscheide 742 m). Wir dürfen daher den Ursprung der Urschmiecha nicht zu weit nach Nordwesten legen (s. oben!). Unter Heranziehung des Gefälles, der Talformen und der Flußrichtungen konnten wir aber immerhin das einstige Flußnetz einigermaßen rekonstruieren, obwohl es heute hoch über der jetzigen Landoberfläche vor dem Albtrauf liegen würde, und damit wird uns auch das Werden der großen Talwasserscheide zwischen Lautlingen und Ebingen klar.

Volkscundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 39 Zimmern u. d. B.

Festgebräuche. „Hia hät ma' nia dreikönegad“, d. h. in Zimmern gab es keine Sternsinger. Eine Familie Wäsche zog von Obernheim nach Gößlingen. Sie hatte drei Buben, die wirklich Kaspar, Melchior und Balthasar hießen. Diese durch ihre Namen zu drei Königen prädestinierten Buben kamen auch nach Zimmern am Dreikönigstag und erheischten Gaben.

Fasnacht. Keine historische Umzüge. Man nimmt eventuell in Rottweil teil. Am „Schmotzigen“ (Donnerstag vor der Fastnacht) findet in einer Wirtschaft ein „Kappabend“ statt, der von einem Verein aus abgehalten wird.

Fackeln. Es wird noch gefackelt. Am Kreuzberg wird ein Fackelfeuer (vacklavir) abgebrannt. Die jungen Leute stehen ums Feuer herum und singen Heimatlieder. Bis 1914 wurde dabei von älteren Weibern noch ein Rosenkranz gebetet. Kleinere Kinder haben Lampione, größere Holzfackeln. Früher waren auch 2,5 bis 3 m lange geflochtene Strohfackeln üblich. Die Kinder zogen früher mit den Fackeln in den Winteresch und riefen: „Soma, Soma, streck de, mei' Vatter hät koa' Brot maeh!“ Früher machte man das Feuer am Schrofen, der weiter oben Scheibenberg (im Volksmund seibaroo) heißt, also ein Zeichen, daß hier einst auch Scheiben geschlagen wurden.

Palmsontag. Wer zuletzt aufsteht, ist auch hier der Palmesel. Ein „Palmen“ wird aus jedem Haus in die Kirche zur Weihe gebracht. Ein Palmen besteht hier aus je drei Zweigen Seidelbast, Haselnußkätzchen, Erle, Salweide, Forche, Weißtanne, Rottanne. Dazu kommt Efeu (efeil). In der Mitte sind drei Haselnußruten, die oben zusammengebunden und mit einem Kreuz aus ausgehöhlten Holunderzweigstückchen versehen werden. Ganz oben hin kommt ein „Seve“ (eine Nadelholzart ähnlich der Weymouthskiefer, mit scharfem Geschmack).

Ostern. Einige Jahre nur, um 1892/93 herum, war das Eierlesen Sitte. Der Läufer mußte nach Gößlingen. Anschließend war Tanz. Dies bekämpfte der Ortspfarrer, weil die „geschlossene Zeit“ bis zum Weißen Sonntag (Sonntag nach Ostern) gehe. Das „Eierspicken“ war einst bei den Buben auch Sitte. Dabei wurden Geldstücke auf ein Ei (mit Schale) geworfen. Blied es stecken, so gehörte das Ei dem Werfer, andernfalls das Geld dem Bestzer des Eies.

An Christi Himmelfahrt Eschprozessionen wie an anderen katholischen Orten. — An Mariä Himmelfahrt

eine Weibbuschel (wibuschl) aus verschiedenen Getreidesorten in der Kirche geweiht.

Heukatz jetzt noch: besseres Essen. An der Sichelhenke (sichelheke) wurden früher „Küchle“ gebacken. An der Pfeffelhenke zahlte der Eigentümer einen Schoppen Schnaps, sobald die Obertenscherre (obertasera f.) herunter kam.

Am **Klaustag** gab es früher „Weckavögel“ (Gebäcke in Form eines Vogels), heute „Weckamanna“. Den Kindern erzählte man zuvor, wenn es am „Buchenwäldle“ abendrot war: „Dr Klaus bächt em Buachawäldle“.

Am 25. 12. gab es früher keine Geschenke. Erst nach 1900 kam der Christbaum auf, zuerst bei Pfarrer Lehrer und vermögenden Leuten. Anderer Leute Kinder durften dann „zum Christbaum“, wo sie singen und beten mußten. Pfeffern nur noch sehr wenig in Übung. Früher sei „s ga'z Oart vol gspronga“. Man bekam Hutzelbrot, auch anderes Brot, welches man in die umgehängte Schultasche legte.

Am **Neujahr** gab man einander „s guat Jahr“. So bekamen die Patenkinder von der „Gofa“ und dem „Göte“ eine Brezel (breatfiked), die Schwiegereltern vom Schwiegersohn eine „Viertelbrezel“ (besonders große Brezel). Anschließend wurde bei den Schwiegereltern ein wenig gefeiert. Ähne und Ahne gaben auch das „gute Jahr“ (Neujahrsgeschenk).

Aberglauben. Man sprach vom „Bitzwälegoast“ (Wälle=Wäldle).

Kinderreime. Rengel, Rengel, Reiba, s Kätzle goht ge' maia, s hollad em Ähne Schnupftabak s schreiad alle quak, quak, quak — Oa's, zwoa, drei, nicka, nacka, nei, nicka, nagel, Hämmerle, dr Müller stoht em Kämmerle, da hät a staubeg Hütle uf; s stoht siehanaviazge druf. Buff, buff, buff, du bist duuff!

Drescherreime (aus früherer Zeit, alten Männern noch bekannt): Dicke, dicke Speck em Hafa! (bei 4 Dreschern; Drei kreuzlahm, drei kreuzlahm (bei drei Dreschern). Dicke, dicke Zettelsuppe! (4 Drescher).

Namengebung. Katholische Namen, in der Mundart stark gekürzt: Zire=Cyriacus, Stante=Constantin, Deiff=Matthias, Alise=Alois, Bef=Joseph, Bläse=Blasius, Gore=Gregor, Gondel=Kunigunde, Kle=Koletha, Oferle=Afra usw.

Wirtschaftliches

Es gab früher in Zimmern eine „Reibe“ und eine „Öle“ (Handreibe und Ölmühle), die von vielen Orten, auch der weiteren Um-

gebung, besucht wurden (von Tübingen, Leidring, Dautmergen, Zepfenhahn, Schömberg). Das Repsöl wurde als Brennstoff für die Repsöl-Ämmele benützt. Das Licht war schlecht. Man konnte aber zu den Spinnerinnen sagen: „Dou siehst guat, so fei' dou spennst!“ Um Lichtmeß mußte man fertig sein mit dem Spinnen; dann wurde noch gestickt, um etwas Geld zu verdienen. Der „Ferkler“ mußte die „Stückle“ in Ratshausen holen. Sie waren etwa 10 m lang, mit verschiedener Breite (Vorhangstoffe). Gewoben wurde nach Schömberg für den Kaufmann Eha, ein damals weit und breit bekanntes Textilgeschäft. Es hieß im Volksmund „s Mesmers Lada“. Am Sonntag ging es aus den umliegenden Orten „wie in den Kreuzzug“ nach Schömberg zum Einkaufen.

Die schulentlassenen Buben mußten frü-

her „uf d Ziagelhütta“ in die Schweiz (in den Kanton Thurgau), wo sie in den Ziegeleien Ziegel wegtragen mußten. Die Maurer und andere Bauhandwerker gingen als Saisonarbeiter ins Elsaß, wie es auch von anderen Orten (z. B. Weilstetten) berichtet wird. Die Ziegelmeister kamen aus der Schweiz und warben die Buben.

Mosten kannte man vor 60 Jahren kaum; es ging sehr armselig zu: „Heut leabad miar wia pfürsta!“ (wie die Fürsten).

Als man schon hier, aber noch nicht im Schwarzwald „Strohstühle“ hatte, pflegten die Männer ihren Strohstuh! auf den Rücken zu nehmen und in den Schwarzwald zu tragen, wo sie den „Bura“ im Badischen ihr Häcksel schnitten. 1886 kamen die ersten Futterschneidmaschinen nach Zimmern u. d. B.

Das Klavier feiert Geburtstag

Von Dr. Fritz Stege

Eigentlich heißt das Klavier gar nicht Klavier. Die ursprüngliche Bezeichnung lautet „Pianoforte“ oder „Fortepiano“ oder auch kurz „Piano“ (Pianino). So nannte es sein Erfinder, der Italiener Bartolomeo Cristofori, der vor 250 Jahren zum ersten Male ein Pianoforte in der Öffentlichkeit ankündigte. Und in diesem Namen kommt die Verwunderung zum Ausdruck, daß man auf diesem Instrument „laut“ und „leise“ spielen konnte, nur durch Veränderung des Anschlags.

Wie war denn die Spieltechnik in den vorangegangenen Jahrhunderten? Da brachte der Druck auf die Taste einen Metallstift in leichte Berührung mit der Saite, und es gab einen leisen, schwebenden Ton - das war das „Clavichord“. Oder ein Federkiel bewirkte ein kräftiges Anreißen der Saite - im Prinzip ähnlich wie das „Plektron“ bei der Mandoline und Zither - und man gewann den starken, etwas starren Klang des „Cembalo“. Nun aber war es ein Hämmerchen, das durch die Taste bewegt wurde und die Saite nach Belieben „forte“ oder „piano“ klingen ließ. Daher die Bezeichnung „Hammerklavier“. Beethoven gebrauchte diesen Ausdruck lediglich als Verdeutschung des Wortes „Pianoforte“ - und zwar nicht nur für sein berühmtes Klavierwerk 101, sondern auch noch für drei weitere Sonaten. Das ist die einzig richtige Erklärung des verschieden gedeuteten Zusatzes „Für das Hammerklavier“.

Keineswegs wurde die neue Erfindung mit ungeteilter Begeisterung aufgenommen. Man war an den zarten, intimen Klang des Clavichordes gewöhnt, das einem romantischen Empfinden entgegenkam und das auch heute noch nicht an Beliebtheit verloren hat, und das Klavier erschien zu laut und lärmend. Originell ist, wie der schwäbische Dichter und Komponist Daniel Schubart sich zu einer wütenden Verteidigung des Clavichords (1786) aufraffte: „Kannst zwar nicht Konzerte mit starker Hand spielen, denn es hagelt und wettert nicht wie's Fortepiano, kannst auch nicht umflutet von vielen Hörern damit rasen und ihr Bravogekreisch, dem Wellengemurmel gleich, somit überschreien. Aber wo das Klavier (will sagen Clavichord) weich und für jeden Hauch der Seele empfänglich, so findest du hier deines Herzens Resonanzboden. Wer am Clavichord nach dem Flügel schmachtet, hat kein Herz, ist ein Stümper, steht am Rheinstrome und sehnt sich nach - einem Krebsbache.“

Nun, stümpern kann man am Clavichord genau so wie am Flügel, wenn man nicht die Fähigkeit besitzt, „den rechten Finger zur rechten Zeit auf die rechte Taste zu setzen“, und der boshafte Julius Stettenheim behauptete: Musikdilettanten gleichen

den Heuschrecken darin, daß sie mit den Flügeln Geräusch hervorbringen. Wie heißt es doch bei Wilhelm Busch? „Mit Recht erscheint uns das Klavier, wenns schön polierte, als Zimmerzier. Obs außerdem Genuß verschafft, bleibt hin und wieder zweifelhaft.“

Aber die Entwicklung des Klaviers schritt unaufhaltsam weiter. Gottfried und Joh. H. Silbermann, dann J. A. Stein in Augsburg erfanden Verbesserungen, bis heute erscheinen immer neue Modelle auf dem Markt. Da gibt es „Doppelflügel“ mit elektrisch-pneumatischer Übertragung, Vierteltonklaviere, dann den Nernst-Flügel, der den nach dem Anschlag entflohenen Ton in gleicher Klangstärke festhält, und viele andere. Die Hauptsorge gilt jedoch heutzutage neben der ständigen Vervollkommnung der Resonanz vor allem der Anpassung der Instrumente an die Wohnverhältnisse. Für die beschränkten Räumlichkeiten der Neubauwohnungen wurde der Typ des Kleinklaviers geschaffen, das sich großer Beliebtheit erfreut - mitunter kombiniert mit Schreibpult und Regalen, in Wirklichkeit auch unabhängig von Wilhelm Busch eine „Zimmerzier“.

Zweieinhalb Jahrhunderte hat das Klavier überdauert und wird trotz Radio und Schallplatte seine bevorzugte Stellung im Musikleben auch in Zukunft behaupten. Denn keine mechanische Musikausübung kann die seelische Erhebung ersetzen, die man verspürt, wenn man selber die Finger über die Tasten gleiten läßt, den erklingenden Tönen eigenes Leid, eigene Freude anvertraut und sich nach des Alltags Lasten entspannt im reinigenden Bad der Klangwelt, das Herz und Seele erfrischt. Das Höchste ist es wohl, wenn man in sich die Fähigkeit entwickelt, zu „improvisieren“, wie es in früheren Jahrhunderten gelehrt und verlangt wurde - in „Tönen zu denken“, Klänge wie Worte aneinanderzureihen und das Gefühl in freien Fantasien verströmen zu lassen. Robert Schumann sagt: „Verlieh dir der Himmel eine rege Fantasie, so wirst du in einsamen Stunden wohl oft wie festgebant am Flügel sitzen, in Harmonien dein Inneres aussprechen wollen, und um so geheimnisvoller wirst du dich wie in magische Kreise gezogen fühlen, je unklarer dir vielleicht das Harmonienreich noch ist. Der Jugend glücklichste Stunden sind diese.“

Die Keime aber, die uns in der Jugendzeit ins Herz gelegt werden, tragen im oft einsamen Alter wertvolle Frucht. Dann ist uns das Klavier ein unentbehrlicher Freund und Gefährte, der es verdient, daß wir ihm zu seinem 250. Geburtstag ein stilles, dankbares Gedenken widmen.

„Heiligs Blechle“

Im Schwabenland kann man hin und wieder den Ausdruck hören „Heiligs Blechle“, einen Kraftausdruck, der etwa dem „Dunckerkiel“ der Norddeutschen entspricht. — Sprachgeschichtlich ist es zweifellos interessant, einmal nach dessen Ursprung zu forschen.

In alten Zeiten, als es noch Mauern und Türme und Torwächter gab, gab es auch Zollblechlein, die vom Torwart gegen Bezahlung des Marktzolls für Marktwaren ausgehändigt wurden. Es gab auch Gesellenblechlein, die der wandernde Geselle vom Oberzunftmeister erhielt, wenn er bei ihm vorsprach und in der Zunftherberge auf Kosten der Zunft übernachten wollte. Es gab aber auch Bettlerblechlein, das jeder Bettler am Tor in Empfang nehmen und offen tragen mußte, wenn er durch das Städtchen ging. Es war das Zeichen dafür, daß ihm das Betteln untersagt war, und daß er beim Verlassen der Stadt einen Zehrpennig bekam.

Und nun das „heilige Blechlein“ oder das „Eblechlein des Heiligen“. Unter dem „Heiligen“ verstand man die Unterstützungskasse der Kirche für Arme und Notleidende, später den „Armenkasten“ genannt. Arme Leute, die sich ihren Lebensunterhalt nicht mehr selbst verdienen konnten, wurden an einem besonderen Tag auf das Rathaus befohlen, wo sie als Ausweis für ihre Bedürftigkeit und Würdigkeit ein Blechle bekamen, das mit dem Stadtwappen versehen war, das „heilige Blechle“, gegen das sie dann wiederum an einem bestimmten Tag ein Almosen erhielten.

Von 1531 an wurde verfügt, daß die Almosenempfänger das Blechle öffentlich und unverdeckt zu tragen haben, und daß der Blechleträger, der beim Spiel oder im Wirtshaus heimlich oder offen beim Wein angetroffen wurde, bestraft wird. Diese Einrichtung bestand dann bis in das 18. Jahrhundert hinein.

So ist es wohl gekommen, daß das „heilige Blechle“ in den Sprachgebrauch eingegangen ist, zumal in der Zeit, als die Behörden gegen das Fluchen mit Androhung harter Strafen vorgingen, weshalb der Ausdruck „Heiligs Blechle“ eine Umgehung des Fluches war, wie das „Potz Kuckuck“ auch.

So schwätzet Kender

Als sich die Eltern des fünfjährigen Bärbele darüber stritten, wem von beiden das Töchterchen am meisten gleiche und die Mutter sagte: „Stirn und Nase sind vom Papa, die Augen von mir!“ schaltete sich das Kind ein und meinte: „Ab'r meine Schtrempf send von d'r Oma!“

Es ist schon lange her. 's Fritzle durfte mit seinem Vaddr ins Oberamtsstädtle. Dort führte auf dem Marktplatz ein Seiltänzer seine Künste vor. 's Fritzle sperrte Mund und Augen auf. Schließlich fragte der Bub: „Vaddr, was hot der Ma' fir a Schtang en d'r Hand?“ — „Des isch a Balansierschtang!“ — „Zu was braucht der Ma' a Schtang?“ — „Daß'r sich dra heba ka!“ — „Worom muaß'r sich dra heba?“ — „An äbbes muaß'r sich doch heba!“ 's Fritzle gab sich immer noch nicht zufrieden: „Wenn ab'r dui Schtang ront'rfliaht?“ Schon ein bißchen ärgerlich geworden, meinte der Vaddr: „O Kerle! Was wird au dui Schtang ront'rfliaht, der Ma' hebt se doch!“

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Herren von Karpfen

Obervögte von Balingen, Rosenfeld und Tuttlingen — Von Kurt Wedler

Wohlgeformt wie ein Vulkankegel erhebt sich südwestlich von Spaichingen am Rande der Baar der Hohenkarpfen (912 m), ein Zeugenberg der Schwäbischen Alb, so wie



Hohen Karpfen bei Hausen ob Verena

sein noch größerer Bruder, der Hohenlupfen (977 m). Beide Berge waren durch ihre rundum freie Lage für mittelalterliche Burgen besonders disponiert. Die Rittergeschlechter, die auf diesen, vom Wind umrauten Höhen ihre Mauern, Gräben, Türme und festen Gemächer bauten, haben ihrem Geschlecht den Namen der Berge gegeben. „Calphen“ und „Luphun“ sind keltische Namen, deren Bedeutung nicht geklärt ist, aber es ist anzunehmen, daß diese Berge schon in keltischer Vorzeit für Heiligtümer oder Fliehburgen Verwendung fanden.

Die Ritter von Karpfen führen in ihrem Wappen zwei Karpfen, doch ist mit dem urkundlich erwähnten Namen Calphen, Calphen, Calphe, Calphin oder Calfo und diesem



Wappen der Ritter von Karpfen

Fisch kein Zusammenhang festzustellen. Die Deutung als Kalvarienberg (Bacmeister) oder die Zusammenziehung beider Namen Kal(lup)fen (Zimmer'sche Chronik) sind wohl irreführend.

Unsre Obervögte von Balingen, Rosenfeld und Tuttlingen entstammen aber nicht dem ursprünglichen Geschlecht derer von Calphen. Diese waren wohl Lehensmänner der Grafen von Nellenburg (Stockach) und treten urkundlich erstmals im 11. Jahrhundert auf: ein Egilwart (1050), ein Sigehart (1090) und Ita, die ein Gut an Kloster St. Georgen schenkte. Von 1206—1234 war ein „Grauff

von Kalb“ (vielleicht von Karpfen) Abt im Kloster Reichenau. Nur spärlich sind die Nachrichten über diese Ritter. Am Ende des 13. Jahrhunderts geht ihr Besitz an die Grafen von Lupfen-Stühlingen (Eberhard I.), im 14. Jahrhundert an die Herren von Blumberg (Heinrich) und dann an das Kloster St. Georgen. Um 1390 erwarb der Graf von Württemberg (Eberhard II.) einen Teil des Besitzes, den er als Lehen den Herren von Remchingen gab.

Wie viele der Burgen im Lande, so wurde auch der Karpfen im Anfang des 15. Jahrhunderts ein schlimmes Raubnest, das in der Nähe der Schweizer Straße lag. Kaiser Sigismund mußte es ausheben lassen. Von ihm ist die Äußerung überliefert, „daß Karpfen, das Haus, vormals ein Neuhaus gewesen, und durch Missetat heruntergekommen sei“. Er zog das Lehen ein und gab es 1422 wieder einem Heinrich von Blumberg. Von dessen Erben, dem Horber Vogt und württembergischen Hofmeister Stefan von Emershofen kaufte im Jahr 1444 Graf Ludwig von Württemberg die ganze Herrschaft. Dazu gehörten die Dörfer Hausen ob Verena, Unter- und Oberbaldingen, der halbe Kirchensatz von Hausen, Gerechtigkeiten und Gülten von Gunningen, der halbe Zehnte von Aixheim und die Vogtei Tellingen bei Aldingen.

Das alte Geschlecht derer von Karpfen ist wahrscheinlich im Jahr 1480 ausgestorben.

Graf Eberhard im Bart, der spätere Herzog, hatte zwei uneheliche Söhne: Ludwig und Hans. Ludwig studierte in Tübingen und Rom, erwarb den Doktorhut der Rechte und erhielt den Titel eines Grafen zu Greifenstein mit den Lehen Holzgerlingen, Burg Heintatweiler, Herrschaft Sulz und Gülten in Bernhausen und Echterdingen. Hans aber, der 1462 geboren ist, wurde 1491 mit der Herrschaft Karpfen, zu der nun auch der Burgstall Rietheim gehörte, belehnt. Dieser Hans Wirtemberger, jetzt Ritter von Karpfen, wurde damit Begründer eines zweiten Adelsgeschlechtes von Karpfen, das fast 200 Jahre blühte. Auf diese Weise wurden in jener Zeit vielfach die unehelichen Söhne der Adligen untergebracht. Hans mußte zunächst mit 1000 Gulden seinen Herrensitz wieder in Ordnung bringen. Dankbar seinem Lehensherrn gegenüber, diente er ihm treu und ergeben. Von 1494—1501 war er auch Obervogt in Balingen und von 1501 an Obervogt in Tuttlingen. Im Bauernkrieg stand er auf Seiten des Truchseß Georg von Waldburg, aber es kam um den Karpfen herum zu keinen Aufständen.

In der Kirche von Hausen sieht man noch heute den sogenannten Karpfenstuhl und die Predella eines Altars (Ulmer Schule, an der Männerempore angebracht), die er für das Gotteshaus stiftete.

Aus seiner Ehe mit Anna Schefferl von Ehingen gingen 10 Kinder hervor. Nach seinem Tod im Jahr 1531 lebten noch zwei Söhne und sechs Töchter. Er bestimmte in seinem Testament, daß die männlichen Erben mit Gütern und die weiblichen mit Geld abgefunden werden sollten.

Hans II. ist 1501 geboren, studierte in Tübingen und übernahm nach dem Tode des Vaters 1531 die Herrschaft. Auch er war Obervogt von Balingen (1554—57) und von Tuttlingen (1557—68) und er war ein treuer Vasall Herzog Ulrichs von Württemberg. Gerne hätte er wie dieser in seinem Gebiet die Reformation durchgeführt, aber verschiedene Umstände hinderten ihn daran. Sein Vater legte in seinem Testament fest, daß wenn seine Töchter das Kloster verlassen oder lutherisch würden, sie enterbt werden sollten. Zwei Schwestern von ihm waren Nonnen im Kloster Kirchberg und seine Tochter Katharina gar Äbtissin im Bickenkloster St. Ursula (Clarissinen) in Villingen. So wurde erst in seinem Todesjahr 1564 der Meßpriester in Hausen entlassen, Gunningen aber blieb katholisch. Seit dieser Zeit blieb Hausen inmitten seiner katholischen Umgebung evangelisch.

Auch Hans II. besserte die Burg aus und baute im Jahr 1537 das Schloß Rietheim neu auf. Aus seiner Ehe mit Elisabeth Rauwin von Winnenden gingen 12 Kinder hervor. Sein Grabmal in der Hausener Kirche ist leider nicht mehr vorhanden.

Hans III., 1532 geboren, war von 1574—88 Obervogt von Rosenfeld und wurde 1576 Statthalter am herzoglichen Hofgericht, ein besonderer Vertrauensposten in jener Zeit. Er war aber kränklich, hatte Streit mit seinen Brüdern und Unglück in der Ehe. Sein Bruder Eberhard II. besaß damals den Karpfen und Hausen und Einkünfte von verschiedenen Orten, auch war er Obervogt von Tuttlingen. Eberhards Grabmal ist in der Kirche in Hausen erhalten. Hans III. teilte mit seinem Bruder Ludwig den Rietheimer Besitz. Er heiratete 1560 Ursula von Reyschach, die aber 1569 starb, ohne ihm Kinder zu hinterlassen. Eine künstlerisch wertvolle Gedenktafel aus der Schule Bartel Behams (Dürer-Schüler) für die reiche Adlige ist in der Kirche in Hausen zu sehen. Aus der zweiten Ehe mit Anna von Plieningen gingen ein Sohn und zwei Töchter hervor. Im Heimatmuseum in Rottweil wird



Kenotaph für Hans III. von Karpfen und seine Gemahlin Anna von Plieningen im Rottweiler Heimatmuseum

eine Gedenktafel für Hans, Anna und ihre Kinder aufbewahrt, auf der die Kreuzigung, die ehernen Schlinge (Joh. 3, 14—15) und des Jonas Errettung (Matth. 12, 40) mit der knieenden Familie dargestellt ist.

Dieses Bild zeigt auch den Sohn Hans IV. Dietrich, der erst 16 Jahre alt war, als der

Vater 1588 starb. Er übte seine Herrschaft zunächst unter der Vormundschaft seiner Orkel Eberhard II. und Friedrich von Plie-ningen aus und studierte in Freiburg Jura. In seinem Eifer den er später für seine Herrschaft entwickelte, geriet er in Konflikt mit den Konzenberg und den Fürstenberg, die seine Nachbarn waren, und mit seinen Vettern Gottfried und Peter. Was er aber durch kluges Haushalten, Sparsamkeit und Umsicht erreichte, das wurde durch Unwetter und Hungersnot und dann vor allem durch den 30jährigen Krieg wieder zunichte gemacht. Kaiserliche und Schweden hausten gleich rücksichtslos in seinem Lande. Im Jahr 1633 wurde die Burg auf dem Hohenkarpfen von den Kaiserlichen geplündert, verbrannt und so gründlich vernichtet, daß sie seit dieser Zeit nicht mehr aufgebaut wurde. Auch Burg und Dorf Rietheim und Hausen sind verwüstet worden und Hans Dietrich wurde von den Österreichern gefangen genommen, konnte aber in die Schweiz flüchten. Der österreichische Kriegsratpräsident Graf von Schlick erhielt vom Kaiser die Ämter Rosenfeld, Balingen, Ebingen und Tuttlingen und bemächtigte sich im Jahr 1639 auch der Lehen Hans' von Karpfen. Als Hans im Jahr 1640 nach 6jähriger Abwesenheit zurückkehrte, mußte er noch drei Jahre warten, bis er sein Lehen in einem ruinierten Zustand zurückerhielt. Er starb 1655 mit 83 Jahren und hinterließ nur drei Töchter, sein Sohn hat vor ihm das Zeitliche gesegnet.

So kam die Herrschaft im Jahr 1657 an Hans Adam, einen Urenkel Hans' II., der

aber schon 1663 in Rietheim starb. Sein Sohn Joh. Gg. Hieronymus kam vor ihm im Jahr 1656 in einem Duell ums Leben. Mit Hans Adam war so auch das zweite Geschlecht derer von Karpfen ausgestorben und das Lehen fiel wieder an Württemberg zurück. Die Allodialgüter der Karpfen brachte Anna Sabina, eine Tochter Hans Dietrichs der Familie Widerholt zu, die einen Joh. Gg. Widerholt heiratete, der auch langjähriger Kommandant auf dem Hohen-twiel war.

Eine kurze Beschreibung der Burg Karpfen ist uns aus dem Jahr 1629 erhalten, die vier Jahre vor ihrer Zerstörung anlässlich eines Besuches durch Abt Gaüßer aus St. Georgen niedergeschrieben wurde: „Durch Höhe und Altertum denkwürdig geht sie dem Verfall entgegen. In dem aus starken Quadern erbauten Turm birgt sich unter dem Boden ein mit eisernen Gittern versehenes Gefängnis, in welches die Gefangenen hinabgelassen werden. In der Burg befinden sich noch einige Qualwerkzeuge mit dem Wahlspruch Eberhards im Bart: „Attempto“ = ich wags. Unter dem obersten Dach sind die Reste einer Hauskapelle, welche einen Altar ohne Obersatz zeigt“.

Heute sind nur noch die Reste einer Ring-mauer und eines Turmes zu sehen und einige Steintreppen, die zu einem Keller führen.

Quellen: Königreich Württemberg
Tuttlinger Heimatblätter
Nr. 4, 1925, und Nr. 5, 1926
Kirche in Hausen ob Verena
Heimatemuseum Rottweil

Der Herchenweg

Von Fritz Scheerer

Durch die Grabungen von Prof. Dr. Paret im März 1953 beim Häsenbühl konnte die Römerstraße von der Schweiz über Rottweil zum mittleren Neckar nördlich der Straße Geislingen—Häsenbühl durch mehrere Schnitte genau festgestellt werden. Neben dieser Römerstraße, die wohl bald nach der Besetzung von Rottweil (Arae Flaviae 74 n. Chr.) über den Kleinen Heu-berg nach Sumelocenna (Rottenburg) führte, wurden auf der Höhe 662 m NN in nächster Nähe der Kreuzung mit der Straße, die von Sulz am Neckar über Lautlingen zur Donau bei Inzigkofen zog, die Reste eines mächtigen Denkmals an hervorragender, weithin sichtbarer Stelle entdeckt. Dieses Denkmal muß aus einer Zeit stammen, in der dieser Verbindung eine besondere politische Bedeutung zukam, und dürfte unter dem Kaiser Domitian (81—96 n. Chr.) errichtet worden sein. Paret vermutet, daß die Straße Rottweil — Rottenburg als Grenzstraße zwischen Obergermanien und Rätien gedient hat. Heute zeugt nur noch der gegenüber der Fundstelle aufgestellte vierteilige Block von der verschwundenen Pracht des großen römischen Bauwerks. Die Inschriftplatte und die wenigen sonstigen Trümmer befinden sich im Heimatmuseum Balingen.

In der Geschichte unseres Raumes hat die Römerstraße Rottweil — Rottenburg immer wieder eine Rolle gespielt. Als die Alemannen die Markungen ihrer Orte Geislingen und Binsdorf, bzw. des abgegangenen Hofstetten, das durch ein alemannisches Gräberfeld des 6/7. Jahrhunderts nachgewiesen ist, gegeneinander abgrenzten, benützten sie auf dem Heu-berg eine Strecke weit die Römerstraße als Grenze und das hochragende Denkmal als Grenzpunkt. Die Markungsgrenze verläßt nämlich im Bereich des Denkmals die römische Straßenlinie und biegt zum Denkmal aus. Bis 1938 zog über die Fundamentgrube die Grenze der Oberämter Balingen und Sulz.

Auch in dem weiteren Verlauf der Römerstraße gegen Südwesten (westlich des Waldhofs, die heutigen Straßen Waldhof — Dautmergen, Dautmergen — Täbingen — Jungholz — Gösslingen) scheint der Straßenzug im Mittelalter Herrschaftsgrenze zu sein. Täbingen war bis ins 14. Jahrhundert geteilt. Südlich des Weiherbaches, der in geringem Abstand parallel zur Römerstraße verläuft, die sicher als ursprüngliche Grenze anzunehmen ist, gehörte Täbingen zur Grafschaft Hohenberg, während das Gebiet nördlich des Baches später zur Herrschaft Württemberg zählte. Die Herrschaft Hohenberg war Rechtsnachfolgerin der Scherragrafschaft, die schon im 8. Jahrhundert bezeugt ist und im Westen an die Bertholdsbaar grenzte.

Die Nordwestgrenze der Scherragrafschaft bildete auf einer weiten Strecke die Römerstraße, der „Herchenweg“. Auf Geislinger Markung westlich des Waldhofs trägt noch heute ein Flurteil und ein Weg diesen Namen. 1513 heißt es auf Markung Binsdorf „uff dem Herchenweg“, auf Markung Erlaheim 1610 „am Herchenweg“ und auf Markung Geislingen 1490 ebenfalls „am Herchenweg“. Die Fortsetzung der Römerstraße vom Häsenbühl in Richtung Rottenburg dürfte die Straße von der Kreuzung Geislingen — Rosenfeld nach Erlaheim sein, die „Hochsträß“ genannt wird. Bei Waldmössingen führt die Römerstraße vom Kastell gegen das Kinzigtal denselben Namen. In seinem Zug an Täbingen vorüber hat der Römerweg den Namen Heerstraße. An der Grenze der Markungen Täbingen—Gösslingen (an der Straße) heißt eine Flur Herchenstein („Zerchaschoa“). Hier an der Markungsgrenze, die zugleich eine Herrschaftsgrenze war, mag ein alter Grenzstein am Herchenweg gestanden sein. 1630 heißt es „Herchenstein an die Heerstraße stoßend“, 1671 „im Herchenstein“ und 1735 „zur Hörchenstein“. Westlich von Rottweil zog die Straße offenbar auf Villingen zu,

denn in einer Flurnamensammlung von Villingen findet sich eine „Hörchenfurt“. Aus all diesen Namen läßt sich ein Straßenzug „Herchenweg“ erschließen, der vornehmlich über römische Straßenkörper führte.

Der Herchenweg ist der Weg der Herche, Hörche, auch Herke geschrieben. Wer ist nun diese Herche? Sie ist eine Gestalt aus der germanischen Sagenwelt, die erste Gemahlin des Hunnenkönigs Etzel. Wie das wilde Heer noch seine eigenen Wege und Straßen haben soll, so wies man dieser Weltenwanderin bestimmte Straßen zu und zwar gerne solche, die wie die wandernden Königinnen in die Vorzeit zurückreichen, also Römerstraßen. Nach ihrem Tode ließ sie das Volk in der Sage in nächtlicher Fahrt übers schlafende Land ziehen.

Ähnliche Beispiele finden wir südlich der Donau im Oberland. Die Straße durch Riss-tissen von Offingen am Bussen vorbei heißt Hilgartenstraße (Hildegardstraße) und ist ebenfalls eine Römerstraße. Hildegard war die Gemahlin Karls des Großen, eine Tochter des Grafen vom Bussengau, Schwester des von dem großen Kaiser so hochgeschätzten Grafen Gerold, der 786 in unserer Gegend große Schenkungen an das Kloster St. Gallen machte. Nach der Hildegardsage wurde die Königin Hildegard als Heilige verehrt. Für die Römerstraße Mengen — Offingen findet sich in alten Urkunden der Namen Kriemhildstraße (Kremhilttenweg, Kriemhildstraße). Diese Straße wurde nach der aus dem Nibelungenlied wohl bekannten 2. Gemahlin Etzels genannt. Der Kriemhildenweg bildete die südliche Grenze der Scherragrafschaft.

Dr. Jänichen nimmt an, daß die Straße der Donau entlang wahrscheinlich Brunhildstraße hieß. „Da aber die Geschichte der austrasischen Königin rechts des Rheins in Vergessenheit geriet oder in die Heldensage verwiesen wurde, ersetzte man die Brunhild teils durch die im Mittelalter hochberühmte Kriemhild oder durch die Königin Hildegard.“ Die historische Brunhild und die Kriemhild der Sage weisen zudem verwandte Züge auf, so daß der Tausch der Namen verständlich wird.

Wir finden so vom Hegau der Donau entlang eine alte Aufmarschstraße nach Bayern. Ein 2. Weg ist von der Kraichgau-senke über Pforzheim, das Würmtal und die Alb in der Ulmer Gegend nachgewiesen. Der Herchenweg dürfte das Verbindungsstück dieser beiden Straßen in der Merowinger- und vor allem in der Karolingerzeit gewesen sein. Sein Name stammt aus derselben Schicht wie die der Brunhild- und Kriemhildstraße. Wahrscheinlich gehen die Namen Herchen-, Kriemhild- und Hildegardweg in frühe Zeiten zurück. Um 1200 blühte das Heldengedicht (Nibelungenlied). Der Sagenstoff wurde damals in dichterische Form gebracht und an den Höfen gesungen. Dem Sang des Dichters ging aber lange die Sage des Volkes voraus, und aus dieser Zeit dürften die Namen stammen. Wir haben also in ihnen älteste Zeugen des Geisteslebens unserer Vorfahren. Die Römerstraße mag einige Jahrhunderte als Verbindungsweg der alemannisch-fränkischen Siedlungen gedient haben oder wurde später zu modernen Straßengefügen ausgebaut, die heute noch befahren werden, während die römischen Gutshöfe in Leidringen und bei Erlaheim der Zerstörung zum Opfer fielen. Auch dem Denkmal drohte der Untergang, als im hohen Mittelalter für Kirchen und Burgen der Steinbau üblich wurde. Nur noch die Namen Heerstraße, Herchenstein und Herchenweg halten die Erinnerungen an ein wichtiges Ereignis in der Geschichte unserer Heimat wach.

Alte Rechtsbräuche im Sprachgut erhalten

Als die Strafverfahren noch „an die große Glocke gehängt wurden“ / Von Paul Seifriz

Im germanischen Altertum und in der deutschen Frühzeit war das deutsche Recht noch „volkstümlich“. Es war Gemeingut des Volkes und pflanzte sich mündlich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Bis auf den heutigen Tag hat sich die Erinnerung an das volkstümliche Recht längst vergangener Zeiten in unserer Sprache erhalten und lebt in Redewendungen weiter, denen wir täglich begegnen.

Wer denkt wohl daran, wenn eine „Urkunde aufgenommen“ wird, daß dieser Ausdruck aus dem 7. Jahrhundert stammt, aus einer Zeit, zu der eine Urkunde nur gültig war, wenn der Aussteller sie auf den Boden legte und dieselbe dann wieder „aufnahm“ oder durch den Schreiber „aufnehmen ließ!“

Vielfach wurden zu diesem Akt Zeugen „zugezogen“, und in Bayern wurden sie sogar buchstäblich bei den „Ohren herbeigezogen“ — „Das will ich mir hinter die Ohren schreiben“, sagt man, wenn man sich vornimmt, etwas gut zu merken. Diese Redewendung hat ebenfalls einen handgreiflichen Hintergrund. Das altdeutsche Prozeßrecht verlangte grundsätzlich, daß der Zeuge nicht nur durch „Rede“, sondern auch durch „Werk“ zum aufmerksamen Hören und Sehen förmlich aufgefordert wurde. Dies geschah durch die schon im Alt-Arischen nachweisbare Sitte des Zupfens oder Ziehens am Ohr. In alten Rechtsurkunden ist „testes per aures tracti“, d. h. Zeugen an den Ohren beigebracht, eine ständige Formel. Das aus dem Germanischen stammende Wort „Zeuge“ kommt von ziehen und bedeutet „Hinzugezogener“ zur Gerichtsverhandlung. Aus dem Ohrzupfen wurde bei unsern Vorfahren zuweilen eine richtige Ohrfeige, namentlich bei folgenden wichtigen Vorgängen: Zu den alljährlichen Flurumgängen, Marksteinfestlegungen u. ä. wurden erwachsene Knaben als Zeugen zugezogen. Sie sollten in der alten Zeit, in der es noch keine Geometer und Katasterbücher gab, das Gemeindegrenzrecht überliefern. Auf die wichtigen Stellen, wo ein Markstein gesetzt oder versetzt wurde, wo eine neue Gemeindegrenze festgelegt wurde, pflegte man diese Knaben nach altdeutschem Recht durch eine Ohrfeige aufmerksam zu machen. Man „schrieb“ ihnen die für die Gemeinde so wichtigen Tatsachen „hinter die Ohren“. Um auszudrücken, daß diese Ohrfeigen keine Strafe darstellen sollten, wurden die gehohlenen Knaben hernach beschenkt. Der genannte Brauch ist schon bei den Ripuariern, einem Teilstamm der alten Franken, bezeugt — „Lex Ribuariorum“, d. h. Volksrecht der ripuarischen Franken des 6. und 7. Jahrhunderts — und hat sich in Bayern bis ins 18. Jahrhundert hinein erhalten.

Zahlreich sind die Erinnerungen an die Strafrechtspflege der damaligen Zeit. Wurde ein Übeltäter auf frischer Tat ertappt, so erhob der Geschädigte ein „Zetergeschrei“. (Das germanische Zeter bedeutet Kampf und Kampfgeschrei; wird auch gedeutet aus „ziehet her“). Auf dieses „Zetermordio“ waren alle, die es vernahmen, verpflichtet, an der Verfolgung und Festnahme des Täters teilzunehmen, um ihn „dingfest“ zu machen, d. h. festzuhalten, damit er beim nächsten Ding — der öffentlichen Volks- und Gerichtsversammlung — abgeurteilt werden konnte.

Zur Zeit der Femgerichte, im 14. und 15. Jahrhundert, wurde dem unter Anklage gestellten Bewohner einer Burg die Vorladung dadurch zugestellt, daß sie nachts mit einem Dolch am Burgtor befestigt wurde. Dieser an das Tor gesteckte Brief war der erste Steckbrief, der heute noch dem flüchtenden Verbrecher (in anderer Form!) zum Verhängnis wird.

Die Einladung zu der Versammlung an die Gerichtsstätte erging durch Läuten mit der großen Glocke. Die zu verhandelnde Sache wurde also „an die große Glocke gehängt“. Je nach der Schwere der abzuurteilenden Tat wurden mehr oder weniger Volksgenossen zugezogen. Diese bildeten den „Umstand“. Daher wurden teils mehr, teils weniger „Umstände gemacht“. Ergab sich die Unschuld des Angeklagten, so blieb er „ungeschoren“. Dieser Ausdruck stammt aus dem ältesten Recht der Germanen, und zwar aus der Zeit, zu der das Abschneiden des lang herabwallenden Haupthaars als größter Schimpf angesehen wurde, der dem freien Manne angetan werden konnte.

Wo menschlicher Scharfsinn zu Ende war, versuchte man die Entscheidung über Recht oder Unrecht der Gottheit zu überlassen. Der Angeklagte unterwarf sich je nach der Entscheidung des Gerichtes oder eigenem Wunsche dem Lose, der Feuerprobe, der Wasserprobe, der Kreuzprobe, der Probe des geweihten Bissens, dem Zweikampfe oder dem Bahrrecht (auch Bahrgericht genannt).

Los: Wer von zwei Prozeßgegnern aus dem Strohdach „den kürzeren zog“, nämlich den kürzeren Strohalm, hatte Unrecht und verlor den Prozeß. Daran erinnern heute noch „Hälmdien oder Steckelein ziehen“, wenn es gilt festzustellen, wer einen Auftrag ausführen oder eine unangenehme Sache erledigen muß. Später wurde an Stelle des Strohalmchens ein Streichholz oder Steckelein verwendet, da sie griffbarer waren als der Strohalm! Bei der **Feuerprobe** mußte der Angeklagte „durch das Feuer gehen“ bzw. glühendes Eisen oder glühende Kohlen anfassen. Hatte er die „Feuerprobe“ bestanden, dann war die Unschuld des Betreffenden erwiesen. Vergleiche die Legende von der hl. Kunigunde, der Gemahlin Heinrichs II., des letzten sächsischen Kaisers. Die stolze Frau mußte, von Bischöfen geführt, in Anwesenheit des kaiserlichen Gemahls und seiner Machthaber über glühende Pflugscharen schreiten. Da sie wie durch ein Wunder unverletzt blieb, leisteten der Kaiser, die Bischöfe und die Großen des Reiches bei der später als heilig Verehrten Abbitte. Wer sich bei dieser Handlung „die Finger verbrannte“ wurde als schuldig angesehen. Es konnte auch — besonders bei angeklagten Frauen — ein anderer „für sie durchs Feuer gehen“ oder „für sie die Hand ins Feuer legen“.

Bei der **Wasserprobe** wurde der Angeklagte gefesselt, mit einem Strick um den Leib ins Wasser geworfen. Untersinken galt als Unschuldsbeweis. Schwamm der zu Prüfende dagegen auf dem Wasser, so wurde er für schuldig gesprochen. Bei der **Kreuzprobe** standen die Gegner mit ausgestreckten Armen vor einem Kreuze. Wer von den Streitenden — es konnten auch mehrere sein — den Arm zuerst sinken ließ, hatte verloren. Die Probe des **geweihten Bissens** wurde im allgemeinen bei Diebstahl angewendet. Der Probessene sollte dem Schuldigen im Halse stecken bleiben und den Erstickungstod herbeiführen. In christlicher Zeit mußte der Angeklagte zuvor das Abendmahl empfangen. Dem Übeltäter sollte das geweihte Brot Krankheit und Tod bringen. Der **Zweikampf** wurde nur bei schweren Vergehen, bei Friedensbruch und Mord angeordnet. Je nach Rang und Stand waren bestimmte Formen vorgeschrieben. Man war überzeugt, daß Gott dem Unschuldigen beistehen werde. Beim **Bahrrecht** hatte sich der Verdächtige an der Leiche des Getöteten einzufinden. Man glaubte, daß beim Nahen des Täters die Wunden des Ermordeten aufs neue zu bluten begin-

nen. Im Nibelungenliede heißt es: „Als Hagen es wagte mit König Gunter an die Bahre zu treten, färbte sich das Leinen blutigrot, in das man Siegfried gelegt hatte und „die aufgebrochenen Wunden des Genucheltes klagten den Mörder an!“

Daß Gott den Unschuldigen sichtbar beschützt, findet sich schon in der Vorstellung mancher Naturvölker. Besonders entwickelte sich das Gottesurteil im christlichen Mittelalter. Die Kirche duldete zunächst diese Ordalien oder Gottesurteile als Notbehelf, besonders um dem Meineide und der Blutrache vorzubeugen. Sie umgab sie mit Vorkehrungen, Weihungen, Mahnungen und frommer Vorbereitung, um Betrug und Aberglauben auszuschließen. Daß trotzdem Parteilichkeit und Betrug eine Rolle spielten und nicht immer das Recht siegte, wurde schon früh erkannt. Vor allem wurde vor dem Zweikampfe gewarnt, bei dem so oft das Unrecht siegte. Deshalb verwarfen die Konzilien seit dem 12. Jahrhundert alle Ordalien als sündhaft. Diese Ansicht vertraten auch die Theologen des 13. Jahrhunderts, so daß die Gottesurteile um 1215 herum allmählich verschwanden. Daneben haben sie sich trotzdem vereinzelt in Gerichtsverfahren bis ins 18. Jahrhundert hinein erhalten.

Ein überführter Übeltäter wurde in das Gefängnis geworfen, Arme und Beine wurden in den „Stock“, einen ausgehöhlten Holzverschluß gespannt. So lag der „verstockte“ Sünder im Dunkel, im „stockdunkeln“ Gefängnis. Bei leichteren Vergehen wurde der Verurteilte „an den Pranger gestellt“. Jeder Vorübergehende durfte den am Schandpfahl Stehenden verhöhnen und beleidigen. Der „Angeprangerte“ hatte gewöhnlich noch eine Tafel umhängen, auf der seine Schandtat verzeichnet war. Darin erinnert die Redensart: „einem etwas anhängen“, d. h. jemand durch üble Nachrede an der Ehre schädigen.

Über den zum Tode verurteilten Verbrecher wurde, bevor die Hinrichtung erfolgte, „der Stab gebrochen“. Der Richter zerbrach in früheren Zeiten einen schwarzen Stab, warf ihn dem Verurteilten vor die Füße und sprach dabei die folgenden Worte: „Euer Leben ist verwirkt, Gott sei Eurer Seele gnädig“. Mit dem Stabbrechen wurde ausgedrückt, daß der zu Richtende nun endgültig aus der Gemeinschaft ausgeschlossen sei und nirgends mehr einen fürsprechenden Richter und keinen Schutz mehr finden werde. Hierher gehört auch die etwas abgeschwächte Redensart „mit jemand brechen“, d. h. die Beziehungen zu ihm abbrechen.

Das traurige Kapitel der Folter soll nur kurz gestreift werden. Heute wird niemand mehr „auf die Folter gespannt“, d. h. höchstens durch das Vorenthalten eintr mit Spannung erwarteten Nachricht. Es muß sich auch niemand mehr „auf glühende Kohlen setzen“ und werden keine „Dauerschrauben mehr angelegt“. Wenn sich ein stark Übermüdeter trotzdem „wie gerädert fühlt“, so denkt er dabei bestimmt nicht an das schreckliche Bild, das hinter diesem Worte steckt. Dem verurteilten Verbrecher wurden vielfach mit einem gezackten eisernen Rade die einzelnen Glieder zerbrochen, der Körper aufs Rad geflochten und dann als abschreckendes Beispiel aufgestellt!

Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die Sitten geändert und der Ursprung der heute in übertragenem Sinne gebrauchten Redewendungen ist in späterer Zeit verwischt oder in Vergessenheit geraten. Modewörter kommen und gehen; aber fest hält die deutsche Sprache an den Bildern längst vergangener Zeiten und läßt sie nicht aus ihrem Wortschatze.

Arbeiten in Jet

Von Dipl.-Ing. R. Kernöter

„In den letzten Jahren“, schrieb um 1880 Prof. Dr. Fraas als Vorstand des Stuttgarter Naturalienkabinetts, „hat die Centralstelle für Gewerbe und Handel dieser Art von Industrie sehr das Wort geredet und die Arbeiten in Jet dringend empfohlen. In Folge dessen zogen eigene Jetsammler durch die Balingen Gegend und haben zentnerweise den Geislinger Beinschnitzlern das Material zu ihren schwarzen Schmuckarbeiten geliefert“.

Es ist von besonderem Reiz, im Steinbruch dem nachzuspüren, auf was sich die Angaben von Fraas beziehen: Auf den Gagat oder Jet (englisch dschätt). Man leitet den Namen „Gagat“ von der Stadt Gagae in Kleinasien oder vom Fluß Gages in Lykien ab und bezieht sich dabei auf Fundorte des „schwarzen Bernsteins“, der als Pechkohle von glänzendem Bruch ist und zu schwarzen Schmuckwaren verarbeitet wird. Nach anderer Definition handelt es sich beim Gagat um eine schwarze, harte, polierfähige Braunkohle für Schmuckwaren.

Gerade in Balingen oder Umgebung nach Gagat zu suchen, mag durch folgende Angaben eines alten Lexikons gerechtfertigt erscheinen: „Gagat, schwarzer Augstein, franz. Jais, engl. Jet; sehr bituminöse Braunkohle aus Böhmen, Steiermark, England, Asturien und Balingen“ (!) Die Balingen Gegend war also durch die Gagatvorkommen bekannt und Fraas gab genauere Auskunft mit den Worten: „Gagat, in anscheinlichen Stücken, die zu Dosen, Knöpfen usw. verarbeitet werden, kommt nicht nur bei Frommern, sondern auch bei Heselwangen vor.“ Nach Dr. Engel findet sich etwas Gagat im Knollenmergel (Zanclodonletten) des oberen Keupers und am rechten Schlichemufer bei Täbingen in Rhät-Platten mit kohligen Resten im sandigen Material. Außerhalb Deutschlands gewinnt man Gagat in einigen Gegenden Südfrankreichs, Spaniens, Englands und Nordamerikas, wobei den Lagern im Staate Utah nachgesagt wird, daß sie die Welt auf Jahrhunderte mit Gagat versorgen könnten. Eine blühende Gagatindustrie bestand bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Südfrankreich, später war insbesondere Whitby in Yorkshire der wichtigste Lieferant für Jetwaren. Die zahlreichen Nachahmungen des Gagats in Glas und Obsidian unterschieden sich durch Schwere und Härte, denn Gagat hat das niedrigere spezifische Gewicht 1,3 bis 1,4 und die geringe Härte 3 bis 4. Heute ist er stark durch Kunstharze verdrängt.

Mit „Arbeiten in Jet“ hat ursprünglich die Schmuckwarenindustrie in Schwäbisch Gmünd ihren Anfang genommen, auch für den „Ulmer Schmuck“ war der Gagat ein charakteristisches Material. Bezieht man „Das Arbeiten in Jet“ im weiteren Sinne auch auf die Gewinnung des Gagats und auf die Studien bezüglich seiner Beschaffenheit und seiner Entstehung, dann bewegt man sich in einem interessanten Fragenbereich, der die geologische Wissenschaft schon stark beschäftigt hat und immer wieder Anlaß zu neuen Untersuchungen gibt. Und am unmittelbarsten wird man in die Probleme hineingestellt, wenn man im Steinbruch „im Buch der Erdgeschichte blättert“ und nun etwa inmitten des schwarzen Juragesteins den von Kalk- und Schwerepatstreifen durchsetzten Gagat findet. Er kommt auch im Braunjura und in der oberen Kreide vor, doch sind gerade die Funde von fossilem Holz und damit von Gagat im Posidonienschiefer von besonderer Bedeutung. Und hier nun tatsächlich der Balingen Bezirk eine interessante Fundstätte.

Wer etwa im Steinbruch Weilstetten Schieferplatten spaltet und darin einge-

schlossen plattgedrückte „Goldschnecken“ findet, mit Schwefelkies überzogene Reste von Ammoniten, insbesondere Sichelrippern, und wer im Steinbruch Dotternhausen in zahlreichen wie Messing glänzenden Fundstücken dem Pyrit, dem „Katzengold“ begegnet, der versteht die Angabe von Fraas: „Ist nun wohl auch im ganzen schwarzen Jura Schwefelkies in großer Menge vorhanden, so zeichnet sich doch gerade auch der Balingen schwarze Jura durch eine ganz ungewöhnliche Menge aus, was denn auch verschiedene mehr oder minder reiche Schwefelbrunnen zur Folge hat... Im Zusammenhang mit den Schwefelkiesbildungen stehen die verhärteten Bitumina, auf welche in ältesten Zeiten schon große Stücke gehalten wurden. Sie laufen unter dem Namen Schwarzer Bernstein (Augstein) und Gagat und wurden schon im 16. Jahrhundert zu Schmuckgegenständen aller Art verarbeitet.“ Gagat, aufgefaßt als weiches, poröses fossiles Holz, unterlag also der Verzerung und Verkiesung und war damit in die Prozesse einbezogen, die zur Bildung von Pyrit und Markasit führten. Das Eisendisulfid FeS₂ — insofern fälschlich „Schwefelkies“ genannt, als ja „Kies“ schon auf die Verbindung eines Metalls mit Schwefel hindeutet — ist ein wichtiges Erz, das dimorph, also in zwei Kristallformen vorkommt: Als Pyrit („Feuerstein“) in Pentagondodekaedern (12 Fünfecke) und als Markasit rhombisch (rautenförmige Prismen). Den „Harnisch“, den Schwefelkiesüberzug mancher Gagatstücke oder sonstiger Fossilien (Ammoniten, Muscheln, Belemniten, Terebrateln usw.) denkt man sich so entstanden, daß der bei der Eiweißzersetzung z. B. eines verendeten Ammoniten entstandene Schwefelwasserstoff H₂S in Reaktion mit im Meerwasser gelösten Eisenverbindungen trat und sich so FeS₂ bildete. Verwittert nun solches Gestein, besonders der Ölschiefer, so wird der hier gebundene Schwefelwasserstoff wieder frei, der, vom Wasser aufgenommen, diesem den Geschmack von fauligen Eiern verleiht. Jedem Balingen ist in dieser Hinsicht das „Schwefelwasser“ wohl bekannt: in Sebastiansweller ist die stärkste Schwefelquelle Europas mit 0,11 g Schwefelwasserstoff in 1 Liter Wasser.

Zu den „Arbeiten in Jet“ im oben ange-deuteten Sinne gehört auch das Lostrennen gefundener Gagatstücke aus dem Felsverband. Hat man es beim Juragestein grundsätzlich mit Sedimenten, mit Meeresablagerungen zu tun, dann muß man sich vorstellen, daß an irgend einer Stelle Treibholz vom Ufer her ins Jurameer geriet und irgendwo im Schlamm versackte. Auf ihm siedelten sich, wie z. B. Fundstücke im Museum Hauff in Holzmaden zeigen, Seelilien (Pentacrinus) und Muscheln (besonders Inoceramus) an, in die Schrumpfrisse drang Kalk und Schwerepat ein und der „Gagatisierungsvorgang“ war ein Zusammenwirken von Inkohlung, Gärprozessen im Faulschlamm und Bituminisierungsvorgängen. Als Holz kam damals nur Nadelholz in Frage, wohl Araukarien und Ginkgobäume, die subtropisches Klima voraussetzen. Über die erwähnten Zersetzungs Vorgänge äußert sich der bekannte Forscher Francé folgendermaßen: „Die durch Fäulnis in einem Faulschlammbett eingeleiteten Vorgänge führen bei vollkommenem Luftabschluß durch Selbstzersetzung zur Bituminisierung, wobei der durch fettreiche Wasserpflanzen und tierische Reste gelieferte Fett- und Eiweißgehalt der verkohlenden Stoffe wichtig ist. Mit dem Kohlenstoff wird dabei zugleich Wasserstoff angereichert und als Enderzeugnisse kommen dann sog. Sapropelite (Faulschlammprodukte) zustande...“

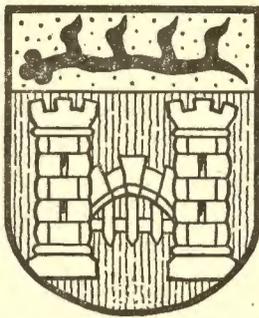
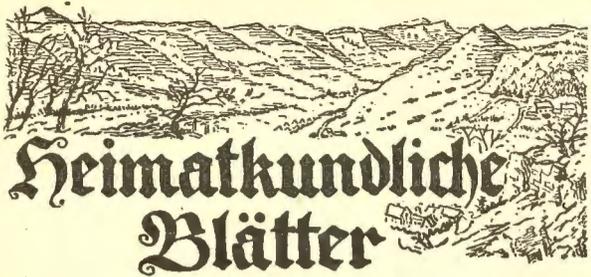
Gagat ist also als eine Art Braun-

kohle eine Zwischenstufe dieses Kohlungsprozesses, bei der aber der Zellenaufbau bzw. die Holzstruktur angeblich nicht mehr feststellbar ist. „Daß die Zellulose“, sagt Francé, „die verholzten Zellen, die Fette, überhaupt die organischen Reste (im Braunkohlensumpfwald) nicht faulen, sondern „inkohlen“, dafür sorgt der Luftabschluß durch das sauerstoffarme Tiefenwasser, in dem nuremehr Wasserpilze, Bakterien und Spaltpilze leben, die keine Luft mehr brauchen.“

In Dotternhausen findet man Gagatstücke, die auf Ölschieferplatten aufsitzen, die Prof. Quenstedt einst als „Seegrasschichten“ bezeichnet hatte und die tatsächlich Gebilde erkennen lassen, die wie plattgedrückte Pflanzenreste aussehen. Nach neueren Forschungen soll es sich dabei um „Sedimentfresser“ handeln, um Reste von wurmartigen Tieren, die im Faulschlammgrund ihre Nahrung suchten und deren Gänge sich erhalten haben. Das würde wohl bedeuten, daß in der Tiefe des Schwarzjurameers noch etwas Sauerstoff vorhanden war, im ganzen aber die Bedingungen für Faulschlamm-bildung vorlagen. Der Vergleich mit dem heutigen Schwarzen Meer ist nicht ganz abwegig: Gewisse Salzwasserschichten versperren den Luftzutritt, das Leben stagniert, es kommt zu Eiweißzersetzung und damit zur Bildung von Schwefelwasserstoff und Schwefeleisen. Tierisches und pflanzliches Plankton, also Reste von Kleinstlebewesen, „regnet“ ständig auf den Meeresgrund und wird dort bei der Sauerstoffarmut zum Faulschlamm. Der Ölgehalt der Ölschiefer, im Lias besonders die Schicht zwischen dem Amaltheenton und dem Posidonienschiefer, geht zum wenigsten auf höhere Meerestiere als vielmehr auf das erwähnte Plankton zurück. Die blaugraue Farbe des bituminösen Materials, in das der Gagat eingebettet ist, wechselt mit dem Gehalt an Schwefelkies und an Bitumen. Im Posidonienschiefer kann der Ölgehalt bis zu 20 Prozent betragen. Wer im Steinbruch Lias Epsilon, also grauen Schiefer, freilegt, kann beobachten, wie an der Luft Sulfide sich durch Sauerstoffaufnahme in Sulfate verwandeln: Das verkieste Gagatstück ist mit weißen Kriställchen aus Eisenvitriol überzogen. Der Eisenkies als Gagatbegleiter ist oft auch in rostbraunes Material zersetzt, das den bezeichnenden Namen „Kupferfels“ führt.

Manches Gewerbe ist so sehr vom Material abhängig, daß es eingeht, wenn die Rohstoffvorräte schwinden oder wenn der Werkstoff anderen Materialien und einer damit gekoppelten Arbeitstechnik weichen muß. Von den Arbeiten in Jet ist also bei uns nicht mehr viel übriggeblieben, aber desto mehr gilt deshalb dem Gagat das historische und naturwissenschaftliche Interesse. Wenn die Zahlenangaben der Gelehrten zutreffen, dann mag es vor 150 Millionen Jahren gewesen sein, daß ein Stück Treibholz im Jurameer schwamm und jetzt als fossiles Relikt durch die weiße Bänderung im schwarzglänzenden Stoff erfreut, flankiert von Kalkspatkristallen und goldschimmernden Schwefelkiesinkrustationen, eingebettet in das Blaugrau des Schiefers, der noch zahlreiche Reste uralten Tierlebens birgt. Und wer, wie es in einem alten Text heißt, „als Liebhaber philosophischer Geheimnisse alles unnötige Streitwesen weggelassen, hingegen, was nutzbar, in die Enge gezogen und was undeutlich oder versteckt, soviel möglich klar gemacht und in Form eines leicht begreiflichen processes aufgesetzt hat“, will damit ein Naturobjekt zum Erlebnis werden lassen, das als seltener Zeuge der Vorzeit noch heute eine bedeutende Sprache spricht.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Württemberg und Napoleon I.

Von F. Roemer

Am 5. Mai waren es 140 Jahre, seitdem Kaiser Napoleon als Verbannter auf der Insel St. Helena gestorben ist. Dieses Datum ist auch für die württembergische Geschichte von Bedeutung, denn unser Land Württemberg hat, ebenso wie Baden, erst im Zeitalter Napoleons und durch seine Einwirkung seine heutige äußere Gestalt, aber auch seine innere Struktur, wenigstens im großen Umfang, erhalten. So ist eine kurze Würdigung jenes für ganz Europa entscheidenden Zeitalters angebracht. Noch heute sind die Auswirkungen jener bewegten Jahrzehnte zu verspüren, in denen die europäische Staatenwelt des Mittelalters durch die französische Revolution endgültig zerschlagen und in Umrissen schon die heutigen Verhältnisse vorbestimmt wurden; noch heute ist die Revolution nicht beendet.

Die französische Revolution und ihr äußerer Vollender, eben Napoleon I., haben nicht nur für Frankreich, sondern für alle mitteleuropäischen Staaten eine Umwandlung im Denken der Völker und, zunächst wenigstens äußerlich, moderne Formen des Verfassungslebens gebracht; damals eine ungeheure Neuerung und Erschütterung, heute eine fast überholte Selbstverständlichkeit. Vielleicht kann man die Zeit vor 1789 mit einiger Berechtigung als „gute alte Zeit“ ansprechen. Daß diese Verhältnisse, die von militärisch und persönlich bedingtem Denken und Fühlen zahlloser Dynastien mit autokratischen Regierungs- und Verwaltungsmethoden bestimmt waren, nicht mehr lange dauern konnten, wußte man schon lange. Gerade in Frankreich hatten diejenigen Kreise, die nachher der Revolution zum Opfer fielen, nämlich Klerus und Adel, selbst das meiste dazu getan, um diese erste große Umwälzung innenpolitisch, vor allem aber auf gesellschaftlichem Gebiet, vorzubereiten. Die franz. Revolution war auch in Deutschland zuerst sehr begrüßt worden. Wir kennen viele Äußerungen aus den Anfangsjahren der Revolution, in denen deutsche Geistesgrößen die zunächst nur der demokratischen Freiheit dienenden Bemühungen der Nationalversammlung in Paris freudig aufgenommen haben. Erst nachdem sich nicht allein aus dynastischem Denken entstandene vieljährige kriegerische Verwicklungen anbahnten, französische Truppen in wenigen Jahren Teile Deutschlands und Italien erobert und nach ihrem Wunsch umgewandelt hatten, erhoben sich starke Zweifel an den neuen Ideen, mehr noch an den Methoden. Diesen Zweifeln entstammt der spätere Wunsch nach Befreiung. Diese verlief nach der Schlacht bei Leipzig (18. 10. 1813) erfolgreich. Napoleon endete als Verbannter, aber er blieb unvergessen in Europa; noch heute bestehen zahlreiche, auch persönliche Erinnerungen an die kurze napoleonische Ära auch in unserem Lande.

Reformbestrebungen, die das Ziel hatten, das alte Heilige Römische Reich Deutscher Nation wieder fester zusammenzufassen, der kaiserlichen Obergewalt mehr Geltung zu verschaffen und der seit dem westfäli-

schen Frieden immer deutlicheren Aufspaltung des Reichskörpers und auch den dauernden Verlusten an Reichsgebiet Einhalt zu gebieten, bestanden schon seit den Zeiten des Prinzen Eugen. Es waren Ansatzpunkte vorhanden, von denen man sich einiges hätte versprechen können, jedoch ist die Frage kaum mehr zu beantworten, ob einer solchen inneren Reform des alten Reiches ein wirklicher Erfolg beschieden gewesen wäre. Wenn man die Persönlichkeiten der damals regierenden deutschen Fürsten mit ihrem mehr oder weniger bedeutenden Staatswesen einer kritischen Betrachtung unterzieht, so konnten allerdings diese Reformbestrebungen nicht viel zu Wege bringen. So ist auch Württemberg damals, zunächst gezwungen, dann aber recht bereitwillig auf die Seite der Franzosen getreten. Diesen Schritt hatte das alte Herzogtum nicht zu bereuen. Im Laufe von wenigen Jahren war Altwürttemberg mit 660 000 Einwohnern auf seine heutige Größe mit damals 1 380 000 „Untertanen“ angewachsen. Der Flächeninhalt hatte sich mehr als verdoppelt; ähnlich ging es in Baden und Bayern, das damals die altschwäbischen Gebiete zwischen Iller und Lech erhielt. Napoleon hatte bestimmt nicht um den Deutschen gefällig zu sein, die Kleinstaatserei in Mittel- und Südwestdeutschland beendigt; er wollte sich eine im Rheinbund vereinigte, übersehbare Anzahl nicht zu großer, aber auch nicht zu schwacher Vasallenstaaten schaffen. Die Anlehnung an karolingische Traditionen ist dabei so gut erkennbar wie die Absicht, sich ein Truppenreservoir und eine Art Ostwall gegen Preußen und Österreich zu schaffen. Wenn auch in diesen neuen Staatsgebilden zunächst viel Unwille über die Annexionen herrschte, wenn der Steuerdruck sich ganz bedeutend verstärkte, die militärischen Leistungen vervielfacht wurden, manche liebgewordene und gute Tradition verschwand, viele für die Kleinverhältnisse brauchbaren Einrichtungen aufgehoben wurden und überhaupt in den neuwürttembergischen Gebieten fast durchweg wenig Freude an dem diktierten Zusammenschluß bestand, so kann doch zurückschauend gesagt werden, daß sich alle diese neuen Staatswesen sehr bewährt haben und daß auch der Zusammenhalt der Bevölkerung gegenüber den Nachbarn erstaunlich stark geworden ist. Hieraus resultieren auch die Schwierigkeiten mit unserem heutigen Landesteil Baden, wo ebenfalls nicht minder rigoros Reichsstädte, Abteien und sonstige mittlere und kleinere Herrschaften anektiert worden waren. Ein Blick auf die historische Karte jener Jahre beweist das hier Gesagte eindeutig. Es wurde ein neues Staatsgefühl geschaffen, man wurde zum Württemberger, zum Bayern oder zum Preußen, obgleich man weder nach dem Volksstamm noch nach der staatlichen Vergangenheit mit diesen Ländern das geringste zu tun gehabt hatte. Wohl spielten sich in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts noch manche Kämpfe und Pro-

zesse zwischen den abgesetzten kleinen Potentaten und dem neuen Staat ab, aber, und dies ist ein Verdienst der Dynastien, diese großgewordenen Staaten waren am Ende des 19. Jahrhunderts in sich gefestigt; aber auch noch heute kann man, wenn auch ganz selten, hören, daß in der napoleonischen Zeit dieses oder jenes Unrecht geschehen sei bei der Neuordnung der Gebiete und der Unterstellung unter eine neuartige und strenge Staatsgewalt.

Aber wie in Italien, wurde auch in Deutschland der spätere nationale Zusammenschluß durch die Maßnahmen der napoleonischen Epoche vorbereitet. Schon damals erkannte man, daß die Entwicklung so, wie es dann auch geschah, erfolgen werde, nur war die Frage nach einer großdeutschen oder kleindeutschen Lösung noch nicht deutlich erkennbar.

Interessant ist, wie man die alten und neuen Landesteile, um nur von Württemberg zu sprechen, miteinander verbunden hat. Zunächst gab es zwei Landesteile, das alte Württemberg, also das ehemalige Herzogtum und den Landesteil „Neu-Württemberg“, dessen Hauptstadt Ellwangen gewesen ist. Die alte Verfassung Württembergs wurde zur praktischen Bedeutungslosigkeit verurteilt. König Friedrich, der ein autoritäres Regime liebte, hielt nichts von der ständischen Demokratie seines alten Landesteils und verletzte die Rechte des Landtages andauernd und bewußt, während er in den neu erworbenen Gebieten ohnedies ein absolutes Regiment führte. Diese Zweiteilung dauerte nicht lange. Schon 1805 war die Verfassung des Landes aufgehoben worden; sie konnte auch kaum auf die neu erworbenen Gebiete ausgedehnt werden, so daß eine Neueinteilung des gesamten Landes nötig wurde. Nachdem Württemberg 1806 Königreich geworden war und 1810 seinen endgültigen Gebietsbestand erreicht hatte, wurde auch die Einteilung des Landes neu vorgenommen. Der König, dem man ohne weitere Nachsagen kann, daß er vom Regieren und Verwalten viel verstand, war von der Einteilung Frankreichs in Départements sehr eingenommen. Er sah dort, wie eine straff zusammengefaßte Verwaltung in kurzer Zeit das Land zur Blüte gebracht hatte und wollte auch für Württemberg Ähnliches erreichen. So wurden 1810 zwölf Landvogteien gegründet, welche amtlich deutsche und französische Namen hatten. So gehörte unsere Gegend zu der Landvogtei „am Oberen Neckar“ bzw. Département „le haut Neckar“ mit dem Sitz in Rotenburg. Von der Verwaltung, die damals noch mit der Justiz zusammengelegt war, war eigentlich nur die Forst- und Jagdverwaltung abgetrennt, die in 20 Oberforste eingeteilt war. Auch die Landesregierung wurde in einem uns nun schon als sehr modern erscheinenden Verhältnis umgebildet, indem man ein Ministerium mit 6 Ressorts einführte, neben denen noch ein Staatsrat mit 26 Mitgliedern bestand, der an die Stelle des altwürttembergischen „Geheimen Rates“ getreten war.

Es ist interessant, die Geschichte der deutschen Länder um die Zeit der napoleonischen Ära zu verfolgen. Die Geschichte Württembergs verdient heute noch unsere

Aufmerksamkeit. So manches Gegenwartsproblem wäre in den vergangenen Jahren einfacher zu lösen gewesen und auch manche Zukunftsaufgabe könnte erleichtert werden, wenn man sich vor Augen halten wollte, daß die Umwälzungen jener Zeit ein Ausmaß und eine Tiefenwirkung hatten, mit denen die heutigen Bestrebungen um Landneueinteilung oder Verwaltungsreform noch in engem Verhältnis stehen. Es bedurfte leider der Einwirkung einer ausländischen Macht, um aus festgefahrenen und durchaus veralteten Verhältnissen herauszukommen. Das Neugeschaffene hatte sich aber bewährt und der späteren Reichsgründung den Boden bereitet. So hat die französische Revolution das Geistesleben Euro-

pas umgewandelt und dem politischen Raum neue Möglichkeiten gegeben. Napoleon hat die äußere Gestalt eines neuen Europa geschaffen und ihm einen Dauerwert verliehen, so daß schon beim Wiener Kongreß 1815 niemand mehr ernsthaft daran dachte, die alten Verhältnisse des ausgehenden 18. Jahrhunderts wieder herzustellen. Insofern ist Napoleon auch für die Württ. Landesgeschichte eine Figur, über die nicht hinweggegangen werden kann, die auch heute noch einer genauen Betrachtung wert ist. Unsere Gegenwart hat ihre Wurzeln im Zeitalter der Großen Revolution und Napoleons. Ohne gute Kenntnisse jener Epoche ist die Gegenwart nicht zu begreifen.

gen wird das Geschichtsbild, bei dem die Geschichtlichkeit, d. h. „Geschichte haben, Wesen darleben“, dominiert. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Unterscheidung Windelbands zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft: Der Naturforscher sucht das Nomothetische auf, das Naturgesetzliche, das den von ihm studierten Erscheinungen zugrunde liegt. Der Geschichtsschreiber betont das Ideographische, das individuell Einmalige, Einzigartige z. B. einer Gestalt aus der Kaiser- oder Papstgeschichte. Und die sogenannte Geschichtsphilosophie wird zu einer deutenden und wertenden Betrachtung der Geschichte, die ihrerseits als seelische Einheit in organischer Entwicklung genommen werden kann.

„... wie es eigentlich gewesen“

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Vor 900 Jahren trug ein Schreiber in die Annalen des Klosters Reichenau ein: „Burkhardus et Wezil de Zolorin occiduntur — Burkard und Wezil von Zollern werden erschlagen“. Und man hat dann diese Nachricht aus dem Jahre 1061 zum Anlaß genommen, eine „Zollernthese“ zu bilden, nach der die Fresken in der Michaelskirche zu Burgfelden nichts anderes sein sollen, als eindrucksvolle Darstellungen zum Andenken an den Tod der offenbar in einem Wald überfallenen Zollerngrafen. Man feierte die Fresken als die ersten weltlich-historischen Wandgemälde Deutschlands in sakralen Raum und stellte allerlei Vermutungen über die Urheber, über die Zeitverhältnisse, über die dynastischen Beziehungen der Zollern an.

Es fehlte natürlich auch nicht an Einwänden gegen die Zollernthese, und die kritische Forschung hat glaubhaft gemacht, daß es sich bei den Burgfelder Fresken um sakrale Bilder der romanischen Schule der Reichenau handelt, die um 1100 n. Chr. kunstgeschichtlich bedeutsame Werke schuf. In Urkunden treten die Zollern vor dem Jahr 1150 selten, als Herren der Schalksburg erst 1266 auf, auch kommen frühe Bestattungen der Zollern in der Burgfelder Kirche, wie angeblich 1061, kaum in Frage. Zum ältesten Stammbesitz der Zollern zählte im 13. Jahrhundert die Burg Hohenzollern im Hechinger Gebiet, nachdem es ein Jahrhundert zuvor zur Abzweigung der Grafschaft Hohenberg mit Burgen in Hailerloch, Rottenburg und auf dem Oberhohenberg gekommen war. 1423 wurde die Burg Hohenzollern zerstört, 1497 fiel Hailerloch an die Zollern zurück. Graf Friedrich III. erbt durch Heirat die Burggrafschaft Nürnberg und wurde so in bekannter geschichtlicher Entwicklung der Ahnherr deutscher Kaiser.

Hinter solchen sachlichen Feststellungen der Geschichtsforscher steckt viel Arbeit. Der Annalenschreiber fertigt Jahrbücher, zählt also auf, was sich in einem Jahr an Bemerkenswertem ereignete. Auch der Chronikschreiber erzählt in meist schlichter, zeitlich geordneter Art die Begebenheiten eines gewissen Zeitabschnitts, schwingt sich aber selten zu pragmatischer Geschichtsschreibung auf, bei der es auch um die Ursachen und Folgen der Ereignisse geht. Die moderne Geschichtsschreibung steckt ihre Ziele noch weiter, ist sich aber der Subjektivität, der Einseitigkeit der Auffassungen bewußt, so daß ein Oswald Spengler (gest. 1936) zu der Einsicht gelangt: „Geschichtsschreibung ist Dichtung“. Von den damit verbundenen Werten wollte der Historiker Leopold von Ranke (gest. 1886) abrücken, wenn er im Vorwort eines seiner Werke schrieb: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, bemessen. So hoher Ämter unterwindet sich

gegenwärtiger Versuch nicht: Er will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen!“

Um dieses „wie es eigentlich gewesen“ ringen die modernen Forscher. Das äußere Gerippe liefert die Chronologie, „die zeitliche Rekonstruktion nach hinten“, die sich um exakte Fixpunkte, um Synchronismen, um Datenbestimmung neuerdings auch nach der Isotopenmethode „C 14“ bemüht und den Geschichtsquellen mit aller gebotenen Vorsicht und Kritik nachgeht. Da aber die Schilderung des äußeren Geschichtsablaufs nicht befriedigt, gibt der holländische Historiker Huizinga (gest. 1945) dem „Wie es eigentlich gewesen“ doch noch eine andere Note: „Geschichte ist die geistige Form, in der sich eine Kultur über ihre Vergangenheit Rechenschaft gibt“. Er sucht damit den Sinn der Geschichte, über den sich schon Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ ausgesprochen hatte und den z. B. Toynbee in gemäßigttem Optimismus mit dem Fortschrittsgedanken identifizierte. Aus der erforschten Fülle der Überlieferung

Man hat den antiken Geschichtsschreiber Herodot nicht nur den „Vater der Geschichte“, sondern auch den „Vater der Lüge“ genannt, und man tadelt an dem Römer Sueton, daß er sich bei seinen Geschichtsdarstellungen zu sehr ins Anekdotenhafte verlor. Das Ziel der modernen Geschichtsschreibung ist die allgemeine Kulturgeschichte, die natürlich durch möglichst exakte Daten fundiert sein soll. „Wie es eigentlich gewesen“, werden wir aber nie genau erfahren, schon weil die Mentalität vergangener Generationen eine andere war als die unsrige. Auch lebten und leben viele Völker „geschichtslos“, so daß, wie Spengler sagt, „Weltgeschichte unser Weltbild ist, nicht das der Menschheit“. Nach ihm ist der Historiker „Deuter“, der Deuter ein Dichter, der vielleicht der Wahrheit näher kommt als der nur Daten und Fakten bietende Chronist.

Gerade die Frage der Burgfelder Fresken — R. Kerndter versuchte sie dichterisch zu lösen — und der wissenschaftliche Streit um die Zollernthese kann als Beispiel dafür genommen werden, welche Probleme und Möglichkeiten anstehen bei der Bewältigung der historischen Darstellungsaufgabe, „wie es eigentlich gewesen“.

Das Schwäbische Adelsgeschlecht der Zähringer und ihre Lehensleute um Limburg und Teck

Von Wilhelm Wik

Wenn die großen schwäbischen Adelsgeschlechter genannt werden, die Reichsgeschichte gemacht haben, so darf neben den Zollern, Hohenstaufen, den Habsburgern, Welfen und Württembergern auch das Geschlecht der Zähringer nicht vergessen werden. Sie führen ihren Namen nach Dorf und Burg Zähringen bei Freiburg.

Graf Bertold I. Auf der Limburg bei Weilheim-Teck saß Graf Bertold I., der um 1060 auf dem heute kahlen Vulkankegel ein Steinschloß erbaut, um seine Macht und seine Geltung zu dokumentieren. Nach einer Urkunde im Freiburger Diözesanarchiv war er der Sohn des Bezelinus. Seine Vorfahren werden schon 950 genannt, so sein Urgroßvater Landold, der Ahnherr der Zähringer. Seine Frau Richwara ist die Enkelin eines schwäbischen Herzogs aus dem Geschlecht der Alaholfinger und die Tochter eines Kärntenherzogs. Sie brachte Bertold reiche Güter in Schwaben und Kärnten ein. Um 1050 bekam Bertold durch seine Heirat die Limburg und die dazugehörigen Besitzungen. Ihm war von dem deutschen König Heinrich III. (1039—1056) im Jahr 1052 das Herzogtum Schwaben versprochen und als Unterpand ein goldener Ring übergeben worden. Allein der König starb frühe, ehe er sein Versprechen einlösen konnte. Heinrichs III. Gemahlin Agnes, die für ihren minderjährigen Sohn Heinrich IV. die Regentschaft führte, übergab das Herzogtum Schwaben ihrem Schwiegersohn, Rudolf von Rheinfelden. Vergebens zeigte Bertold seinen Ring Agnes übertrug ihm dafür das

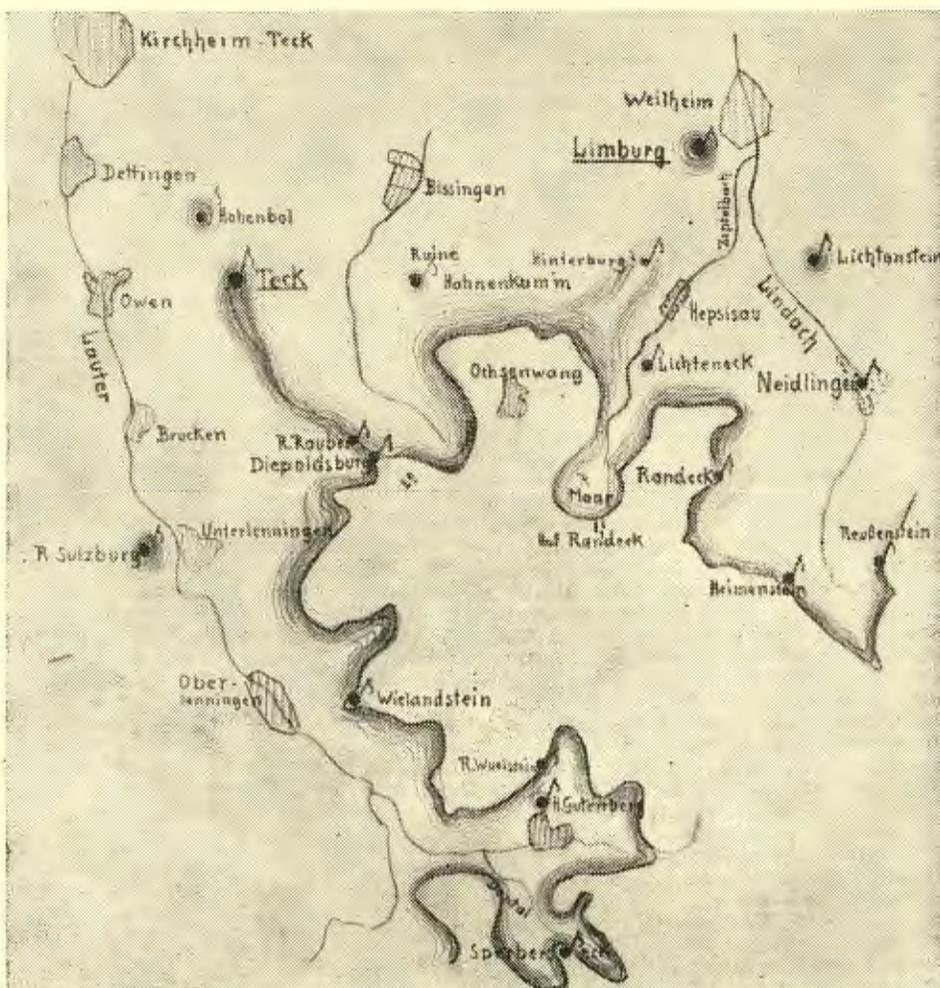
Herzogtum Kärnten und die Markgrafschaft Verona. Er besaß aber die Gebiete in Wirklichkeit nie, insonderheit Heinrich IV. im Jahre 1073 die Belehnung zurücknahm. Auch Heinrich IV. löste das Versprechen nicht ein. Trotzdem schloß sich Bertold dem Kaiser auf seinem Zuge gegen die Sachsen an, wo dieser glänzende Siege erfocht. Bertold rettete Heinrich aus der Harzburg, in der er eingeschlossen war. Leider blieb er dem Kaiser nicht treu, als dieser seinen Kampf gegen Papst Gregor VII. ausfocht. Der Kaiser wurde den kleinen Machthabern in Deutschland recht un bequem, so auch Bertold. Als Heinrich IV. im Jahr 1077 von Canossa zurückkam, fand er seinen Schwager Rudolf als Gegenkönig vor, auf dessen Seite nun auch Bertold stand. Auf einem Tag zu Ulm entthronte Heinrich sowohl Rudolf von Schwaben als auch Welf von Bayern ihrer Herzogtümer und sprach über Rudolf und Bertold das Todesurteil aus. Schwaben übergab Heinrich dem treuen Friedrich von Buren. „Im Frieden der Treueste, im Kriege der Tapferste“, urteilte Heinrich IV. über ihn. Ein schrecklicher Bürgerkrieg entspann sich. In Schwaben wurde hart gekämpft, so auch in einem Treffen am Neckar, in dem Heinrichs Partei unterlag. Die Niederlage schadete ihm aber weiter nicht, denn der schwäbische Adel mit Bertold ließ sich zu schweren Untaten, furchtbaren Verstümmelungen an den zum Kaiser haltenden Bauern hinreißen, weshalb sich die Stimmung mehr dem Kaiser zuwandte. In diesem Bürgerkrieg wurden die Besitzungen

Bertolds greulich verwüstet. Darüber wurde er wahnsinnig und starb am 6. November 1078 auf seiner Limburg, während der Kaiser mit seinem Heere bei Tübingen lagerte. Bertold I. hat 1073 in Weilheim eine Benediktinerpropstei z. Heiligen Petrus gegründet, die wahrscheinlich im Kampfe mit Heinrich IV. zerstört wurde. Bertold wurde wohl aus diesem Grunde nicht in Weilheim, sondern in Hirsau begraben, wo sein Sohn Gebhard Abt war. Dort wurde sein Grabmahl vor wenigen Jahrzehnten aufgefunden.

Graf und Herzog Bertold II. von Zähringen. (Gestorben 1111). Auch Bertold II. finden wir wie seinen Vater auf der Seite des Gegenkönigs Rudolf, dessen Tochter Agnes er heiratete, wodurch er den Ostteil des Herzogtums Burgund bekam. Als Heinrich IV. von seinem neuerlichen Römerzuge, auf dem er die Schmach von Canossa rächte, zurückkehrte, verkündete er 1082 einen allgemeinen, ewigen Gottesfrieden. Nur Welf und Bertold blieben unter den Waffen, bis 1088 Welf sein Bayern und Bertold den westlichen Teil des Herzogtums Schwaben, den Zürichgau, bekam. Diese Teilung Schwabens war eine Mitursache der Loslösung der Schweiz vom Reich. Bertold und sein Bruder Gebhard, zunächst Mönch und später Abt in Hirsau, bemühten sich um den Ausbau der Weilheimer Propstei zu einer Abtei. Gebhard verschrieb deshalb dem Kloster Hirsau sein väterliches Erbe, und Bertold schenkte dem Mutterkloster seinen halben Edelhof zu Gültstein bei Herrenberg. Erst als Gebhard 1084 Bischof von Constanz und 1089 päpstlicher Legat für ganz Deutschland wurde, erhob Hirsau die väterliche Stiftung in Weilheim zur Abtei. Im Jahre 1089 ließ Bertold in Weilheim das Kloster mit einer Kirche wieder aufbauen, die 1461 in Flammen aufgegangen sein soll.

Nun verlegte Bertold II. seinen Wohnsitz in den Breisgau. Dort erbaute er bei dem Dorf Zähringen, das 1008 schon genannt wurde, auf dem 480 m hohen Berg eine Burg und nannte sich nach ihr „von Zähringen“. Im Jahre 1091 gründete er die Stadt Freiburg. Mit seinem Bruder Gebhard gründete er das Kloster St. Peter im Schwarzwald. Am Johannitag 1092 wurde das Kloster von Gebhard geweiht. Die Insassen der Abtei Weilheim kamen nach St. Peter. Nur ein Priorat (kleines Kloster mit 6 Mönchen) blieb bis zur Reformation in Weilheim. Bertold schenkte dem Kloster als Weingabe neben vielen anderen Besitzungen seine Stadt Weilheim. Im Jahre 1097 schloß Bertold Frieden mit Heinrich IV. Bertold sah sich seit 1092 als Herzog von Schwaben an. Er verzichtete jetzt auf Schwaben und erhielt die Reichsunmittelbarkeit für seine reichen Besitzungen in Schwaben und den Herzogstitel. Die Limburg scheint er seinem Sohne Konrad übergeben zu haben, der sich zuerst Herzog von Zähringen und dann Herzog von Teck nannte. Wir verfolgen weiter die Hauptlinie der Zähringer und kommen auf Konrad, Herzog von Teck, wieder zurück.

Herzog Bertold III. v. Zähringen. Er war der älteste Sohn Bertolds II. und war ein Anhänger Kaiser Heinrich V. Er fiel aber schon 1122 im Kampfe gegen Aufständische im Elsaß. Er wird 1112 erwähnt als Zeuge bei einer Schenkung des Weilheimer Adligen Walter an St. Peter. Im gleichen Jahr heißt es: „Herr Bertold und sein Bruder Konrad (die Söhne Bertolds II.) bestätigen sämtliche Schenkungen ihrer Eltern und der Großeltern (Bertold I. und Richwara, Rudolf v. Schwaben u. Tochter Heinrichs III!), welche diese der Kirche vermacht haben“. Bertold III. selbst schenkte St. Peter Güter im Schwarzwald. Bertold und sein Bruder Konrad machen 1113 einen Tausch mit St. Peter. Sie geben dem Kloster einen Hof bei Nabern (unter der Teck!) und erhielten dafür einen Hof bei Ochsenwang.



Vermutlich handelt es sich um den Randecker Hof.

Herzog Bertold IV. v. Zähringen (1152 bis 1186). Es handelt sich hier um den 2. Sohn des Herzogs Konrad von Teck. Die alte Burg auf der Teck wird 1152 erstmals als Besitztum des Herzogs Bertold erwähnt. Dieser Teckherzog war ein treuer Vasall Kaiser Rotbarts (1152—1190). Er begleitete Barbarossa auf seinen Römerzügen und zeichnete sich aus; so war er dabei, als 1155 Otto von Wittelbach des Kaisers Rückzug deckte. Bertold hatte Hoffnung auf Burgund, das durch die Heirat Rotbarts mit der Erbin von Burgund, der Gräfin Beatrix, dem Staufer zufiel. Bertold bekam aber nur die Vogtei über Ostburgund, wo er Murten und Freiburg im Uchtlande gründete. Die Provence erhielt er als Lehen.

Herzog Bertold V. v. Zähringen (1186 bis 1218). Bertold V. ist der Gründer der Stadt Bern. Er lehnte es ab, vom Erzbischof von Köln zum Gegenkönig Philipps v. Schwaben aufgestellt zu werden. Diese Rolle übernahm dann Cito, der jüngste Sohn Heinrichs des Löwen. Mit Bertold V. erlischt die ältere Linie der Zähringer, die Herzogslinie. Seine Eigentümer im Breisgau, in Schwaben und im Schwarzwald fielen an den Grafen von Urach, die in der Schweiz an den Grafen von Kyburg, die je mit einer Schwester Bertolds V. verheiratet waren. Auf dem Boden des heutigen Baden traten die Grafen von Freiburg und die Fürstenberger die Haupterbschaft an.

Herzog Konrad I. von Teck (gest. 1152). Konrad ist der zweite Sohn Bertolds II. Wahrscheinlich ist, daß Herzog Konrad von Zähringen der Erbauer der alten Teckburg ist. Er verließ seine Stammburg auf der Limburg, machte die Teck zur Hauptburg seiner Herrschaft und nannte sich Herzog von Teck, obwohl er über kein Herzogtum gebot. Aber seine reichen Besitzungen um

die Teck, im Schwarzwald, in Baden, Bayern und der Schweiz berechtigten ihn dazu. Außerdem stand ihm ja der Titel eines Herzogs von Zähringen zu. In aller nächster Umgebung der Hauptburg Teck mit der Nebenburg auf dem Hochbohl besaßen die Tecker eine ganze Anzahl Burgen, so außer der Stammburg Limburg die obere und untere Diepoldsburg, letztere auch „Rauber“ genannt, die Feste Hahnenkamm auf einem kleinen Vulkankegel bei Bissingen-Teck und Hohengutenberg am Ende des Lenninger Tales. Die Burg Wulstein auf dem Krebssteiner Wasserfelsen über Gutenberg hat wohl als Wachturm und Schutz der Stadt und Burg Gutenberg gedient. Hier mag eingefügt werden, daß die königlichen Kammerboten und Schwäger König Konrads I. (911—919), die Brüder Berchtold und Erchanger auf der Diepoldsburg den Bischof Salomo von Constanz, des Königs Kanzler, gefangen hielten, weil sich dieser widersetzte, daß Erchanger zum Herzog von Schwaben bestellt wurde. Konrad befreite seinen Kanzler. Erchanger machte sich 915 zum Schwabenherzog, wurde aber mit seinem Bruder in Ötlingen bei Kirchheim vom König enthauptet.

Herzog Konrad I. hielt es nach dem Tode Heinrichs V. (1106—1125) mit König Lothar von Sachsen (1125—1137), der sich zeitlebens mit den Staufenerherzogen Konrad und Friedrich herumzuschlagen mußte. Konrad stand also gegen die Stauer. In diesen Kämpfen dürfte das Stammschloß auf der Limburg zerstört worden sein. Ein Ringwall der ehemaligen Burg ist noch deutlich zu sehen. Nach der Wahl des Staufers Konrads-III. zum deutschen König (1138—1152) trat der Teckherzog auf die Stauerseite. Fortan finden wir nunmehr die Tecker auf der Stauerseite.

Die Lehensleute der Teckherzoge um Limburg und Teck. Rings um Teck und Limburg standen eine Menge Burgen, auf denen Le-

hensleute der Teckherzoge saßen. Das bedeutendste, sehr begüterte Lehensgeschlecht waren die **Herren von Neidlingen**, deren Schloß im Dorf Neidlingen selber stand. 1258 werden Konrad und Heinrich von Neidlingen genannt. Sie besitzen die Rittergüter von Neidlingen, Randeck, Ochsenwang und die Sulzburg im Lenninger Tal unterhalb der Teck, die Hinterburg zwischen Bissingen und Hepsisau, die Burg Horkheim bei Heilbronn, dazu Güter in vielen Dörfern um die Teck. Seitenlinien der Neidlinger saßen auf Randeck, auf Lichtenneck bei Hepsisau, auf dem Lichtenstein bei Neidlingen und auf der Sulzburg. In der Schlacht bei Reutlingen fiel Diepold von Neidlingen, nachdem er früher Kriegsdienste in Italien leistete. Auf dem Randeck finden wir als erste Besitzer die Söhne obigen Konrads von Neidlingen, Heinrich und Ulrich von Neidlingen. Ulrich war Schreiber und Notar des Teckherzogs Hermann. Ein Maquard von Randeck war Bischof in Augsburg. 1363 saß ein Eberhard von Randeck in Kirchheim auf der Burg vor der Stadt als württ. Lehensträger. Friedrich von Randeck fiel 1369 als Bannerführer in Italien im Dienst der Stadt Pisa, wohin ihn Konrad von Neidlingen, Konrad von Lichtenneck, Konrad von Ehestetten, die Ritter Volkmar und Heinrich Küfer von Dettingen, Ritter aus der Göppinger, Schorndorfer, Ulmer und Laupheimer Gegend begleiteten. Auf Lichtenneck finden wir Marquard von Lichtenneck. Er war auch ein Sohn erwähnten Konrads von Neidlingen. Er ist Zeuge des Teckherzogs Hermann II. 1363 ist Konrad von Lichtenneck Bannerführer für Pisa und kämpft auch 1369 dort unter Friedrich von Randeck. Heinz und Ulrich von Lichtenneck fallen 1377 in der Schlacht bei Reutlingen. Einen Zweig der Neidlinger finden wir auf Lichtenstein, einem Basaltkegel gegenüber Hepsisau. Vilchinus und Thedericus stehen 1350—1360 im Solde italienischer Städte. Hans von Lichtenstein besaß den Reußenstein als württ. Lehen. Die Sulzburg war 1335 im Besitze eines Heinrich von Neidlingen. Als der Glanz der Teckherzoge allmählich verblaßte, schlossen sich die Ritter von Neidlingen allmählich den Grafen von Württemberg an.

Die Spërbersecker. Ein ganz bedeutendes Lehensgeschlecht der Teckherzoge waren die Spërbersecker. Ihre Burg stand auf einem Bergvorsprung des Donautales, eines Seitentales des Lenninger Tales vor Gutenberg. Der erste Ritter von Spërberseck, Bertholdus, ist 1090 Bannerträger des Herzogs von Zähringen, der auf der Limburg saß. Es dürfte sich um Konrad I. handeln. Alle Spërbersecker, Reinbottus (1251), Heinrich (1280), Berthold (1282), Diethoch, Berthold und Friedrich (1292) sind Dienstmannen der Teckherzoge. Nach Verarmung der Tecker rührte 1369 der Spërbersecker Heinrich die Werbetrommel als Bannerführer für Pisa. Seinem Fähnlein folgten Unichimes von Dettingen, Eicardus von Gutenberg, Johannes, Heinrich und Albert von Kirchheim, Konradus und Jakobus von Limburg und Diepoldus von Neidlingen. 1377 haucht Johann von Spërberseck auf der Walstatt bei Reutlingen sein Leben mit angeführtem Diepoldus von Neidlingen, mit Konrad dem Küfer und den Brüdern Heinz und Ulrich von Lichtenneck aus. („Dort liegen mehr denn sechzig“). 1430 folgt ein Spërbersecker dem Grafen Ludwig von Württemberg in den Hussitenkrieg. Nach Rückkehr verkauft er sein Dorf Oberensingen, seine Güter in Böhringen, Gutenberg und Schlattstall, tritt in württ. Dienste und kümmert sich nicht mehr um seine Burg. Auch seine Nachkommen werden Beamte der Grafen von Württemberg. Johannes von Spërberseck (gestorben 1556) ist neben der Kanzel in der Stadtkirche von Nürtingen verewigt. Hans Ulrich wird Forstmeister in Kirchheim. Philipp Heinrich bleibt

ebenfalls heimatverbunden und macht Dienst als Schloßhauptmann in Kirchheim (1625). Sie siegeln immer noch mit ihrem schachbrettartigen Wappen.

Die Küfer von Tiefenbach. Südwestwärts v. Käpfele bei Dettingen hatten die Küfer von Tiefenbach ihre Burg. Der erste Küfer von Tiefenbach wird 1369 genannt. Seine Witwe Elisabeth und sein Sohn Heinrich verkaufen Güter im Tiefenbach an das Kloster Pfullingen. Ihre Lehensherren Konrad II. und Herzog Ludwig bestätigen den Verkauf. Ein Heinrich Küfer steht 1369 im Dienst der Stadt Pisa. Konrad Küfer fällt 1377 bei Reutlingen (s. oben!). Hans Küfer gibt einige Güter in Dettingen seinen Basen, den Klosterfrauen Anna und Elisabeth, während die Priorin des Klosters in Kirchheim einen Hof in Tiefenbach von ihm erwirbt. Rudolf Küfer ist offenbar der Verkäufer der Burg an Württemberg, denn 1370 vergibt sie Eberhard von Württemberg als Lehen.

Die Mannsberger. Sie sitzen auf ihrer Burg in Kirchheim. Sie erwerben 1383 von Herzog Friedrich von Teck die Eigenleute zu Dettingen. Schon 1389 nehmen die Brüder Burkard, Buppelin, Berchtold und Volmar ihren schönen Besitz als Lehen von Graf Eberhard von Württemberg, ihre Güter in Kirchheim, Dettingen und Denzendorf (abgegangener Weiler). 1425 heiratet Heinrich von Mannsberg die in Neidlingen begüterte Salm von Lichtenstein. Mit ihrer Heirat kehrt die frühere Wohlhabenheit der Mannsberger wieder zurück.

Die Herren vom Bol. Sie bewohnten den Vulkankegel direkt vor der Teck. 1275 taucht ein Berthold v. Bol, 1295 ein Renhardo vom Bol auf. Sie werden als Gefolgsleute Konrads II. und Hermanns II. erwähnt.

Die Hepsisauer. Renbot von Hepsisau mit seinem Gut in Kirchheim zählt ebenfalls zu den Lehensleuten der Teckherzoge. Seine Güter werden 1319 österreichisch, schon 1326 württembergisch.

Die Kinner, die Ortsadeligen von Kinnen. Die Ortsadeligen des Dorfes Kinnen bei Bissingen erhielten Lehensgüter von den Teckherzogen. So hatte Wolfram der Kinner und sein Sohn Dieter Acker und Wiesen am Wangerhaldenbach. 1299 ging das Lehen an das Kloster Kirchheim.

Die Heimensteiner und Reußensteiner. Von den mancherlei Edlen v. Stain und Heimenstein soll nur einer herausgegriffen werden: Der fabelhaft reiche Ritter Riesch oder Reuß, auch Rieße genannt. Er war der Besitzer der Burg Heimenstein und Erbauer der gegenüberliegenden Burg Reußenstein. Er besaß Mühle und einen Hof bei Kirchheim. Er wird als Lehensmann Herzog Ludwigs bezeichnet. Der Reußenstein kam 1370 an Württemberg, später an Bayern und an die Helfensteiner. In den Wäldern um Reußenstein und Weilheim kann man heute noch Marksteine mit dem Helfensteiner Elefanten finden.

Die Schwelher auf dem Wielandstein. Die Zierde des Lenninger Tales sind die Wielandsteine über Oberlenningen. Einst war die Feste eine dreiteilige Burg, auf der die teckischen Dienstmannen der Schwelher saßen. Ihnen gehörte Ober- und Unterlenningen, Schopfloch und Krebsstein. Über dem Eingang zur Martinskirche in Oberlenningen sind die Brüder Friedrich, Bertold, Heinrich und Ulrich als Freunde der Kirche verewigt.

Die Herrschaft Rosenfeld. In unserer Gegend besaßen die Herzoge von Teck die Herrschaft Rosenfeld, die wahrscheinlich schon im Besitz ihrer Vorfahren, der Grafen Bertold, war. Dazu gehörten Isingen, die Burg, neben der die Tecker die Stadt Rosenfeld gründeten, ein Teil des Kleinen

Heubergs, die früh wieder verloren gegangenen Dörfer Binsdorf, Erlaheim und Bubenhofen. Der Kern dieser Herrschaft deckt sich wohl mit der Urfparrei Isingen. Später hat sich die Herrschaft in anderer Richtung wieder ausgedehnt und umfaßte um 1300 Aistaig, Bergfelden, Beuren, Bickelsberg, Brittheim, Leidringen, Ostdorf, Renfrizhausen, Trichtingen, Vöhringen, Weiden und Wittershausen. Im Jahre 1317 verkauften die Herzoge Konrad und Ludwig von Teck ihre Güter, vor allem auch Ostdorf, an Eberhard von Württemberg.

Nach Darlegung der Lehensleute um die Teck kehren wir wieder zu den Teckherzogen selbst zurück.

Herzog Adalbert von Teck. Er ist ein jüngerer Sohn des Herzogs Konrad I. Von Historikern wird dieser Adelbert als der Gründer der Tecklinie angegeben. Demnach hätte sein Vater, der immerhin als erster sich Herzog von Teck nennt, in den Hauptstamm der Herzogslinie zwischen Bertold III. und Bertold IV. eingereiht werden müssen, in dem Konrad I. von 1122—1152 dann Chef des Hauses gewesen wäre. Konrad erhielt 1127 von Kaiser Lothar die Lehen des geächteten Grafen Rainald von Hochberg aus der jüngeren, späteren markgräflichen Linie der Zähringer. Er erwarb damit den Anspruch auf ansehnliche Besitzungen in Burgund und nahm neben dem Zähringischen noch den Titel eines Herzogs von Burgund an. Auch dies spricht dafür, daß Konrad in angeführter Zeit der Chef des herzoglichen Hauptstammes war, aber trotzdem zugleich der Ahnherr der teckischen Linie ist.

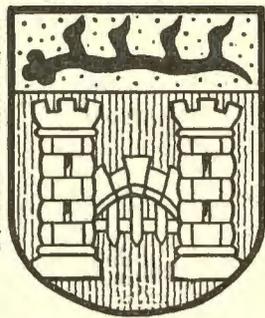
Herzog Ludwig von Teck. Er wird erwähnt im Jahre 1251, als er einen Schiedsspruch fällt, bei dem Ulrich von Heimenstein und Reinbottus von Spërberseck als Zeugen wirkten. Ludwig wird auch als Lehensherr der Küfer von Tiefenbach bezeichnet.

Herzog Konrad II. von Teck. Konrad II. ist wohl als der bedeutendste Teckherzog anzusehen. Er kämpfte mit Kaiser Rudolf von Habsburg (1273—1291) gegen den widerspenstigen Grafen Eberhard von Württemberg. Die Söhne Konrads, Simon, Konrad, Ludwig und Friedrich von Teck werden als Erben der Burg Gutenberg angeführt. Sie verpfänden die Burg Gutenberg und die halbe Burg Teck an ihren Vetter Hermann II. von Teck, dann an Eberhard von Württemberg. Dieser nützte die Geldnot der Tecker aus und nötigte den Brüdern Simon und Konrad 1305 das Versprechen ab, die Güter, die zur Teckherrschaft gehörten, nämlich Kirchheim, Owen, Gutenberg und Heiningen niemals an den deutschen König zu verkaufen. Später sind die Städtlein Owen und Gutenberg im Besitz des Herzogs Friedrich von Teck. Konrads II. Tochter Agnes war verheiratet mit dem rauflustigen Grafen Egino v. Aichelberg.

Herzog Konrad III. von Teck. Dieser Herzog legte seinen Neffen, den Grafen Diepold II. und Ulrich I. von Aichelberg, den Söhnen obiger Schwester Agnes, schwere Bußen auf für die Beraubung des Klosters Sirnau, deren Schutzherrn die Teckherzoge waren. Ulrich mußte seinen schönen Hof in Jesingen und Diepold die Dörfer Lindorf und Köngen zu billigem Preis an das Frauenkloster in Kirchheim verkaufen. Konrad III. wird 1275 erwähnt, als er eine Schenkung der Gattin des Berthold vom Bol, Adelheid, an das Kloster Kirchheim beurkundete.

(Schluß folgt!)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Die Kinzigtal- und Kleine Heubergmulde in unserem Landschaftsbild

Von Fritz Scheerer

Von den felsgekrönten Balinger Bergen geht der Blick ungehemmt in weite Ferne. Im Sonnenglanz liegt vor dem Beschauer der Südwesten unseres gesegneten Heimatlandes ausgebreitet zwischen den fernen tannendunklen Kuppen des Schwarzwaldes und der nach Nordost weiterziehenden Bergmauer der Alb. Wählen wir den Standort über den großen Weißjura-Steinbrüchen des Plettenbergs. Zu Füßen liegt das fruchtbare, nach Westen sanft ansteigende Land der Schwarzjura-Ebenen. Zwischen den endlosen Felderflächen überwiegt im erhöhten Kernraum das lichte Grün der Wiesen, in deren Mitte der lange Waldstreifen des Hardtwaldes mit seinen vereinzelt randlichen Höfen den Buckel des flachgewölbten Schildes bedeckt. Und wenn man im Erntemonat Ausschau hält, so wogt ein meilenweites, goldenes Ährenmeer bis hinter Brittheim. Aus ihm heraus lugen in das Grün der Obstbäume gebettet die Kirchtürme kleiner Städte und stattlicher Dörfer und reiche Bauernhöfe.

Wie eine schildförmige Bastei springt der Kleine Heuberg weit nach Nordwesten vor, dessen Außenränder im Westen und Norden von einem Waldstreifen der Keuperberge verbrämt sind. Gegen Südwesten in Richtung Rottweil und gegen Norden zum Hohenzollern rücken die bewaldeten Vorberge viel näher gegen den Fuß der Albberge heran, während die weißleuchtenden Häuser von Brittheim erst in 13 km Luftlinie aufblitzen. Nirgends finden wir den Schwarzjura vor der Südwestalb in einer solchen Flächenausdehnung und in einem solch weiten Vorstoß gegen Westen wie auf dem Kleinen Heuberg.

Die Kinzigtalmulde

Das enge Felsental des Neckars, der sich tief in den Muschelkalk eingefurcht hat, erblicken wir nur als kleine unbedeutende Ritze oder Rinne in der Riesenscholle, die davon kaum unterbrochen erscheint. Flach zeigt sich jenseits des Neckars im Fernblick zunächst die Lettenkohlenebene und Hochfläche des Hauptmuschelkalks und dann das Schwarzwaldvorland, das in tiefdunkle Tannenwälder übergeht. Die Aussicht umfaßt nun den ganzen Schwarzwald von Süden nach Norden: Feldberg (1493 m) und Herzogenhorn (1417 m), die bis in den Frühsommer Schnee tragen, die Triberger Höhen mit Kesselberg (1039 m), Brend (1148 m), Kandel (1243 m). Weiter rechts senken sich die Berge in den Schramberger Höhen im Mooswaldkopf auf 879 m gegen das Kinzigtal. Dann schieben sich in der Mitte mehrere Schwarzwaldketten hintereinander und zwar im Vordergrund der Staufenkopf (683 m) und die Höhen vor Rippoldsau und hoch überragt von der großen Kuppe des Hundskopfes (950 m), an den sich Kniebis (968 m), Schlißkopf (1055 m) und Hornisgrinde (1166 m) anreihen.

Im Süden erfaßt der Blick den emporgehenden, gedrunghenen kristallinen Kern-

stock des Schwarzwaldes, der längst befreit ist vom einst darüber gelagerten Buntsandstein. In Richtung Villingen-Königsfeld ist der Anstieg der Buntsandsteinfläche von Norden nach Süden deutlich sichtbar. In der Mitte fehlen fast alle hohen Berge, während nach Norden wieder ein Anstieg zu verzeichnen ist, der aber nicht mehr die Höhen des südlichen Schwarzwaldes erreicht. Der Feldberg überragt die Hornisgrinde um 300 m. Das Kinzigtal mit seinen Bergen hebt sich als deutliche Mulde ab, in der bei föhningem Wetter im Frühjahr oder Herbst sogar die Vogesen sichtbar werden.

Aus all dem ergibt sich, daß im Kinziggebiet eine geologische Mulde den Schwarzwald quert. Die Einsattelung beträgt mindestens 300 m. Der Feldberg-Kandel-Schild wurde am stärksten gehoben, etwa 900 m höher, und der Hornisgrinde-Schild weniger hoch, nur 300 m höher, als das Kinziggebiet. Es wird also eine große Baulinie sichtbar, deren Auswirkungen, wie wir noch sehen werden, bis an den Albrand festzustellen sind.

Diese Einsattelung begünstigte das Vordringen der Kinzig. Sie durchsägte den Block an der tiefsten Stelle in ein formenreiches und vielgestaltiges Gebirge (Ausgangspunkt „Zollhaus“ bei Aichhalden). In rückschreitender Erosion wurde die Kammlinie des Schwarzwaldes zwischen Hausach und Wolfach bis ins Grundgebirge tief zerschnitten. Der Buntsandstein blieb nur in schmalen, oft sargförmigen Kämmen und einzelnen Kuppen erhalten. Je weiter nach Westen, desto mehr ist durch ein Gewirr von Tälern der Rumpf eines einstigen buntsandstein-gedeckten Hochlandes zerkerbt, zerfurcht und zergliedert. Die Kinzig mit ihren Nebenbächen Schiltach, Röttenbach, Aischbach, und wie sie alle heißen, ziehen so heute nicht in ein vorlagerndes Flachland hinaus, sondern sie treten umgekehrt aus dem östlich gelegenen niedrigeren Schwarzwaldvorland in das Berggebiet des mittleren Schwarzwaldes hinein. Die Kinzig hat den Grundgebirgsschwarzwald ganz, den Buntsandsteinschwarzwald zum größten Teil durchschnitten, so daß bei Loßburg das „Heckengäu“ bis an ihre linke Talkante heranreicht.

Die Kinzigtal mulde schafft im Schwarzwald die niedrigsten Übergänge. Die Römer folgten mit ihrer Straße in den Jahren 74/75 n. Chr. dem breiten Kinzigtal bis Schiltach, um dort die Buntsandsteinhochfläche am „Brandsteig“ bei Röttenberg in 683 m Höhe zu überwinden und den Anschluß vom Kastell Waldmössingen an die Kastele Rottweil und Sulz zu erreichen. Die Kinzigtalstraße und -bahn führt heute durch das enger werdende Tal zum Paß von Loßburg empor, der mit 665 m der niedrigste Übergang über den Schwarzwald ist. Diese Straße ist allerdings erst spät gebaut worden, da das „Heckengäu“ bis an den Albrand wirkte. Auch die Kinzigtalbahn hat erst

1886 Anschluß an das badische Schienennetz erhalten. Zuerst wurde die tunnel- und kurvenreiche Schwarzwaldbahn über Triberg nach Donaueschingen gebaut, die die Paßhöhe von 875 m in 840 m Meereshöhe untertunnelt.

Durch die verschieden starke Aufwölbung des Schwarzwaldes erhielten die darüberliegenden Schichten auch eine unterschiedliche Neigung nach Osten bzw. Ost-südosten. Nur ein Beispiel sei zunächst herausgegriffen. Die obere Grenze des Grundgebirges liegt bei Lauterbach-Schramberg bei rund 700 m, dagegen bei Alpirsbach bei 440 m (an der „Farbmühle“ der tiefste östlichste Punkt, wo im mittleren Schwarzwald Granit zutage tritt) und im nördlich davon gelegenen Ehlenboger Tal schon wieder bei 470 m, um dann gegen die Hornisgrinde bis auf 900 m anzusteigen. Daß es sich beim Anstieg des Grundgebirges beiderseits Alpirsbach um keine ursprüngliche Aufragung des Grundgebirgsstockes handelt, sondern um eine spätere Aufbiegung, beweisen die darüberliegenden jüngeren Schichten des Buntsandsteins, Muschelkalks usw., da sich diese Einmuldung nach Osten fortsetzt (Grenze Röttene-Wellengebirge: Sulgau bei Schramberg 715 m, Röttenberg 690 m, Reutin 635 m, Vierundzwanzig Höfe 660 bzw. 677 m) und die tiefsten Punkte fast auf einer Geraden liegen.

Zum Beweis noch 2 Übersichten:

Grenze Muschelkalk-Lettenkohle	
Rottweil	600 m
Böhringen (Schlichem)	580 m
Trichtingen (Schenkenbach)	555 m
Irslenbach	550 m
Vöhringen (Mühlbach)	468 m
Mühlheim (Schloßhalde)	440 m
Fischingen (Wehrstein)	485 m
Fischingen (Eckwald)	517 m

Grenze Knollenmergel-Lias	
Neukirch (Geißenloch)	685 m
Gößlingen (Jungholz)	645 m
Leidringen (Ulmäcker)	620 m
Rosenfeld (Kohlbrunnen)	620 m
Rosenfeld (Buchhalde)	600 m
Kirchberg (westlich)	600 m

Nördlich Kirchberg sind die beiden Schichten nicht erhalten.

Die ungleichmäßige Hebung des Schwarzwaldes spiegelt sich auch in der Schichtlageung unmittelbar wider. In der Platte des Vaihinger Hofs (früher Voggingen) hat die schiefe Ebene des unteren Schwarzen Jura ein Gefälle von 20‰ nach Osten. Auf der Täbinger Platte beträgt das Schichtgefälle noch 15‰, während schon 2 km weiter nördlich nur noch 11,5‰ Gefälle vorhanden sind, denn die Grenze von Lias α fällt vom Bettenberger Hof nördlich Rotenzimmern von 680 m bis zum Talboden der Steinach bei der Kutzmühle bei Eendingen von West nach Ost auf 11,5 km auf 545 m. In der Gegend von Bittelbronn-Haigerloch ist aber schon wieder ein Schichtgefälle von über 15‰ festzustellen.

Im Gefolge dieses lebhaften Schichtgefälles sind die einzelnen Stufentritte unserer Landschaft von den Gäuplatten des oberen Neckars bis auf die Hochalb nur **schmal**

und zum Griff des südwestdeutschen Stufenfächers zusammengerafft und beachtliche Höhenunterschiede zu überwinden, die sich auch im Klima und in der Vegetation auswirken. Doch sind hier wieder Unterschiede festzustellen, die nicht allein mit der Kinzigalmulde zusammenhängen können. Es müssen noch andere Kräfte maßgebend gewesen sein.

Die Mulde des Kleinen Heubergs

Von einer Mulde des Kleinen Heubergs zu sprechen, klingt zunächst widersinnig, da man von Balingen auf den Kleinen Heuberg hinansteigen muß (Balingen 517 m, Brittheim 689 m). Zur Klarstellung wollen wir daher verschiedene Wanderungen unternehmen und wieder von verschiedenen Punkten Ausschau halten.

Schon der Ausblick vom Plettenberg zeigte, daß der Kleine Heuberg eine weit vorspringende Bastei ist, die bei Brittheim am weitesten nach Westen reicht. Die Wanderungen über die Schichtstufentreppe sollen die Schichtlagerung und die Besonderheiten der Talentwicklung weiter verdeutlichen. Wir wollen südlich Böhringen an der Einmündung des Schwarzenbaches in die Schlichem beginnen, wo die Schlichem anfängt, sich in den Muschelkalk einzunagen. In einem Anstieg von rund 150 m durchwandern wir den gesamten Keuper und erreichen westlich des Vaihinger Hofes (rund 700 m) die untere Schwarzjuraplatte, die durch den Schwarzenbach zerschnitten ist und bis 1,5 km westlich Schömberg reicht. Ein nur 50 m hoher Anstieg führt zu der etwas kargen Ackerplatte (annähernd 700 m) bei Schömberg auf den Posidonienschiefer. Schon jenseits des tiefen Schlichemtales folgt der Hauptanstieg durch den Braunen Jura zum Plettenberg (1005 m) mit seinen Wohlgeschichteten Kalken. Auf 3 km Entfernung müssen hierbei 300 m Steigung überwunden werden. Bei nur 11 km Entfernung (Luftlinie) sind sämtliche Schichten vom obersten Muschelkalk durch den Keuper und den gesamten Schwarzen Jura (nur 6 km breit) und Braunen Jura bis zu Weißjura β bei einem Höhenunterschied von 450 m überwunden worden.

Beginnen wir eine andere Wanderung im Mühlbachtal bei Renfrizhausen und schlagen südöstliche Richtung ein über Kirchberg, Binsdorf, Geislingen, Bronnhaupter Hof, Ziegelwasen zum felsumkränzten Lochenstein, so beträgt die Luftlinie weit mehr als 20 km. Wir haben dabei dieselben Schichten durchwandert wie oben, nur mit dem Unterschied, daß die einzelnen Treppentafeln viel, viel breiter sind. Schon der Anstieg von der Gäuplatte durch den Keuperhügel zum Albvorland ist bei den malerisch gelegenen Klösterlein Kirchberg und Bernstein zu einem 7 km breiten Waldstreifen auseinandergezogen, in den Liasinseln zerstreut liegen (Kirchberg, Dickeberg, Lonau, Heiligenberg).

Von den isolierten Liasinseln inmitten der Keuperberge östlich Bergfelden und Renfrizhausen oder vom Stufenrand bei Brittheim hat man eine herrliche Aussicht auf die Waldberge des Keupers und die Filderfläche der Lettenkohle und des Muschelkalks. Auf der ungewöhnlich schroffen Geländekante der Ränder der tischebenen Liashochflächen, die bei Brittheim fast rechtwinklig nach Nordosten abbiegen, ist bastionartig vorgeschoben das kleine Bauerndorf Brittheim und das Städtchen Binsdorf. Einer tektonischen Störung verdankt die Bergkuppe der Binsdorfer Lorettokapelle die Erhaltung ihrer Liasplatte und ihre Herauspräparierung. Die Stunzach und ihre Nebenbäche haben die ganze Landschaft in ein unübersichtliches Bergland aufgelöst, das mit einem geschlossenen Waldland bedeckt ist. In der verwickeltesten Weise zerschnittene Hügelreihen steigen von den vielen Tälern und Tälichen auf. Kilometerweit

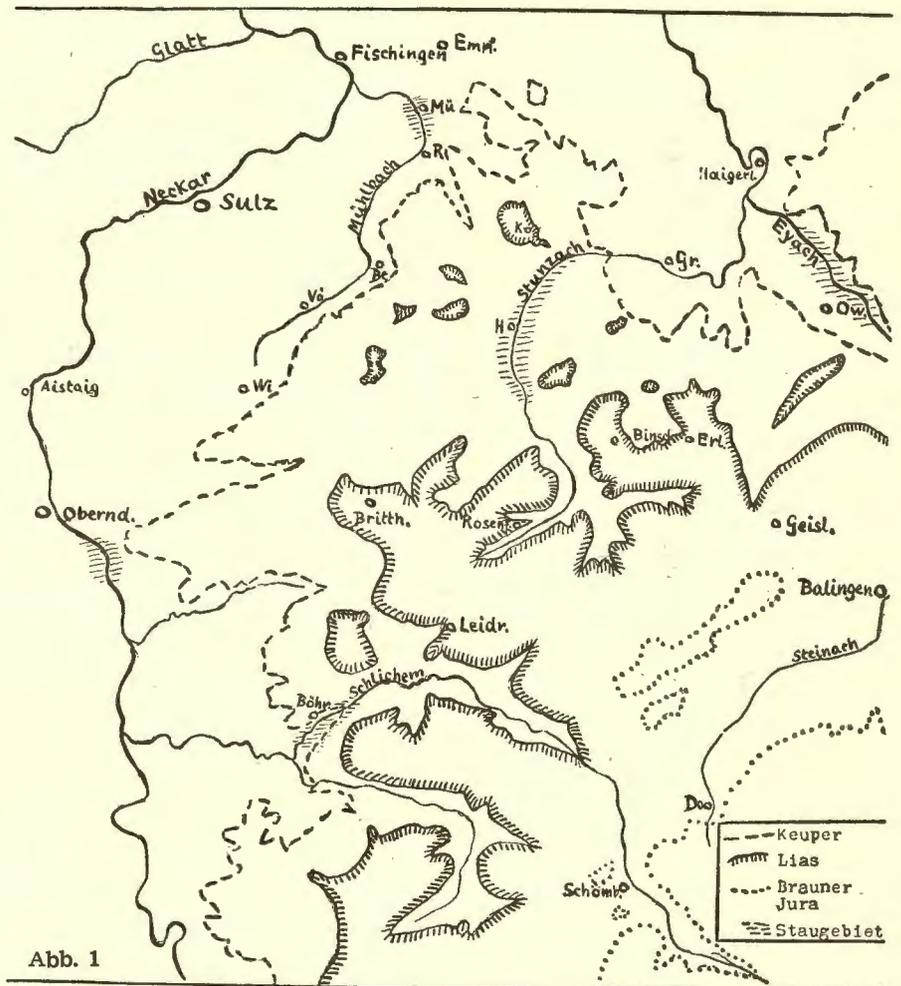


Abb. 1

haben sich die vom Liasplateau herabstürzenden Bäche nach rückwärts eingenaht. Die Platte selbst ist vielfach in lappig vorspringende Stücke (s. Abb. 1) und oftmals isolierte Inseln (siehe oben) zerlegt. Ihr Stufenrand nähert sich in den genannten Inseln bis auf 4 km dem Neckar. Der Keuper hat hier eine Breitenausdehnung wie sonst nirgends am Rand des südwestlichen Albvorlandes, obwohl die härteren Sandsteinbänke nur im Schilfsandstein bei Renfrizhausen und im Stubensandstein bei Heiligenzimmern stärker ausgebildet sind.

Die vorgelagerte flachwellige, leicht gegen die Keuperberge geneigte Lettenkohlenebene, auf der zahlreiche Dörfer zerstört liegen, trägt ganz den Charakter des „Gäus“. In flach eingesenkten Rinnen bewegt sich auf der Hochfläche das Wasser. Nur einzelne, scharf ins Landschaftsbild gezeichnete dunkle Streifen geben den Saum der Wälder an, die aus dem Neckartal emporsteigen und am Rande der Gäufläche endigen. Der Talgrund selbst verbirgt sich dem Blick. Auf 2 km nähern sich die Keuperhügel dem Neckar.

Die stufenbildende Deckschicht der Basisplatte bei unserem Brittheimer Standort ist der nur etwa 20 m mächtige Lias α , der mit seinen widerständigen Angulatussandsteinen in der Nähe der Täler und seinen dunklen, harten Arietenkalken (mehr von dem Talrand entfernt) eine eisenharte Schichtfläche von 6 km Breite bilden. Nur östlich Erlaheim am Hummelberg ist sie von einem weit nach Norden vorstoßenden Auslieger des oberen Stockwerkes des Schwarzen Jura, dem Posidonienschiefer, unterbrochen. Das östliche Schichtgefälle ist hier besonders stark, so daß die untere Liasplatte unter dem oberen Liasstockwerk bei etwa gleicher Höhe der Oberfläche verschwindet (Lias α westlich Erlaheim gegen Binsdorf 612 m, Lias ϵ im „Heufeld“ bei Erlaheim 606 m). Erst in der Ostdorfer Liasplatte ist

der untere Schwarze Jura wieder auf größerer Fläche freigelegt, während er rechts des Eyachtales nur in einem schmalen Saum ausgebildet ist und sein Nordrand etwa 600 m hoch liegt.

Auffallend ist auch die Flächenausdehnung des Posidonienschiefers von Dotternhausen bis zum Wald- und Häsenbühlhof südwestlich Geislingen (bis 5 km Breite), während er östlich des Eyachtales wieder auf die Breite wie bei Schömberg zusammenschumpft. Auf dieser Ebene blieben auch beim Waldhof im Hardtwald große Inseln des Braunen Jura (Opalinuston) erhalten, die sich vor allem durch ihr Waldkleid aus den Felderfluren abheben. Ganz deutlich ist bei diesen Tonen auch wieder ihre Neigung gegen Norden (Untergrenze auf 4 km von 660 m auf 630 m). Siehe Abb. 1.

Fassen wir die Ergebnisse unserer Wanderungen zusammen:

Aus den Schichtlagerungsverhältnissen ist eine Sonderstellung des Kleinen Heubergs im Vergleich mit den benachbarten Teilen des Albvorlandes deutlich sichtbar.

1. Südlich Schömberg sind die einzelnen Schichten zu schmalen Randleisten zusammengeschrumpft. Im Kleinen Heuberg ist die Flächenausdehnung des Schwarzen Jura und in den Vorbergen die des Keupers gegen Mühlheim und Renfrizhausen viel größer als sonstwo im südlichen Albvorland. Gegen Bisingen—Hechingen rückt der Schwarze Jura wieder nahe an den Albfuß heran. Der Kleine Heuberg springt also als Bastei weit nach Nordwesten vor.

2. Das Schichtengefälle nach Osten ist im Kleinen Heuberg nur am Nordwestrand stärker und geht nach Osten in eine sanfte Lagerung über, ist jedoch südlich Schömberg bedeutend stärker als auf der Basisplatte des Kleinen Heubergs.

3. Die Schichten haben nicht nur ein Gefälle nach Osten, sondern sind auch im Schichtstreichen nach Norden geneigt, ab-

gebogen (s. Grenze Muschelkalk, Lettenkohle, Knollenmergel-Lias). Es ergibt sich eine Tiefenlinie in nordwestlicher Richtung, die von der Stadtmühle bei Balingen, über den Hummelberg bei Geislingen, den Hummelberg bei Erlaheim, Kirchberg und in Richtung Mühlheim im Mühlbachtal zieht. Diese Neigung zur Tiefenlinie konnte neben dem Gefäll nach Osten beim Neubau Günther-Renz in der Bahnhofstraße in Balingen sehr schön beobachtet werden. Die Südwestscholle ist um 50 bis 80 m abgesenkt. Teilweise entwickelt sie sich zu einem Graben, teilweise zu einem Schollenmosaik. Die Abschiebung ist eine Fortsetzung des Freudenstädter Grabens, jedoch größtenteils kein Grabenbruch, da die Schichten beiderseits gegen die Tiefenlinie Mühlheim-Kirchberg-Erlaheim fallen, also heruntergeklappt sind (s. Abb. 2).

4. Der Kleine Heuberg bildet daher eine tiefer liegende Scholle, er ist gegenüber den benachbarten Gebieten in eine tektonische Muldenlage gerückt und hat dadurch eine Schutzlage bekommen.

Nun verstehen wir, daß sich die bis nah an den Neckar verschiebenden Liasplatten erhalten konnten und der Stufenrand des Kleinen Heubergs sich weit nach Nordwesten vorschiebt. In dieser tektonischen Tiefenlage springt bei Erlaheim der Posidonienschiefer weit vor und konnte sich im Hardtwald Brauner Jura erhalten. Die Keuperwaldberge an der Stunzach und bei Kirchberg wurden weitgehend von der Abtragung verschont.

5. Eigenartig ist das Gewässernetz, das sich der Schichtlagerung anpaßt. Die Zubringer der Eyach haben im Schutze der tektonischen Tiefenlage ungestört ein vollkommen „ausgereiftes“ Netz paralleler Bäche entwickeln können, deren Auswirkung auf die Landschaftsgestaltung bedeutend ist. Den Gesetzen dieser Bachnetze wollen wir nachgehen. Siehe dazu auch in der neuen Kreisbeschreibung „Oberflächenformen“ von F. Huttenlocher.

Die Täler des Kleinen Heubergs

Wie die nebenstehende Abbildung zeigt, haben die Talmulden der Nebenbäche der Eyach, der Stunzach und auch die des Mühlbaches eine nordöstliche oder ostnordöstliche Richtung, verlaufen also senkrecht zur Tiefenlinie, fließen in der Richtung zum tektonisch tiefsten Punkt (Abb. 3).

Der Mühlbach, der bis Renfrizhausen dem Schichtenstreichen folgt und am Stufenrand entlang fließt, hat der Gegend den Namen gegeben. Obwohl er ein verhältnismäßig starkes Gefäll hat (11,2‰) fließt er andauernd in der Lettenkohle und im obersten Muschelkalk. Er konnte sich nicht tiefer einschneiden. Unterhalb Renfrizhausen wird das Tal breit und sumpfig (Flurname „Ried“). Früher zog er bei Mühlheim in Wiesenmäandern dahin und hatte nur noch 5,5‰ Gefäll. Erst durch die Korrektur konnte sein Gefäll etwas erhöht werden. Nördlich Mühlheim steigen die Schichten wieder an. Die Grenze Muschelkalk/Lettenkohle liegt bei der Untermühle bei Bergfelden 468 m, bei Mühlheim 425 m, an der Straße Empfingen-Fischingen aber 506 m hoch. Wir haben also bei Mühlheim den tiefsten Punkt der Mulde. Der Mühlbach biegt in dieser Tiefenlinie plötzlich nach

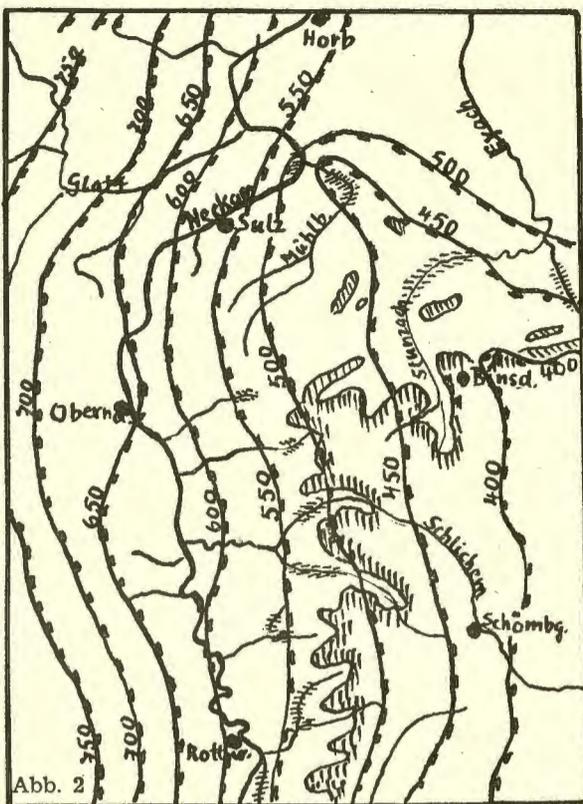


Abb. 2 Schichtstufenkarte nach Georg Wagner. 1:300 000. Höhe der Grenze Muschelkalk-Lettenkohle. Stufenrand Lias = senkrecht schraffiert, Staugebiete = waagrecht schraffiert. — Man beachte das starke Ausbiegen der Streichkurven auf dem Kleinen Heuberg gegen den Mühlbach.

Nordwesten um. Auch der Neckar hat an der Mühlbachmündung ein sehr geringes Gefäll, sogar oberhalb Fischingen nur 1‰ und auf der Strecke Sulz-Fischingen dieselbe Richtung wie der Mühlbach oberhalb Mühlheim. Von der Straße von Fischingen nach Sulz ist das Fallen der Schichten gegen die Tiefenlinie schön zu beobachten.

Die Stunzach. Bei der Stunzach fällt

bei ihrem Oberlauf im „Bubenhofer Tal“, das seinen Namen von dem einstigen Weiler Bubenhofen und der Burg der verdienten Ritter von Bubenhofen hat, die Asymmetrie des Talnetzes auf. Von links erhält die Stunzach eine ganze Reihe von wasserreichen Nebenbächen (Grindel- bzw. Sulzbach, das Rosenfelder Tal, Grunbach, Beurenener Tal), deren Richtung durchweg nach Osten bzw. Ostnordost ist, während am rechten Talhang kaum eine bedeutende Quelle zu finden ist. Sämtliche greifen mit eigentümlich hirschhornförmigen Verzweigungen tief in den Keuper der Liasplatten ein und führen mit steilen Waldhängen sich rasch eintiefend durch den Keuper hinab oder zeigen stark verrutschte Wiesenhänge des Knollenmergels. Nur das Beurenener Tal macht mit seinen leicht ausräumbaren Gipsmergeln eine Ausnahme. Dieses Tal hat eine ausnehmende Breite und bildet einen Taldurchgang, den heute die Straße von Sulz nach Balingen benützt und den die Römer einst als bequeme Überquerung der Keuperstufe für ihre Straße von Sulz zum Häsenbühl ausnützten. Den vielen Mühlen im Rosenfelder und Bubenhofer Tal (Ried-, Walk-, Schmelzles-, Heiligen-, Fischer-, Pelz- und Binsdorfer Mühle), die allerdings oft durch Hochwasser gefährdet sind, kamen die reichen Wasserkräfte zugute. Die Talmulde des Grindelbaches und auch die Mulde vom „Kohlbrunnen“ bei Rosenfeld (650 m) und weitere gleichlaufende Talwannen um Rosenfeld und Isingen, die heute teilweise kein Wasser mehr führen, weisen nach Nordosten gegen die Einsattelung von Hofstetten (599 m), dem einstigen Weiler Altheim, und damit zum Mildersbach, der dieselbe Richtung aufweist, wenn wir die tiefen Einschnitte auffüllen, ein gleichmäßiges Gefälle! Als die Liasplatte noch nicht von der Stunzach aufgebrochen war, gingen ihre Wasser nach Nordosten zum Mildersbach. Sowohl in der Richtung der heutigen Nebenbäche der oberen Stunzach als auch in diesen Mulden haben wir das alte Talsystem der großen tektonischen Mulde des Kleinen Heubergs. Durch die Stunzach, die sich auf Störungslinien nach rückwärts einnagte, wurde dieses Talsystem angezapft und fand damit einen kürzeren und vor allem tieferen Weg zur Eyach.

Vom „Fabrikle“ oberhalb Heiligenzim-

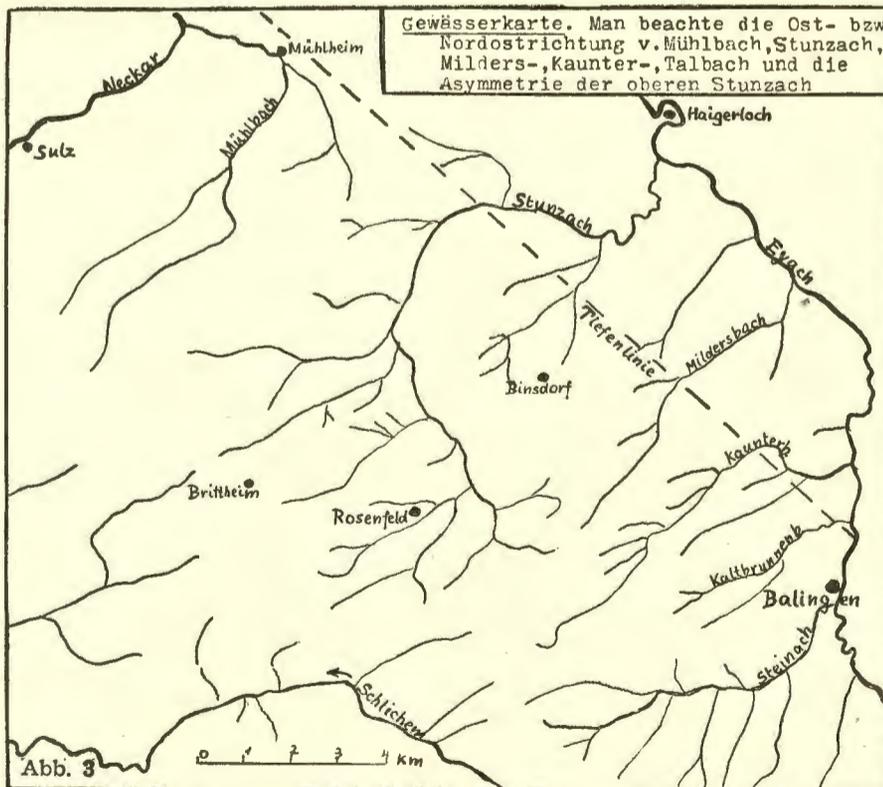


Abb. 3

mern bis oberhalb Gruol ist das Gefäll der Stunzach sehr gering (nur 20 m auf der ganzen Strecke). Das Tal verbreitert sich. Die Stunzach zog einst in Wiesenmäandern dahin, überflutete vor der Korrektur bei Hochwassern einen großen Teil, ist im „Zimmertal“ stark versumpft. Von der Nordwestrichtung schwenkt sie allmählich in die Nordostrichtung ein, um dann beim Einschneiden in den Muschelkalk in die Westostrichtung überzugehen. Oberhalb Gruol wird der tiefste Punkt der Heubergmulde erreicht. Die Stunzach wurde oberhalb davon gestaut und war deshalb zur Aufschüttung gezwungen, besonders vor dem scharfen Anstieg des Hauptmuschelkalks (bis 3%). Also ein ähnliches Bild wie beim Mühlbach, das sich auch im Eyachtal vor dem Eintritt in den Muschelkalk bei Owingen zeigt. Vielleicht wählte die Eyach sogar einmal den Weg durch das untere Stunzachtal, da wir große Schotterfelder westlich Owingen bis zum Hof Hospach haben.

Der Stufenrand des Keupers ist weit nach Osten gerückt (s. Abb. 1), so daß die Lettenkohlenebene bis Stetten bei Haigerloch reicht. Westlich der Stunzach stoßen die Keuperberge mit Höhen bis 680 m weit nach Norden vor. Rechts der Stunzach um das Hausener Tal werden nur noch 600 m erreicht, die teilweise Liasplatten tragen, wie der heute größtenteils bewaldete Kegel, der einst die Siedlung Nammelhausen trug.

Der Kaunter- und Kaltbrunnenbach. Sowohl der Kaunter- als auch der Kaltbrunnenbach haben wie zahlreiche andere Bäche unseres Gebietes in den einzelnen Laufstrecken verschiedene Namen. Der Kaltbrunnenbach hat oberhalb vom „Stutzenweiher“ den Namen Talbach, der Kaunterbach in seinem Mittellauf ebenfalls den Namen Talbach, während sein längster Quellast bis Geislingen Riedbach (Namen!) heißt. Langsam schleicht er zunächst durch ein versumpftes Wiesengelände nach Nordosten. Das gleiche gilt für den Kaltbrunnenbach. Ihre Quellen liegen zum Teil am Stufenrand der Ölschieferplatte oder am Grund der Numismalmisgergel.

Im Gegensatz zur Stunzach konnte der Kaunterbach erst südlich Ostdorf die harten Liaskalke durchschneiden. Wie wir oben sahen, verläuft die Tiefenlinie der Heubergmulde nordwestlich des Ellenbergs bei Geislingen. Also wieder vor dem Eintritt in die schärfer ansteigenden Schichten, diesmal die Ostdorfer Platte, eine Stauung und damit Versumpfung am tektonisch tiefsten Punkt. In die Tiefe konnte keine Ausräumung zustandekommen, dafür aber eine flächenhafte Abtragung. Die Wasser sorgten für eine gleichmäßige Abtragung der leicht erodierbaren Tone und Mergel, die wesentlich unterstützt wurde durch eiszeitliche Schuttströme. „Die eiszeitlichen Fließrinnen wurden dann später von den kleinen Bächen ausgeräumt und erneut benützt. Teilweise waren sie aber so verschüttet, daß neue Wege gesucht werden mußten. Solche verlassen Talmulden liegen am Riedbach südlich Geislingen und vor allem bei Ostdorf, wo der Talbach ursprünglich zur Eyach floß und erst später vom Kaunterbach angezapft wurde“ (Huttenlocher). Diese Anzapfung wurde sicher begünstigt durch das starke Schichtgefälle der Ostdorfer Platte.

Auch hier wieder wurde dem Gewässernetz durch die Tiefenlinie der Heubergmulde der Weg gewiesen. Die Landschaft zeigt ein welliges, wenig übersichtliches Gelände, dessen Bodenwellen in südost-nordwestlicher Richtung gestreckt sind. Die Geländestufen der harten, festen Schichtenstöße, vor allem der Posidonienschiefer, treten nicht deutlich hervor. Erst die festen Steinlager der Arietenkalke treten gegen das Eyachtal, wo der Kaunterbach tief eingeschnitten ist, als wie mit dem Messer zugeschnittene Kante hervor.

Wir haben damit die Kräfte und Ursachen aufgezeigt, denen die Landschaftsformen des Kleinen Heubergs ihre Entstehung verdanken. Mögen nun diese Ausführungen zu weiterer Forschung anregen und uns mit unserer Heimatlandschaft vertrauter machen. Dann wurzeln wir immer tiefer in ihr.

Wir haben damit die Kräfte und Ursachen aufgezeigt, denen die Landschaftsformen des Kleinen Heubergs ihre Entstehung verdanken. Mögen nun diese Ausführungen zu weiterer Forschung anregen und uns mit unserer Heimatlandschaft vertrauter machen. Dann wurzeln wir immer tiefer in ihr.

Das Schwäbische Adelsgeschlecht der Zähringer und ihre Lehensleute um Limburg und Teck

Von Wilh elm Wik

(Schluß)

Herzog Hermann II. von Teck. Dieser Herzog tritt im Jahre 1295 in Erscheinung, als er ebenfalls einen Güterverkauf des Klosters Kirchheim mit Renhardo v. Bol beurkundet. Mit Hermann II. beginnt der Ausverkauf im Hause Teck. 1301 stellt er eine Urkunde mit seinen Söhnen „in der Vesten Hahnenkamp“ aus. 1303 verkaufte er die halbe Burg Teck, die halbe Stadt Kirchheim, die Diepoldsburg und die Feste Hahnenkamm an Österreich. Schon im Jahr 1326 gehen die Burgen mit Kirchheim an Württemberg über. Hahnenkamm blieb bis 1744 in der Hand der Württemberger. Dann wurde der Berg durch Tausch Eigentum der Gemeinde Bissingen.

Herzog Friedrich von Teck. Er vollendet den Ausverkauf der Teckherrschaft. Johann von Lichteneck kaufte 1379 von ihm ein Haus samt Hof in Kirchheim, vermutlich das spätere Widerholtshaus. 1381 verkaufte Friedrich seinen Besitztum an das Haus Württemberg, 1383 erwerben die Mannsberger die Eigenleute zu Dettingen von ihrem Lehensherrn. Friedrich heiratete die Gräfin Anna von Helfenstein. Er verschrieb ihr als Morgengabe die Städtlein Owen und Gutenberg. Aber sie durfte sich ihres Hochzeitsgeschenkes nicht lange freuen. Am 24. April 1383 sieht sie sich gezwungen, die beiden Städtlein samt den dazugehörigen Gü-

tern im Lenninger Tal und auf der Alb als Pfand um 6000 Gulden an den Grafen Eberhard II. zu geben, der sie zwei Jahre später durch Kauf erwirbt und damit Ulrich von Sperberseck belehnt.

Dem Aufstieg der Teckherzoge folgte also im 14. Jahrhundert ein rascher Niedergang, worauf sie sich auf ihre Burg Mindelheim in Bayern zurückzogen. 1495 erhielt Graf Eberhard im Bart Titel und Wappen eines Herzogs von der Teck. Seitdem nannten sich die Württemberger „Herzoge v. Teck“ und führten die Teckkraute mit in ihrem Wappen neben den Hirschhörnern, den Mömpelgarder Fischen und der Reichssturmfahne. Auf der Teckburg saßen jetzt württ. Burgvögte.

Nach der Vertreibung des Herzogs Ulrich von Württemberg wurde die Burg 1519 vom Schwäb. Bund ohne Schwertstreich besetzt. Im Bauernkrieg wurde die Burg zerstört. Die Bauern holten auf der Burg drei Geschütze, die ihnen die Besatzung willig herausgab. Zum Dank dafür warfen sie die Brandfackel ins Schloß, das in hellen Flammen aufloderte. Stehen blieb nur noch eine Kapelle in der Mitte des Burghofes. Auch einige Türme blieben verschont. Herzog Karl Alexander wollte die Burg 1736 wieder aufbauen. Da er schon im nächsten Jahr starb, wurde der Bau eingestellt. Auf der nordwestlichen Ecke des einstigen herzoglichen Schlosses erbaut 1889 der Verschö-

nerungsverein Kirchheim einen Aussichtsturm, der vor einigen Jahren abgebrochen und vom Schwäbischen Albverein samt einigen Gebäuden in neuer Form errichtet wurde. Besonders gut gefällt das neue Eingangstor mit den alten Wappen.

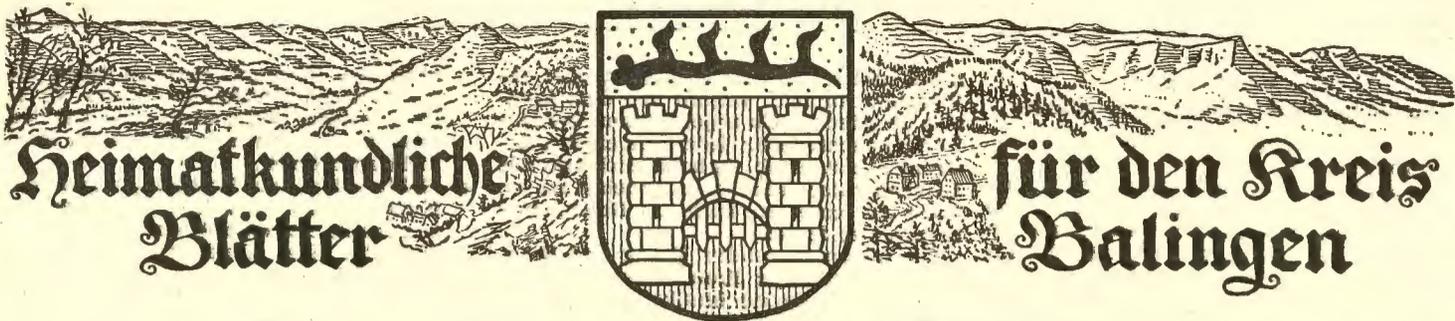
Die jüngere, markgräfliche Linie der Zähringer als Ahnherren der badischen Großherzoge

Die jüngere, markgräfliche Linie der Zähringer wurde gestiftet von Hermann I., einem Neffen Bertolds II. und somit Enkel Bertolds I. Urkundlich erscheint die Herrschaft um 1050. Im Jahre 1112 nannten sie sich nach dem alten Schloß bei Baden-Baden „Markgrafen von Baden“, indem sie den Titel von der Markgrafschaft Verona beibehielten. Unter Heinrich I., dem jüngsten Sohne Hermanns V., spaltete sich 1239 die Seitenlinie der Markgrafschaft Hochberg bei Emmendingen ab. Nach abermaliger Teilung gab es 1306 eine Markgrafschaft Hochberg und eine Markgrafschaft Röteln. Beide starben im Mannesstamm aus (1418 und 1503). Bernhard I. von Baden (gest. 1431) kaufte die Markgrafschaft Hochberg. Er ist nach weiterer Abrundung seines Gebietes als der eigentliche Staatsgründer anzusehen. Eine erneute Teilung der Markgrafschaft Baden fand 1533 statt. Es entstanden die Markgrafschaften Baden-Baden als obere Grafschaft unter Bernhard III. und die untere Markgrafschaft Baden-Durlach unter Markgraf Ernst. 1706 wurde Rastatt unter Markgraf Ludwig Wilhelm und 1715 unter Karl Wilhelm Karlsruhe Hauptstadt. Im Jahre 1771 wurden die alten zähringschen Lande in Baden wiedervereinigt (3500 qkm mit 190 000 Einwohnern). 1803 erhielt die Markgrafschaft die kurfürstliche Würde und ein abgerundetes Gebiet diesseits des Bodensees und Rheins durch die Gebiete der Bistümer von Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer, durch die pfälzischen Ämter Brettach, Heidelberg, Ladenburg und Mannheim, dazu die Reichsstädte Offenburg, Gengenbach, Zell, Überlingen und Pfullendorf. 1805/06 kamen dazu der Breisgau mit Freiburg, die Baar mit Villingen, die Ortenau, die Grafschaft Bondorf, die Stadt Konstanz, sämtliche Reichsstände und Reichsritter innerhalb des Landes. Für den Beitritt zum Rheinbund wurde die Markgrafschaft zum Großherzogtum erhoben. Im Wiener Frieden 1809 mußte Württemberg an Baden 750 qkm mit 45 000 Seelen abtreten (Schiltacher Gegend). Als Großherzog Karl Friedrich starb, hinterließ er ein Gebiet von 15 000 qkm mit 1 Million Einwohner, das zwölfwache der Markgrafschaft. Auf ihn folgte sein Enkel Karl Friedrich (1811—18). Nunmehr kamen die Grafen von Hochberg zur Regierung: Großherzog Ludwig (1818—30), sein Stiefbruder Großherzog Leopold (1830—52) und dann der bekannte Großherzog Friedrich als der zweite Sohn Leopolds. Großherzog Friedrich war Hauptbeteiligter bei der Kaiserproklamation in Versailles 1871. Der letzte Großherzog war Friedrich II.

Beim Kommiß

Als der Jakob zum Kommiß kam, wußte er noch nichts von einer Badehose. Nun ging die ganze Kompanie zum Baden und nur der Jakob erschien ohne Badehose. Auf den Anpiff des Unteroffiziers meinte er: „I brauch koi Badhos, i gang bloß bis ans Knui ens Wasser!“

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als händige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmlecha-Zeitung“.



Heimatkundliche Blätter

für den Kreis Balingen

8. Jahrgang

Freitag, 28. Juli 1961

Nummer 7

Ignaz Demeter, vom Landpfarrer zum Erzbischof

Von Heinz Raasch, Lautlingen

In der Reihe der Ortsgeistlichen von Lautlingen, die von 1275 ab in ununterbrochener Folge im Pfarr-Register des Kirchenarchivs und in der Ortschronik aufgezeichnet sind, ist wohl Pfarrer Ignaz Demeter, der von 1802—1809 Ortsgeistlicher in Lautlingen war, die markanteste und verdienstvollste Persönlichkeit. Seine vielseitige schöpferische Arbeit in den sieben Jahren seiner Amtstätigkeit in Lautlingen als Seelsorger, Lehrer, Erzieher, als pädagogischer Fachschriftsteller, als Musiker und Theaterregisseur hat sich bis in die Gegenwart in der Gemeinde fruchtbar ausgewirkt. So ist es wohl gerechtfertigt, heute nach 150 Jahren seines Wirkens in der Gemeinde Lautlingen das bedeutsame Werk dieses großen Mannes in Erinnerung zu bringen und einer dankbaren Würdigung zu unterziehen.

Seine Studienjahre

Ignaz Demeter wurde 1773 in Augsburg geboren. Seine Eltern waren schlichte, ehrsame Bäckerleute, die trotz ihrer dürftigen Lebensverhältnisse bemüht waren, ihrem aufgeweckten Jungen eine allseitige, gute Ausbildung zu ermöglichen. Nach dem Besuch der Deutschen Bürgerschule wurde Ignaz in das Jesuitengymnasium St. Stephan aufgenommen. Hier widmete er sich mit großem Fleiß den Sprachwissenschaften. Seine besondere Vorliebe aber galt der Musik, die später auch sein Leben stark beeinflusste. Schon mit 16 Jahren brachte er es im Violin-, Violoncello-, Fagottspiel und im Gesang zu einer meisterlichen Leistung.

Nachdem er sich für den geistlichen Beruf entschieden hatte, studierte er im Seminar der Bartholomäer in Dillingen Theologie. Hier fand er die besondere Förderung durch Professor Johann Michael Sailer, dem späteren Bischof von Regensburg, der in dem jungen Studenten eine begnadete Begabung erkannte. Seine ausgezeichneten Zeugnisse brachten ihm ein dauerndes Stipendium des Reichsgrafen Schenk von Stauffenberg ein.

Seine erste Anstellung als Hilfspriester fand er in Bied in Bayer.-Schwaben, wo er die für ihn einflussreiche Bekanntschaft mit dem Schriftsteller Schulinspektor Christoph von Schmid machte, dessen schlichte Jugend- und Volkserzählungen ihn so beeindruckten, daß er sich der Erziehungswissenschaft und dem Unterricht der Schuljugend zuwandte.

Auf Veranlassung seines Gönners, des Grafen Schenk von Stauffenberg, des Patronatsheeren von Lautlingen, wurde Demeter 1802 zum Pfarrer von Lautlingen und Margrethausen ernannt, wo er im März desselben Jahres feierlich in sein Amt eingeführt wurde.

Lehrer und Erzieher

In seiner neuen Pfarrgemeinde schuf er sein eigentliches Lebenswerk. Hier in dem kleinen Albdörfchen, dessen Einwohner sich von dem kärglichen Ertrag einer unwirtschaftlichen Landwirtschaft ernähren mußten, fand er den Acker, den er mit seinen

vielseitigen Anlagen bebauen konnte. Dieser Arbeit widmete er sieben Jahre seiner besten Manneskraft. Die Saat seiner erzieherischen, religiösen und kulturellen Betreuung seiner Gemeinde ging auf und trug reiche Frucht bis auf den heutigen Tag.

Seine erste Aufgabe war die Reform der Schule, des Unterrichts und des Erziehungswesens. Bestand bisher in Lautlingen nur der Winterunterricht, so führte er jetzt den pflichtmäßigen täglichen Schulbesuch ein. Er selbst stand jeden Tag in der Schule und gab seinen Lehrern durch eigene praktische Unterrichtsbeispiele Anweisung zu einer lebensvollen Lehrmethode.

Im Pfarrhaus richtete er ein privates Lehrerseminar ein, das für alle Lehramtskandidaten aus ganz Württemberg offenstand. Unter dem seltsamen Titel „Hexen- und Gespenstergeschichten“ gab er 1804 für die katholischen Volksschulen Württembergs und Vorderösterreichs ein Lesebuch heraus, worin er den weitverbreiteten Geister- und Aberglauben unter der Ortsbevölkerung geißelte. Seine Geschichten richteten sich vornehmlich gegen die Licht- oder Gunkelstuben, die abends von den Mädchen des Dorfes besucht wurden, um unter Anleitung der Lichtstubenmütter im Schein von Repsöllampen für Schweizer Firmen Weißstickereien auszuführen. Diese Lichtstuben wurden um 1800 herum mehrfach durch die Patronatsheerrschaft und durch den Kirchenkonvent verboten, da die Mädchen durch Gespensterwesen, Spukerei und spiritistische Übungen in der Gemeinde viel Aberglauben verbreiteten. Auch wurde auf dem Heimweg in der Dunkelheit viel Unfug getrieben und mit den aufdauernden Burschen „anstößigen Umtrieb“ gehalten, wodurch die Sittlichkeit gefährdet wurde. Doch hat sich der alte Brauch des Lichtstubengehens trotz der Verbote heimlich noch Jahrzehnte gehalten.

Für die Unterklassen gab Pfarrer Demeter sein „Erstes Lesebüchlein für die unterste Leseklasse“ heraus, das durch kleine Erzählungen zum Gehorsam, zur Wahrheitsliebe und zur Erkenntnis Gottes in seinem Schöpfungswerk erziehen sollte. Sein im Jahre 1806 erschienener „Beicht- und Kommunionunterricht“ ist ein glänzendes Zeugnis seiner Katechisierungskunst.

Den reichen Schatz seiner pädagogischen Ideen und Erfahrungen legte er in seinem Hauptwerk „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes“ nieder.

Auch für die Methodik in den weltlichen Fächern war Pfarrer Demeter bahnbrechend. Seine für den Schreibunterricht bearbeitete „Schreiblehre mit Wand- und Handvorschriften“ wurde richtunggebend für die Schulen von Württemberg und Baden. Im Herder-Verlag gab er für die Weiterbildung der Lehrer die „Zeitschrift zur Bildung katholischer Schullehrer“ heraus.

Seine ganze Liebe zum Erzieherberuf kommt in seinen eigenen Worten überzeugend zum Ausdruck, wenn er schreibt: „Wer Spitäler stiftet, Armenhäuser baut, Indu-

strianstalten befördert, wirkt für Menschenwohl, aber nicht so unmittelbar und durchgreifend wie der Schulerzieher. Jener verbessert nur den Zustand der Menschen, dieser veredelt den Menschen selbst.“

Gesang, Musik, Theater

Welche Bedeutung Pfarrer Demeter allen kulturellen Belangen für die geistige Formung der Menschen beimaß, ersehen wir aus seinen Maßnahmen zur Schaffung und Förderung kultureller Einrichtungen. Gesang, Musik, Theater als Volksbildungsmittel waren ihm, der selbst ein beliebter Musiker war, eine Herzensangelegenheit. Um schon bei der Jugend die Sangesfreudigkeit zu wecken, mußte in der Schule täglich mindestens eine Viertelstunde gesungen werden. Er schuf damit die Grundlage zu einem guten Kirchengesang. Aber auch Gartenkunde und Obstbaumzucht wurden zu ordentlichem Unterrichtsgut erhoben. Durch die Schaffung einer Volksbücherei, die sich bis zum heutigen Tage erhalten hat, gab er der Jugend und den Erwachsenen guten Lesestoff in die Hand.

Zur Pflege des Theaterspiels gründete er die „Theatergesellschaft“. Er selbst übte als Regisseur die Theaterstücke ein. Zahlreiche Bühnenstücke, die z. T. heute noch handschriftlich vorliegen, verfaßte er selbst, wie: Der Taubstumme, ein dreiaktiges Trauerspiel, Röschens Hochzeitsmorgen, Der Prinzenraub, Die schädliche Rache, Der Herzogliche Hirschfänger oder Die geprellten Prelier und andere mehr. Wenn heute noch in Lautlingen gern Theater gespielt wird und wenn man immer wieder durch die Spielkunst begabter Schauspieler überrascht wird, so hat sicher Pfarrer Demeter mit seiner Pflege der Schauspielkunst dazu den Grund gelegt.

Seine ganze Liebe aber galt der Volksmusik und Kirchenmusik. Sie zu pflegen und zu fördern gründete er 1804 unter der Bezeichnung „Musikgesellschaft Lautlingen“ eine Musikkapelle, der er selbst als Direktor und Lehrmeister vorstand. Die Musik soll der Ehre Gottes dienen, soll zur Andacht stimmen und den Menschen Freude bringen, das war der Grundgedanke seines Planes, den er den zur Gründung ins Pfarrhaus berufenen Männern entwickelte. Zur Verwirklichung dieses Planes waren finanzielle Schwierigkeiten zu überwinden. Von der Gemeinde, die selbst 72 878 Gulden an Kriegskosten, für die Bekämpfung der Viehseuche und für Straßen- u. Schulhausneubau aufzubringen hatte, war keine Hilfe zu erwarten.

Wie dennoch Demeter alle Schwierigkeiten meisterte, um sein Ziel zu erreichen, darüber gibt die interessante Gründungsurkunde Aufschluß.

Die Gründungsurkunde

Das Gründungsprotokoll, das in der Urschrift im Pfarrarchiv noch vorhanden ist, verdient als heimatgeschichtlich wertvolles Dokument wegen der Originalität seiner Fassung und seines Inhaltes im vollen urchriftlichen Wortlaut hier veröffentlicht zu werden.

Vertrag zwischen Musikfreunden zu Lantlingen

Lantlingen 1803 Mai 7.

Lieben Freunde!

Schon lange habt ihr gewünscht die Musik zu erlernen, um auch noch diese reine und erhabene Freude zu genießen, und andern damit Freude zu machen, zugleich auch damit die Kirchenmusik zu verbessern, Gott mehr zu ehren, u. den Bether mehr zur Andacht zu stimmen.

Diese Sehnsucht ist edel, zeigt hellen Verstand, und Geschmack, und verdient wirkliche Beherzigung.

Doch kann ich euch nicht läugnen, lieben Freunde! daß der Erfüllung eurer Begierde manche Hindernisse im Wege stehen. -

Das Lehrgeld, die theuren Musikinstrumente, u. Musikalien erfordern zu viel Aufwand, als daß ihr ihn bestreiten könntet. -

Größeres Hinderniß, als dieses ist die Furcht des bald erkaltenden Eifers, oder die Besorgniß, es möchte mit dem Tode des Einten aus der Musikgesellschaft die ganze Musik ersterben. -

Theuer erkaufte Instrumente lägen dann ohne Nutzen da, die viele Mühe des Lehrers wäre umsonst, die Ausgaben verschwendet, die Musik geendigt, und die Bevörderer und Mitfreunde der Musik dem Spotte ausgesetzt. -

Auch da soll die Klugheit sprechen:

„Nichts angefangen ohne reife Überlegung.“

Lieber nichts angefangen, das nicht gut ausgeführt,

und rühmlich geendet wird, und:

Lieber garnichts, als eine Bettelmusik.“

Wenigst könntet ihr mirs nicht übel nehmen, lieben Freunde! und gar nicht übertrieben nennen, wenn ich mit euch vor der Ausführung eures und meines Planes alle möglichen Hindernisse wegzuräumen suche, damit die viele Mühe und Unkosten nicht in Wind gestreuet seyn werden. -

Höret also die Vortheile, mit denen ihr auch ohne einen Kreuzer Geld die Musik erlernen, und euern Zweck erreichen könntet. -

1. Die Lehrstunden, die Musikinstrumente, die abzuschreibende Musikalien, sogar das Notenpapier erhaltet ihr alles umsonst.

Alles dieses wird nach und nach aus einem Theile der Theaterkasse, und halb aus einem anderweitigen Beytrage bestritten. - Um nun aber des Beytrages aus der Theaterkasse für immer vergewissert zu seyn, müßt ihr euch verbindlich machen, zweimal im Jahre im Frühling und Herbst unter meiner Direction zu spielen, immer mit jener Rolle zufrieden zu seyn, die ich gebe, und selbe so gut zu spielen, daß unsere Kasse sich eine gute Einnahme zu versprechen hat. Diese Verbindlichkeit dauert bei einem jeden wenigst so lange, bis die Ausgaben ganz bestritten sind. -

2. Die Musikinstrumente dürfen nicht als eigen angesehen und behandelt werden, sondern theils der ganzen Gesellschaft, theils der Kirche eigen, und dies ganz billig, weil beyde Theile selbe angeschafft haben, ja sogar die Unterhaltung und die Reparatur derselben vornehmen. -

Es folgt daraus daß sie weder verkauft, noch vertauscht, noch verdorben werden, sondern rein und sauber und ganz erhalten werden sollen, es folgt ferner daraus, daß sie auf Verlangen des Hrn. Pfarrers, als Lehrers, Mitgliedes, u. Direktors der Gesellschaft allezeit herausgegeben, und, wenn etwa in Bälde junge Musikanten nachkommen sollten, selbe ihnen zur Uebung ohne Zögerung herausgegeben werden sollen. Es folgt endlich ganz natürlich, daß das Instrument, wenn es aus Nachlässigkeit, und wie immer aus eigner Schuld verdorben, aus eignem Beutel muß reparirt werden. -

3. Für meine Mühe der herbeizuschaffenden Musikalien, unter denen ich selbst eigne Compositionen liefern werde, fordere ich

nichts anders, als daß der Fagott, oder das Violoncello für mich allezeit von dem jüngsten Mitgliede schön beschrieben werde. - Übrigens schreibt ein jeder sein eigenes Instrumentenstück ab. Es haben sich also alle Mitglieder der Mühe zu unterziehen schöne Noten zu schreiben, auch das Notenpapier rastriren zu lernen.

Zur immerwährenden Übung und Erhöhung musikalischer Freuden sind von Zeit zu Zeit neue schöne Musikalienstücke nöthig, es müssen sich also die Mitglieder verbinden, alle auch noch so viele neue Stücke, die aber nur vom Director gewählt und bestimmt werden, gleich u. fehlerfrei zu schreiben. - So wie aber das Mitglied einen Lehrjungen hat, kann es diese Mühe ihm übertragen. Notenpapier wird, wie schon gemeldet worden, aus beyden Kassen umsonst angeschafft. -

4. Den Hauptunterricht in der Musik gebe ich allen, und fordere für diese große und beschwerliche Mühe, sowohl, als jene des Abrichtens der Komoedianten, nichts anderes, als daß die Theaterkasse einen Beytrag, der aber wegen dieser neuen Gesellschaft nie über 5 Fl. (Gulden) steigen soll, für die Schule hergebe, um dadurch in selber nach und nach die noch vielen Bedürfnisse anschaffen zu können, die zwar ich bestimmen werde, aber mit dem feyerlichsten Versprechen, für mich keinen Kreuzer zurückzubehalten, ohne daß er nicht der Schule zum Besten komme. -

Den übrigen Unterricht, den ich nicht geben kann, werden verständige Musikanten gegen Bezahlung aus obgemeldeten Kassen verschaffen, wobei zur ersten Bedingniß gemacht wird, daß die Lernende durch strengen Fleiß soviel als möglich ihre Kunst erlernen, und den Beyträgen keine zu lange Unkosten abjagen sollen. -

5. Damit aber die Theaterkasse zur hälftigen Bestreitung der Musikunkosten kräftige Beträge in die Zukunft steuern kann, so müssen sich die Mitglieder der Theatergesellschaft bei denen sich so schon kein Interesse zumuthe, damit begnügen, daß sie mit einer nachmittägigen an einem beliebigen abgebrachten Feyertage im Wirtshaus zu haltenden Erholung an Wein, Bier, Brandtwein und Brode zufrieden sind, welche Erfrischungen die Höhe von 5 Fl. ersteigen, aber nicht übersteigen darf. Dazu rathe ich aber zur Vermeidung aller etwas eigennützigem Mitspielern so viel als möglich wenigst so lange, bis die Summe des hergegebenen Geldes von allen verzehrt ist, geschlossene Gesellschaft zu halten, auch wird zur Verhütung alles Aergernisses u. der bösen Zunge, besonders weil diese Erholung vom Pfarrer gegeben u. erlaubt ist, zum Gesetze gemacht, selbe bei der Abendglocke zu schließen, und alles große, und wilde Getös zu verabscheuen, wobei aber sehr gerne erlaubt wird, schöne Lieder zu singen, und unter Aufspielung eigener unter den Komoedianten sich befindenden Musikanten in Unschuld und Schamhaftigkeit mit jenen Mädchen zu tanzen, welche in Zukunft ebenfalls Rolle spielen, oder welche im Wirtshause Dienste machen oder einheimisch sind. -

6. Für den erhaltenen Unterricht machen sich nun die Mitglieder der Musikgesellschaft verbindlich

- das ganze Jahr hindurch auf Verlangen des Hrn. Directors in der Kirche Vormittags und Nachmittags unentgeltlich Musik zu machen
- Unentgeltlich bei Theater zu spielen.
- Unentgeltlich auf Verlangen des Hrn. Directors an jedem ihm beliebigen Tage - doch immer ohne Nachtheil des Gewerbes der Mitglieder - entweder in seinem Hause oder auf freyem Felde oder auf Anhöhen, Wäldern, Bergen schöne Stücke zu blasen.
- Nie zu spielen im Wirtshause bei Gemeinen oder Höchzeitänzen, theils um mich

nicht dem Vorwurfe Preis zu geben, als wenn ich nur Musikanten für das Wirtshaus erzögen hätte, theils aber um den schon gewöhnlichen Spielleuten ihr Brod nicht zu nehmen. -

e) Sollte jedoch zum Hochzeitsgange in die Kirche die neue Musik verlangt werden, so wird sie erlaubt mit dem angehängten Unkosten eines Guldens, der sogleich vertheilt wird.

f) Das betrifft nur den Hochzeitsgang. Verlangte Musik unter dem Amte nebstbei kostet 2 Fl. -

7. Damit aber die Furcht der Nichtdauer oder der nach und nach ersterbenden Musik verschwinde, so ist eine der ersten und Hauptverbindlichkeiten der neuen angelernten Musikanten nach zwei Jahren jeden seinen Mann zu stellen, ich meine, nach zwei Jahren von dem Tage des ersten erhaltenen Unterrichts an einen jungen tauglichen, nach Musik sich sehnenen Jüngling dem Director vorzustellen, um ihn dann unentgeltlich seine Musik zu lehren, der dann wieder verpflichtet wird, nach zwei Jahren einen zu lehren, daß auf solche Weise die Musik nie ersterbe oder des Todes gleich wieder ergäset sey. -

Dabei ist aber wohl zu beobachten, daß die Acteurs vor allen andern das erste Recht haben, die Musik zu erlernen, schon deswegen, weil sie ja schon zur ersten Musik durch ihre Bemühung verhalfen. Erst wenn diese keine Lust oder kein musikalisches Talent haben, wird ein geschicktes Subject aus andern ausgewählt. -

Sollten mehrere dann Lust haben, die Musik zu erlernen, so sollten sie um so mehr gerne angenommen werden, als die Mühe nicht größer und die Fortdauer gesichert wird. -

8. Um bei der Produktion der musikalischen Stücke immer Harmonie und Eintracht zu erhalten und bei allen Mitgliedern nach und nach gleiche Musikstärke zu bewirken, wird mit der ersten und zweiten Flauto oder Oboe eben so, wie mit dem ersten und zweiten Coren von einer Zusammenkunft bis zu der andern immer abgewechselt, es möchte etwa nur eine große Schwäche bei dem Accompagnianten sich einfinden. -

9. Da wir Menschen sind und Menschen bleiben, und also aus menschlicher Schwachheit besonders nach Verfluß mehrerer Jahre und bei Verspürung errungener Musikkenntnisse zwischen den Mitgliedern Verstöße, Verdrüßlichkeiten, Feindschaften, Beneidungen oder andere Leidenschaften ansetzen können, welche das einte oder das andre Mitglied von den gewöhnlichen Zusammenkünften und Musikproductionen abhalten könnten, so werden die Mitglieder ermahnt, sogleich jeden kleinen Zwist untereinander brüderlich zu ersticken und ihn im Falle der Nichtbesserung dem Director anzuzeigen, der dann mit Zuzug der andern Mitglieder den wider eige musikalische Tugend sich Verfehlenden, oder ohne gründliche Ursache von Musik Collegium oder Musikkirchenchöre ausbleibenden das erstmal 24 kr. (Kreuzer) strafen, und so in doppelter Ration fortfahren wird. -

10. Sollte, was ich jedoch nicht vermüthe, ein Mitglied nur mit seiner Schuld innerhalb drey Jahren sich vom Collegium trennen, und also alle Mühe des Lehrers, und alle gemachten Unkosten fruchtlos machen, also nicht nur das Collegium der Schande seiner Mitbürger, sondern wohl auch dadurch einen Schaden von mehreren Karolinen verursachen, so wird er nicht nur sein ihm geliehenes Musikinstrument zurückgeben, sondern auch sein mir und dem andern Lehrer schuldiges Lehrgeld nebst dem Instrumente bezahlen müssen. -

11. Bei der Theatereinnahmsrechnung sitzt ein Deputirter von den Acteurs, oder zwei, oder drey, soviel deren wollen, hören die Abrechnung an, und unterschreiben ihre

Namen, um mich für beständig dem Schein des Eigennutzes oder Parteylichkeit zu entziehen. -

12. Da nun dieses gegenwärtige Bündnis öftere Besuche bei mir, ja oft täglichen Umgang mit euerm Pfarrer erfordert, so sehet ihr von selbst ein, lieben Freunde! daß nebst den musikalischen Tugenden auch die moralischen sich einfinden müssen, daß jedes der Mitglieder ein tadelloses, ein rechtschaffenes, ein dem Stande und der Pflicht ganz gemäßes Leben führt, damit ihr euch meines vertrauten Umgangs mit euch, den ich nicht jedem schenke, würdiget, und daß meine Pfarrkinder nie sagen können: unser Pfarrer hat mit schlechten Leuten Umgang. Das versteht sich von selbst, daß sittliche Untugenden noch mehr, als musikalischen dem 10. Bedingnisse und Gesetze unterworfen sind. -

Dies sind nun, geliebte Freunde! die Vortheile und die Mittel zu Wegraumung aller Hindernisse, wodurch ihr zu euerm Ziele gelangen, und ohne Kreuzer eine Art von Glückseligkeit erlangen könnt, welche reinere Freude giebt, als alle bisher genossene. Eine schöne Musik ergötzt auch die traurigste, niedergeschlagenste Seele, und giebt ihr neues Leben und Muth.

Aber um eine schöne, wahrhaft schöne, keine gewöhnliche übeltonende, keine gemeine Spielmannsartige Musik zu erlangen, und auf immer zu erhalten, sind alle obige Bedingnisse nöthig, ohne deren Zusage ich keine Note von der Musik zeige, weil ich vorher sehe, daß alle meine Bemühung umsonst wäre. -

Wollt ihr also alle Bedingnisse eingehen, so unterschreibet eure Namen, und um dem Contract Ansehen und Würde, alle Rechtskraft und Legalität zu verschaffen, unterschreiben sich auch die gebetenen Zeugen; eines der Mitglieder nimmt getreue Abschrift von diesem Original, um im Falle einer größeren Uebertretung und Nichtbeachtung obiger Gesetze den Weg des Rechts einschlagen zu können. -

Lautlingen im Pfarrhause den 7. May 1803
Director Ignaz Demeter, Pfarrer

Matheus Roth
Dominikus Klotz
Korneli Epler
Georg Klotz
Gabriel Osswald
Zeugen

B. E.
Christian Bals

Mitglied Anton Epler, Lehrer
Mitglied Xaver Spohn, St...
Mitglied Joseph Klotz
Fideli Epler, Mitglied
Mitglied Alexius Müller

Aus der „Musikgesellschaft Lautlingen“ ist die heute bestehende Musikkapelle „Frohsinn“ hervorgegangen, die sich in ihrer Musikpflege die Grundsätze Pfarrer Demeters und seinen Geist zu verkörpern zur Pflicht gemacht hat. 1954 konnte die Musikkapelle in Verbindung mit dem V. Kreismusikfest das 150jährige Jubiläum ihres Bestehens feiern.

Der Erzbischof

Das vielseitige erfolgreiche Wirken Pfarrer Demeters, besonders auf dem Gebiete der Erziehung und Kultur, ließ die kirchlichen und weltlichen Behörden aufhorchen, so daß es nicht ausbleiben konnte, seine Fähigkeiten und seine Begabung für Aufgaben auf größerer Ebene auszuwerten. So berief ihn 1809 die badische Regierung auf Empfehlung des Freiherrn Ignaz von Wessenberg, des letzten Verwalters der Diözese Konstanz, zum Direktor der Lehrerbildungsanstalt Rastatt. Auch die Einrichtung des Lehrerseminars in Straßburg wurde ihm übertragen, wofür ihm die französische Regierung das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion verlieh.

Unter Würdigung seiner großen Verdienste beförderte Pfarrer zum Erzbischof der Diözese Freiburg und zum Metropolit der oberrheinischen Kirchenprovinz ernannt. Doch hat er sich in diesem hohen Amte nie so recht wohl und glücklich gefühlt. Er, der die Freiheit des Geistes, des Planens und Handelns verkörperte, fühlte sich als Einsamer. Der Kampf mit seinem verweltlichten Klerus, die Überwachung und oft verletzende Bevormundung durch die staatlichen Organe und dazu schwere seelische und körperliche Leiden nagten an seinem Lebensnerv und lähmten seine Schaffenskraft.

Die menschliche Seite Demeters

In dieser Zeit fühlte er sich mehr und mehr mit seiner alten Pfarrgemeinde Lautlingen, mit der er in ständigem Briefwechsel stand, innerlich verbunden. Wie sehr sein Herz für seine Lautlinger Pfarrkinder schlug, davon gibt uns folgende rührende Episode Kunde:

Der Fidele Eustach, ein biederer Lautlinger Bürger, hatte den Einfall, seinen alten Pfarrer Demeter, der jetzt als Erzbischof in Freiburg residierte, zu besuchen. Er schnürte sein buntes Sacktuchbündel mit einem guten Vesper darin und machte sich auf Schusters Rappen auf den Weg nach Freiburg. Im Bischofspalais angekommen, meldete er seinen Besuch beim Pförtner an. Der aber musterte mißtrauisch den vermeintlichen Landstreicher und wollte ihn abweisen. Aber der Fidele blieb standhaft und verlangte vom Pförtner, dem Hohen Herrn die Meldung zu machen, der Eustachs Fidele aus Lautlingen sei da und wolle den Erzbischof besuchen. Kaum vernahm der Erzbischof die Kunde, schon sprang er freudig überrascht die Treppe herunter wie ein Junge, begrüßte sein Pfarrkind wie einen alten Freund und umarmte ihn. Seine erste Frage war: „Habt ihr in Lautlingen auch euer Theater noch?“ Und als der Fidel mit dem Kopf schüttelte und „noa“ sagte, da verdunkelte sich die erzbischöfliche Miene

und er sagte: „O ihr Simpel!“ Dann nahm er ihn mit in sein Zimmer, und in einer gemüthlichen Plauderstunde wurden alte Erinnerungen ausgetauscht.

Auch einige Briefe des Erzbischofs an seine Lautlinger Freunde geben Zeugnis von seiner Anhänglichkeit an Lautlingen. So schrieb er an Fidel Epler, einem Mitbegründer der Musikgesellschaft: „Geh auch auf das Grab meiner Mutter und bete ein Vaterunser für sie.“ Der Brief schließt mit den Worten: „Ich nähre die Hoffnung, daß ich mein liebes, unvergeßliches Lautlingen noch einmal sehe. Dein Freund Ignaz Demeter, Erzbischof und Metropolit.“

Demeters Mutter, die auf einer Reise mit der Kutsche von Lautlingen nach Hechingen am 15. Oktober 1808 durch einen tragischen Unglücksfall in den Wassern der überschwemmten Eyach ertrunken war, fand auf dem Lautlinger Friedhof ihre letzte Ruhe. Am 4. Januar 1809 stiftete Demeter als Stadtpfarrer von Rastatt zum Andenken an seine Mutter 50 fl an die Heiligenfabrik (Kirchenpflege) Lautlingen „mit dem doppelten Bedingniß, daß dafür alle Jahre am 15. Oktober als an dem schrecklichen Todestage meiner Mutter selig ein Requiem mit der Begleitung der Orgel gehalten werde und daß dieses Kapital als bloßes Geschenk keiner Steuer unterworfen werde. Lautlingen, 4. Jänner 1809.“

So fühlte der große Mann sich nur beglückt in seinem persönlichen Umgang mit dem einfachen Volke, und nur in der Arbeit für die ihm anvertrauten schlichten Menschen entfalteten sich seine schöpferischen Kräfte.

Nachdem 1842 der Tod seinem erfüllten Leben eine Grenze und seinem Lebenswerk den Schlußstein gesetzt hatte, wurde seine sterbliche Hülle in der Metropolitankirche in Freiburg feierlichst beigesetzt. Das schönste Denkmal aber errichtete er sich selbst durch sein unvergängliches Werk in den Herzen der Lautlinger Bevölkerung, der er sieben Jahre lang Seelsorger, Lehrer und Mensch war.

Alphörner von Z. Glöppi

Immer noch hört man in stillen Alpentälern die schwellenden, wehmütig-kraftigen Töne des Alphornes. Dieses größte aller Holzblasinstrumente — die Länge beträgt dreieinhalb bis vier Meter — wird nur noch von wenigen Könnern hergestellt. Meistens sind es keine gelernten Instrumentenmacher, sondern Liebhaber, schnitzende Sennen und alte Bauern, welche sich an die Herstellung wagen. Sie kann, wenn ein Horn ganz besonders gut ausfallen soll, bis zu einem Jahr dauern. Einer der ältesten Alphornschnitzer im Berner Oberland benötigte nur vier bis sechs Wochen für ein recht brauchbares Instrument. Allerdings steht er auch zwölf bis vierzehn Stunden am Tag an der Werkbank.

Je nachdem ob es ein geschwungenes oder ein gerades Alphorn werden soll, wählt man die passende Rottanne aus. Hangtannen, die aus einem Steilhange haargestellt. Meistens sind es keine gelernten Instrumentenmacher, sondern Liebhaber, schnitzende Sennen und alte Bauern, welche sich an die Herstellung wagen. Sie kann, wenn ein Horn ganz besonders gut ausfallen soll, bis zu einem Jahr dauern. Einer der ältesten Alphornschnitzer im Berner Oberland benötigte nur vier bis sechs Wochen für ein recht brauchbares Instrument. Allerdings steht er auch zwölf bis vierzehn Stunden am Tag an der Werkbank.

Bei der Bearbeitung wird die zukünftige Form zuerst kantig herausgeschnitten. Dann sägt man den Rohling der Länge nach in zwei Hälften. Mit Dübeln wieder zusammengefügt gibt ihm der Schnitzer äußerlich die runde Form und höhlt darauf bei jeder Hälfte mit Messer und Stechbeutel den

Luftkanal aus. Er muß mit Sandpapier ganz glatt gerieben werden, damit das Alphorn „auf Ton“ kommt. Beide Hälften trinkt man mit einer Mischung von Lack und Öl, welche das ganze Holz durchzieht und ebenso wichtig ist wie der Lack der Violine. Bei der Arbeit hat der Schnitzer immer aufzupassen, daß er nicht die Deckflächen der beiden Hälften verletzt. Sie müssen so dicht wie zwei Glasscheiben schließen.

Das wieder zusammengesetzte Horn erhält ein gedrehtes Mundstück aus Birnenholz und wird von oben bis unten eng mit Meerrohr oder weichen Hobelbändern aus Holz umwickelt, nochmals gelackt und dann bunt bemalt. Der Trichter oder Becher erhält eine Verstärkung aus Messingringen. Das Gewicht des langen Hornes beträgt nur zwei- bis dreitausend Gramm, das der kleineren, fanfarenähnlichen „Büchel“ tausend. Der Grundton richtet sich immer nach der Länge. F-Hörner messen 360 Zentimeter, E-Hörner 386 bis 400 Zentimeter.

Zum Blasen braucht man nur eine relativ kleine Menge Luft, die zwischen den zusammengepreßten Lippen ins Horn gestoßen wird. Man kann ihm alle Naturtöne bis zum hohen C entlocken, welche kilometerweit zu hören sind. Die Hornschnitzer blasen die Instrumente selber ein oder geben unbenutzte nur Meistern dieser Kunst. Von den ersten Schwingungen des Holzes und Lackes hängt es ab, ob das Horn wohltonend wird oder nicht. Hörner, die lange nicht geblasen werden, verkümmern und verlieren ihren Schmelz wie Perlen, welche statt auf warmer Frauenhaut auf totem Samt ruhen.

Mahlstetten mit Aggenhausen

Von Paul Seifriz

Mahlstetten ist ein freundliches, sauberes Dörflein auf dem vorderen Heuberg in ca. 550 m Höhe, unweit des Dreifaltigkeitsberges zwischen Donau-, Prim-, Lippach- und ausgetrockneten Ursental. Auf jedem der vier laufenden Brunnen des Dorfes war eine große, vergoldete Madonnenstatue; daher der Beinamen „Mariamahlstetten“. Auf der Westseite des Dorfes steht die stattliche Kirche zum hl. Konrad, von alten Kastanienbäumen beschattet. Der Name Mahlstetten deutet auf eine altgermanische Mal- oder Richtstätte.

Ungefähr 20 Minuten von dem ansehnlichen Dörflein entfernt liegt unweit des Abhanges gegen das Ursental (ursus = Bär) sehr malerisch das alte Wallfahrtskirchlein Aggenhausen. Es ist von des Dorfes Friedhof umschlossen, an dessen Mauer sich das Mesnerhäuschen anlehnt. Das der Heiligen Maria und dem hl. Silvester geweihte Kirchlein wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einfachem Zopfstil erbaut. Das freundliche Innere der Kapelle hat an der flachen Decke des Schiffes ein Freskogemälde. Es stellt die Überreichung der Ablassbulle durch Papst Klemens VI. im Jahre 1344 dar. In derselben wurde den Besuchern der „parochialis ecclesia in Ekahusen“ ein 40tägiger Ablass bewilligt. Daraus und aus andern alten Urkunden ergibt sich, daß an der Stelle dieser Kapelle einst ein uraltes Kirchlein stand, welches ehemals auch die Pfarrkirche von Mahlstetten war. Nach einer alten Sage sollte das Kirchlein ursprünglich näher dem Dorfe zu erbaut werden (Hauser Höhe) und das Bauholz schon auf dem genannten Platz gelegen haben. Als aber die Handwerksleute zur Baustelle kamen, lag alles Baumaterial auf der Höhe „Ob dem Brunnenteich“. So geschah es dreimal. Darin erblickten die Dorfbewohner einen höheren Willen und errichteten ihre erste Dorfkirche an dieser Stelle.

Wenn auch die Übersiedlung der Pfarrei von Aggenhausen nach Mahlstetten vermutlich schon im 15. Jahrhundert erfolgte, so blieb diese Kapelle aber doch, was sie schon um 1344 gewesen war, ein viel und gern besuchtes Wallfahrtskirchlein. Noch im 18. Jahrhundert wurde an allen bedeutenden Marienfesten und an etlichen anderen Festen der Pfarrgottesdienst nicht in Mahlstetten; sondern in Aggenhausen, und zwar in sehr feierlicher Weise unter Mitwirkung von mehreren fremden Geistlichen, namentlich Ordenspriestern aus der benachbarten Reichsstadt Rottweil und unter Teilnahme vieler herbeigeströmter Pilger von nah und fern gehalten. Die Mahlstetter halten dies Kirchlein noch heute in Ehren. Sie kennen es als eine gnadenreiche Zufluchtsstätte in den Zeiten der Heimsuchung und Not. Schon manche, altes, kummergebeugtes Mütterlein hat mit Mühe den weiten und beschwerlichen Weg hierher zurückgelegt und da oben vor dem Gnadenbilde „Unserer lieben Frau“ sein Herz ausgeschüttet und hat Trost und Hilfe erhalten. Auch den Bewohnern der umliegenden Ortschaften ist die Kapelle wohlbekannt. Namentlich in den Mai-Andachten an den Maisonntagen, bei denen Prediger und Sängerkorps miteinander wetteifern, der Himmelskönigin würdig Lob und Ehre zu spenden, kann der Raum die Verehrer Mariens bei weitem nicht fassen.

In den Sommermonaten wird in Aggenhausen gewöhnlich wöchentlich eine heilige Messe gelesen. Es ist alter Brauch im Dorfe, daß von jedem Haus mindestens eine Person sie besucht. Ebenso wird regelmäßig das erste Seelenamt für einen Verstorbenen in dieser Friedhofskapelle gehalten. Der jeweilige Aggenhauser Mesner, der ja draußen eine Wohnung und ein Gütle hat, hat neben seinen andern dienstlichen Obliegenheiten (Totengräber) auch die Pflicht, wäh-

rend des langen Heubergwinters mit seinen mächtigen Schneewehen und gefürchteten Nebeln jeden Abend um 20.00 Uhr das Glöcklein des Türmchens, das sogenannte „Abendglöcklein von Aggenhausen“ 10 Minuten lang zu läuten. An dieses, jedem späten Wanderer in jener Gegend willkommene Läuten knüpft sich eine äußerst liebliche Sage.

Die Sage vom Abendglöcklein von Aggenhausen

Einst in rauhen Wintertagen ging eine zarte Jungfrau über die weite Hochebene zwischen Prim- und Ursental, dem sogenannten „Heuberg“.

In der alterwürdigen Wallfahrtskirche zur heiligsten Dreifaltigkeit hoch oben und weit sichtbar auf dem Dreifaltigkeitsberg war sie den ganzen Nachmittag vor dem Bild der Himmelskönigin gekniet; hatte sie doch für ihren innigst geliebten Vater, den edlen „Ritter von Kraftstein“ (am linken Rande des unteren Ursentales nicht weit vom Gutshof Kraftstein sind heute noch bedeutende Mauerreste des uralten Bergschloßleins am Hang sichtbar), der mit dem Kaiser in die welschen Lande gezogen war, um eine glückliche Heimkehr gefleht! So hatte sie sich verspätet, und die frühe Winternacht, welche ihre undurchdringlichen Nebel über die Ebene ausbreitet, war hereingebracht. Die Schneeflocken fielen so dicht, daß das Mägdelein bald keine Spur mehr von dem wenig betretenen Pfad unterscheiden konnte. Bald hatte sie auch die Richtung verloren und irte planlos umher. Schon über drei lange, endlose, bange Stunden mochte sie so umhergeirrt sein. Ihre Hände und Füße erstarrten; ihre Kniee

drohten zusammenzusinken! Da in fieser größten Not rief sie voll Zagen und Bangen: „Erscheint denn niemand, der mir den Weg zeige und mich aus dieser großen Not errette?“ Aber keines Menschen Stimme gab ihrem Rufen Antwort. Der Wintersturm wehte fort; die Schneegestöber wurden immer dichter und gefahrvoller und der graue Nebel immer undurchdringlicher. Zitternd und bebend kniete sie jetzt auf den schneebedeckten Boden — das große Leichentuch — und flichte zum Himmel: „Ach, erbarme dich, himmlischer Vater und zeige mir die rechte Bahn, auf daß ich Rettung finde!“ Kaum hatte sie so voll Andacht und Vertrauen die Worte gesprochen, siehe da! Eines Glöckleins Ton klang silberhell an ihr Ohr und zu gleicher Zeit zeigte sich eine Kapelle vor ihren erstaunten Blicken. Da war auf einmal alle ihre Sorge verschwunden beim Anblick des ihr wohlbekannten Kirchleins von Aggenhausen. Freudig bahnte sie sich den Weg zum nahen Gotteshaus; sie trat atmend ein, nahte sich freudig dem Altar und sank voll Dank und Andacht an dessen Stufen nieder. „Gelobt seist du, guter Gott!“, so betete sie, „der du mich errettet hast aus des Sturmes Toben und in der Finsternis mir liebend deine Vaterarme reichtest; darum gelobe ich dir zur Stunde, hier ein Geläute zu stiften, dessen Klang der Pilger höre, wenn er des Nachts wandelt durch diese Gegend und böses Wetter ihn ereilt!“ Was sie in jener heiligen Stunde gelobt hat, das erfüllte sie auch. Sie stiftete in das Türmchen der Aggenhauser Kapelle ein Glöcklein, das zu später Abendstunde angezogen wird und noch jetzt den Klang über die Höhen des Heubergs sendet, um den irrenden Wanderer in der früh hereinbrechenden Winternacht den rechten Weg zu weisen. Allen Mahlstettern aber läutet es auf ihrem letzten Gang nach dem Friedhof in Aggenhausen.

Heinrich der Seefahrer weitete das Weltbild

von Ernst Jacob

Die Epoche der neuzeitlichen Kolonialreiche geht ihrem Ende entgegen. An ihrem Anfang stand die Bildung des portugiesischen Weltreiches. Als Initiator und geistiger Vater der großen portugiesischen Entdeckungsfahrten ist Heinrich der Seefahrer (1394 bis 1460) in die Geschichte eingegangen. Portugal und Brasilien gedachten seiner in zum Teil gemeinsamen Fünfhundertjahrfeiern.

Am 4. März 1960 begannen in Porto die Gedenkfeierlichkeiten Portugals zu Ehren Heinrichs des Seefahrers, des großen „Infanten“, wie er auch von seinen Landsleuten genannt wird. Er starb vor fünfhundert Jahren in Sagres, seiner Residenz. Die Feierlichkeiten zogen sich bis zum November vergangenen Jahres hin und fanden ihren Höhepunkt in der Übergabe des Infantenhauses (seines Geburtshauses) an die Stadtverwaltung von Porto in Anwesenheit der Staatschefs von Portugal und Brasilien. Damit wurde zugleich bekundet, daß es sich bei diesen Feiern, den „Comercoes Henriquinas“, auch um eine Demonstration der „Jusitanischen Gemeinschaft“ zwischen Portugal und seiner ehemaligen Kolonie Brasilien handelte. In der heute noch das Portugiesische die Staatssprache und portugiesische Kultur vorherrschend sind.

Bereits mit 25 Jahren vom König zum Gouverneur der Provinz Algarve ernannt, wählte er Sagres an der äußersten Südwestspitze von Europa zu seiner Residenz. Sie gewann bald als maritime Forschungsstätte mit ihrer Seefahrerschule Weltberühmtheit. Hier lebte Heinrich mit seinen Kosmographen, Schiffbauern, Kapitänen und Piloten und schuf in unermüdlicher Arbeit immer neue Reisepläne, die sofort in Angriff genommen wurden. Und hier entwickelte er

sich zu dem großen, bedeutenden „Organisator der portugiesischen Entdeckungsfahrten“, jener Unternehmen, die vor ihm nur auf gut Glück und ohne sorgfältige Planung unternommen worden waren.

Hier in Sagres starb Heinrich der Seefahrer am 13. November 1460 gleichsam in den Sielen einer sich nunmehr mächtig entfaltenden Länder- und Meereskunde. Dank seiner Umsicht und Genialität führten diese Entdeckungsfahrten zu Erfolgen, die Portugal es gestatteten, sich zum ersten Kolonialreich der Neuzeit zu entwickeln. Vorerst aber bestand dieses Weltreich, zu dem er den Grund gelegt hatte, nur aus dem Mutterland und etlichen Inseln (Madeira-Gruppe, Azoren, Kapverdischen und einigen kleinen Kanarischen Inseln). Selbst das Fort Arguim, das später (1685 bis 1717) brandenburgisch-preußische Kolonie war, wurde auf einer Insel erbaut. Ein Gebiet von geringer Ausdehnung ließ sich noch verhältnismäßig leicht von Portugal aus beherrschen. Dennoch trat das Problem dieser Stützpunkte („Punktkolonisation“) schon zu Heinrichs Lebzeiten in Erscheinung und es wurde immer schwieriger, je mehr sich später das portugiesische Weltreich ausdehnte. Es hätte aber — worauf Charles Verlinden mit Nachdruck hinweist — in der Folgezeit nicht so leicht gelöst werden können, wenn nicht schon Heinrich der Seefahrer die Grundlagen einer weltweiten Navigation sowie die Erschließung und Verwaltung der Kolonien geschaffen hätte, Fundamente, die zu nationaler Tradition erstarkten.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Hohenberger und ihre Zeit

Von Hans Müller

I. Die Zeit

Dieser Beitrag kann keine geschichtswissenschaftliche Studie sein. Denn die müßte ein Historiker schreiben. Der diese Zusammenfassung wagt, ist nur ein Leser und Mitarbeiter der „Heimatkundlichen Blätter“ der sich und andern Lesern einen Überblick über die darin enthaltene Hohenberg-„Literatur“ erarbeiten möchte. Es ist also lediglich eine methodische Betrachtung. Aber sie nährt die Hoffnung, daß man, von ihr ausgehend, vielleicht die einzelnen Aufsätze in den gesammelten Heimatblättern nochmals und mit noch mehr Gewinn liest.

Es handelt sich in sieben Jahrgängen um zwölf Beiträge von F. Menz, W. Wik, K. Wedler, H. Müller, J. A. Kraus, F. Scherer, W. Stettner und (in der Kreisbeschreibung) H. Jänichen. Arbeiten des Hohenbergforschers L. Schmid und des Burgenforschers A. Koch sind mitbeteiligt. Diese Autoren erwähnen, wenn man es nachzählt, insgesamt 254 Jahreszahlen. Ein Zeichen emsiger, genauer Arbeit! Aber leider kein Mittel gegen Kopfschmerzen. Gönnen wir darum dem Auge zunächst einmal einige Ruhepunkte, denn wir „normalen“ Menschen haben kein phänomenales Zahlengedächtnis.

Mittelalter (Dauer etwa 1000 Jahre)
frühes Mittelalter (etwa 500 Jahre)
spätes Mittelalter (etwa 500 Jahre)
Aufbauzeit der Reichseinheit in Deutschland

Mit der Vergangenheit ist es wie mit Ketten von Bergen, in die man hineinblickt wie in Kulissen, die dicht hintereinandergeschoben erscheinen. Erst wenn man in die Zeitlandschaft hineinwandert, wird man die Tiefe des Zeit-Raumes gewahr. Letzteres aber ist eine Voraussetzung, wenn man den „Geist der Jahrhunderte“ kennen lernen, d. h. sie nacherleben will. Man muß erst einmal ihre Länge nachfühlen können, sonst täuscht man sich über das Tempo der Entwicklung und hat es eben somit nicht erfaßt. Das schulmäßige Lernen von Jahreszahlen (der berühmten Geschichtszahlen) hilft uns nur bestimmen, welche Kulisse vor oder hinter der andern steht. Sind es zu viele Kulissen, dann sind wir mehr verwirrt als aufgeklärt. Im wirklichen Leben sagen wir nicht: „Wir haben unsere

Tochter seit 1946“, sondern: „Sie ist jetzt 14 Jahre alt.“ Bei den großen öffentlichen Ereignissen, die wir selber miterlebt haben, bevorzugen wir allerdings die Jahreszahl. Aber dann überfällt uns doch gelegentlich der Gedanke: „Ja, ist denn das wirklich schon (oder erst) 21 Jahre her?“ Ein Zeichen, daß wir schon in einem ach so kurzen Menschenleben das Zeitgefühl verlieren! Man nimmt gern als Höchstalter des Menschen 100 Jahre an. Hundert Jahre sind nicht mehr leicht, aber gerade noch zu überblicken. Das Jahrhundert gilt also mit einigem Recht als geschichtliches Zeitmaß. Allerdings ist z. B. der Begriff „19. Jahrhundert“, das zwar bis 1900 dauert, aber lauter 1800er Zahlen enthält, gar nicht anschaulich. Es sind schon viele Versuche mit Zeitstreifen (Geschichtsfriesen) gemacht worden, wobei man jedem Jahrhundert seine bestimmte Länge läßt oder wenigstens lassen sollte. Für den Textdruck ergeben sich dabei technische Schwierigkeiten.

Aber wie wäre es als Ersatz mit folgendem Überblick? (Je 100 Jahren sind drei wesentliche Tatsachen zugeteilt, damit der Drucker die gleichen Abstände einhalten muß, auf die es ankommt.)

In so einem knappen Überblick (nur mit Rücksicht auf das Thema) fehlen natürlich wichtige Dinge, wie der berühmte Streit Kaiser — Papst, die großen Städtebünde,

die Ostpolitik. Jede Überlastung ginge ja auf Kosten der Einprägsamkeit. Weltgeschichtlich ist zwar die Situation noch einfach: Außer dem christlichen Abendland ist noch kein Erdteil entdeckt oder genauer bekannt. Die Randgebiete Asiens und Afrikas haben sogar ihre antike Bedeutung verloren. Aber dennoch ist die Lage verwickelt genug. Die Besitz- und Rechtsverhältnisse sind zu einem dichten Filz geworden, in dem sich nur noch mit Mühe „Fäden“ herausfinden lassen.

Solche Fäden könnten etwa sein: Das Verhältnis der Grafen zum Kaiser sinkt von einem Treueverhältnis (Vasallen) als Lehensträger zu einem losen, undeutlichen, juristischen, ja finanzpolitischen Verhältnis herab. Von unten her steigen als neue soziale Schichten die Ritter als Berufskrieger und die „Ministerialen“, d. h. die beamteten Diener des Kaisers auf in den niederen, ja vielfach sogar in den höheren Adel. Mit zunehmender Waffentechnik bzw. wissenschaftlichem Studium sinken auch sie herab, und das städtische Bürgertum steigt auf. Das ehemals ganz allgemeine Bauerntum bleibt als eine Art Bodensatz zurück und wird von den emporgekommenen Schichten, zu denen sich der Klerus gesellt hat, unter die Füße getrampelt.

Ein zweiter Überblick nach dem Schema des ersten, der noch näher an das Thema heranführen soll, könnte bedeutsame (nicht durchweg bedeutende) Kaiser- bzw. Königsnamen zu einigen Hohenberger Grafen in Beziehung setzen.

	Deutsche Kaiser (Könige)	Hohenberger Grafen
1000	Konrad II. (Erblichkeit des kleinen Lehen) Heinrich III. (Klosterreform von Cluny) Heinrich IV. (Papst Gregor VII.)	
1100	Heinrich V. (Letzter salischer Franke) Konrad III. (Niedersachsen — Schwaben)	Burkard I. (Scherragraf)
1200	Friedrich I. Barbarossa Friedrich II. König von Sizilien Konradin (letzter Hohenstauffer)	Burkard II. / Albrecht I. Burkard III. (Klostergründer) Albrecht II. (Minnesänger)
1300	Rudolf I. von Habsburg Kaiser aus verschiedenen Häusern Karl IV. (regelt die Kaiserwahlen)	Rudolf I. / Albrecht / Burkard vier Hohenberger Grafen
1400	Hausmacht statt Kaisermacht Sigmund (kirchliche Unruhen) Kaiser aus dem Hause Österreich Friedrich III. (Willkür statt Recht)	Rudolf III. verkauft Hohenberg Rudolf IV. „zu Ebingen“ Oberhohenberg zerstört Sigmund stirbt in Ebingen

Schon ein erster Blick auf die beiden Tabellen zeigt den Rückgang der Kaiserherrschaft in der zweiten Hälfte des Mittelalters. Die Staufer sind bereits eine Spät-

blüte. Ihrem meteorhaften Aufstieg von kleinen Grafen zu Büren (Wäscheneuren) über die Herzogswürde in Schwaben zu Deutschen Königen und Römischen Kaisern folgt ein grandioses Verlöschen kurz nach Friedrich II., der zwar mit seiner ganzen Dynastie ein Spätling abendländischer Kaiserherrschaft, aber in anderer Hinsicht ein „Früh“ling war. Man denke an seine geradezu moderne Beamtenregierung oder auch an die damals ganz unerhörte Begründung einer medizinischen Universität. Frühreife Wunderkinder leben manchmal nicht lange, auch im größeren Überblick der Geschichte.

Mit dem Erlöschen der Staufer und somit überhaupt der Kaiser alten Typs verlieren nun auch die Grafen ihre Bedeutung als Pfeiler der Kaisermacht und als Gerichtsherren. Wir können den Auf- und Abstieg der Hohenberger nur auf ihrem damaligen

Späteres Mittelalter

- 1000 Große haben die Kleineren durch Lehen an sich gebunden
Burgen auf Bergen stärken den Adel
Graf sein bedeutet noch Pflichten und Rechte
- 1100 Romanische Bauwerke geben der Zeit das Gesicht
Burgherren gründen Städtchen für ihre Zwecke
Grafen sind noch Gefolgsmannen des Kaisers
- 1200 Ritterkultur erhebt sich zum Minnesang
Zerfall kaiserlicher Gewalt durch außerdeutsche Politik
Manche Grafen werden langsam zu „Landesherrn“
- 1300 Gotische Bauwerke ändern das Gesicht der Zeit
Manche Grafschaften sinken zu Privatbesitz herab
Dörfer, Städtchen und Länder werden verschachert
- 1400 Städtkultur erblüht in adelsfreien Gemeinwesen
Landesherrn schlucken Kleinere auf
Der Bauer ist völlig in die Tiefe gesunken

geschichtlichen Hintergrund begreifen. Wie andre auch, werden sie immer mehr zu bloßen Landbesitzern. Im Dschungel des „Rechts“, das besonders als Römisches Recht zu einer bloßen Verbrämung der vorher offenen Gewalt herabsinkt, büßen sie ihre Stellung und später ihr Land ein, während auf ihre Kosten andre Grafen, die einst genau so klein angefangen haben, zu Landesherren aufsteigen.

So verschlingen die Württemberger Grafen in unsrer Gegend einen Teil der Zollerngrafschaft, die Zollern vertilgen zum Teil die Veringer Grafen, und die ehemaligen Grafen von Habsburg liquidieren ihre einstigen getreuen Vasallen, nämlich die Hohenberger. Fast aller Grund und Boden ist schließlich dem Reich verloren; er geht in die Hände weltlicher und geistlicher Herren über, die sich — wie z. B. die Württemberger — mittels dieses Machtzuwachs auch immer wieder gegen den Kaiser stellen. Das alles geschieht auf dem breiten Rücken des Bauernstandes. Aus ihm heraus retten sich bäuerliche Handwerker, indem sie in die Städte fliehen. Zuerst arbeiten sie noch im Dienste der Herren, aber nach und nach auch auf eigene Rechnung. Die Städte selber sind am Anfang durchaus Gründungen der Adligen. So haben die Hohenberger gegründet: Rottenburg, Ebingen, Schömberg, Binsdorf, Altensteig-Stadt und im Namen der Staufer auch noch Rottweil, das dann Reichsstadt wurde. Die Reichsstädte wollten den Kaiser als Herrn, „um keinen Herrn zu haben“. Später werden sie zur festesten Stütze der Kaisergewalt. Sind die romanischen Kirchen noch durchweg Herrenkirchen, so darf man die gotischen durchaus als Leistungen der Städtkultur ansprechen. Wenn in romanischer Zeit die Hirsauer Schule in unserm Gebiet tonangebend war, so darf man sich vergegenwärtigen, daß der mächtige Abt Wilhelm von Hirsau wie ein kleiner Fürst regiert hat. Andererseits staunt man über die kirchenbaulichen Leistungen von Ulm oder Ebingen, die nach unsern heutigen Begriffen Kleinstädte gewesen sind. Die Poesie und Musik schreitet vom Mönchsgesang über den Minnesang der Ritterkultur weiter zu den Meistersingern in den Städten und sogar schon zum echten Volkslied, das man sich ohne dörfliche Umgebung eigentlich kaum vorstellen kann. Albrecht II. von Hohenberg verbindet noch die Kaisertreue mit dem Minnesang. Dann geht es rasch abwärts.

Es ist eine seltsame Fügung, daß gerade die Reichsstädte aus Rottweil, zwar in einem Auftrag, aber doch mit Wonne die einst so stolze Grafenburg Oberhohenberg zerstörten. Und dann ist noch etwas Bezeichnendes aus den beiden Tabellen abzulesen: Die Hohenberger nehmen zuletzt österreichische Namen an (Rudolf, Albrecht, Otto, Sigmund). Aber einen höheren Sinn haben diese Bekundungen nicht mehr. Es ist oft unter Menschen so, daß der Name betont wird, wenn der Geist schon entschunden ist.

Als Ortsadel waren auch die Hohenberger einmal die Ersten am Ort. Dann stiegen sie auf die Bergburgen hinauf und unterdrückten die Bauern. Sigmund der Letzte aber stirbt als geduldeter Bürger in einer Stadt. Es sind genau gesehen nicht die Hohenberger, es ist ihre Zeit!

„Auf den Bergen die Burgen“ waren eine Notwendigkeit in politisch unsicheren Zeitaltern. Das führte zu einer sozialen Umgestaltung des Rittertums und zu seiner Blüte. Der Aufstieg von Schörzingen auf den Hochberg hat symbolische Bedeutung. Wieder in einer heillosen Zeit begründet Burkard III. seine Klöster wie viele andre Große auch. Eine verblichene soziale Schicht gibt seine verbrauchten Impulse an das Jenseitige zurück, nachdem sie noch eine schöne Kulturfrucht hervorgebracht hatte: den Minnesang, den man als ersten

ernsthafte Versuch betrachten muß, die deutsche Sprache zu einem Mittel künstlerischer Formung zu erheben.

So zeichnet sich in feinen Konturen so etwas wie eine „kryptogame“ Geschichte der geistigen Keime späterer großer Entfaltungen und Abstiege ab. Diese Keime aber ruhen und treiben immer zuerst in Niedergangszeiten, in den „Winterhalbjahren“ des äußeren Geschehens.

Könnten doch für die Gegenwart recht viele Menschen daraus lernen!

II. Die Hohenberger

Zuerst war ganz Alamannien ein Gau, auch noch nach der Unterwerfung unter die Franken. Diese zerteilten dann das Land in größere Bezirke. Ein solcher war die alte Berchtholdsbaar. Der heutige Name Baar ist nur noch ein Rest. Innerhalb der großen, alten Baar gab es schon den Namen Scherra für die steinige Südwestalb bis nach Harthausen „uff dr Scheer“. Zwecks leichter Beherrschung zerschlugen die Franken das Alamannenland in noch kleinere Teile, die Grafschaften. Diese Entwicklung war bis zur Zeit Karls des Großen abgeschlossen. Eine solche Grafschaft war die Scherragrafschaft. Die Grafschaft Hohenberg des späteren Mittelalters ist die Scherragrafschaft des frühen Mittelalters. Wenn sich die Wortableitung Hohenberg — Hoeyberg — Heuberg halten läßt, dann ist Hohenberg dasselbe wie Scherra. Als Teil von Südwestdeutschland lag es im Brennpunkt des damaligen politischen Geschehens, d. h. die Deutschen Kaiser waren daran interessiert. Daher wurden hohe Herren zu Scherragrafen bestimmt: Verwandte der Frankenkaiser, der Schwabenherzöge, der Habsburger und der Zollern.

Aus kleinen Anfängen arbeitete sich (auch schon während der Karolingerzeit) der Ortsadel des Dorfes Schörzingen empor und baute zwischen 1000 und 1100 die Burg auf dem Oberhohenberg, eine der ältesten Höhenburgen. (Die Burg Niederhohenberg oder Rotenburg bei Rottenburg, die heutige Weilerburg, ist etwas später entstanden.) Der Weg zum Grafen ging, wenn man nicht einer alten herrschenden Familie angehörte, über den Ritterstand, der sich von den Bauern und Bürgern immer strenger unterschied. Um die gleiche Zeit haben die Württemberger als kleine Grafen im Remstal angefangen; ihr Schicksal lag noch „im Zeitschoße“:

Im Besitz der Scherragrafschaft finden wir die Hohenberger 1170. Sie brachten Besitz bei Spaichingen und an der oberen Donau mit. Die Höhe der Grafenwürde erklimmen sie als treue Gefolgsmänner des Kaisers.

Burkard I., Graf von Hohenberg und Zollern, hatte auch schon Gebietsteile bei Rottenburg (Niederhohenberg). Er, der im Gefolge Friedrich Barbarossas ritt und die Reichsfahne trug, wird als erster Hohenberger Graf erwähnt. Sein Land umfaßte die Südwestalb bis Weilen unter den Rinnen und Ratshausen, die Baar bis Trossingen und Teile des Alvorlandes bis zum Neckar. Um diese Zeit wurde das Herzogtum Schwaben von den Staufern mit dem Reichsgut vereinigt, wie überhaupt die Stauer mehr an das Reich als an ihre Hausmacht gedacht haben. Es geht noch ein großer, hochherziger Schwung durch die deutsche Geschichte. Vom Reich aus wurden die alten Grafschaftsbezirke verändert, der Aufstieg tüchtiger Vasallen zu Grafen ermöglicht. Zu deren Stärkung gab es übertragbare Königsrechte wie Zoll, Geleit, Münze, Wildbann.

Burkard II. kämpfte an der Seite Kaiser Friedrichs II. in Süditalien und gründete in dessen Auftrag Rottweil. Aber schon zeigt sich ein Bruder (Albrecht), der zu gleicher Zeit, und sogar länger als Burkard Graf von Hohenberg war. Es greift

also die Spaltung schon in die Anfänge der Grafschaft hinein.

Die Zeit des Mongolen-Einfalls im Osten und den Zusammenbruch der Staufer im Süden als Kaiser, Könige und Schwabenherzöge erlebte Burkard III. Schwere Familienzwiste in der stauferischen Verwandtschaft führten auch zu Kämpfen auf der Alb. Die Hohenberger kämpften damals für, die Württemberger gegen das Reich. Die Grafschaft Hohenberg scheint aber schon so gefestigt, daß sie nicht sofort mit in den Untergang hineingerissen wird.

Um diese Zeit waren in unserer Gegend mehr Dörfer als heute, allerdings viel kleinere. Eine beträchtliche Anzahl ist inzwischen abgegangen. Sicherlich von den Vorgängen der äußeren Politik innerlich beeindruckt, gründete Graf Burkard III. die Klöster Kirchberg bei Heiligenzimmern und Reuthin bei Wildberg und begünstigte die Klöster Bebenhausen und Beuron. Einen etwas weltlicheren Eindruck macht seine Gemahlin Mechthild von Tübingen. Sie hatte Besitzungen im Tübinger und im Nalgolder Raum mit in die Ehe gebracht. Der Oberhohenberg mit über 1000 m Meereshöhe war ihr zu rau und wohl auch das Leben in den engen Mauern einer Burg zu langweilig. Sie ließ sich die Stadt Rottenburg als Witwensitz geben, in der sich ebenfalls eine Burg befand. Ihr Sohn Albrecht ummauerte die Stadt und machte sie zu einer kleinen Residenz. Hier blühte der Minnesang. (Zweihundert Jahre später hat noch einmal eine Witwe Mechthild in Rottenburg residiert; sie stammt aber aus dem Pfalzgrafenhause Heidelberg und war erst mit einem Württemberger und nachher mit einem österreichischen Erzherzog vermählt gewesen).

Unter Albrecht II., dem Sohn der Mechthild von Tübingen, hatte Hohenberg seine größte Ausdehnung und Herrlichkeit erreicht. Man weiß nicht recht, ob der neugewählte Kaiser Rudolf I. von Habsburg überhaupt noch der Gebende und Schützende oder Nehmende und Bedürftige war, als er einmal auf dem Oberhohenberg weilte. Der Kaiser war als Schiedsrichter gekommen, denn zwischen den Grafen von Hohenberg und denen von Württemberg hatte eine Fehde stattgefunden, die „Schlacht bei Balingen“. Groß kann die habsburgische Macht nicht gewesen sein. Der Neid des andern Großen des Reichs und der Widerstand der Württemberger verhiinderten, daß Habsburger jemals Herzöge von Schwaben wurden, ja man kann von solchen schon gar nicht mehr sprechen. Auch lag der Schwerpunkt des Reiches nicht mehr in Südwestdeutschland, sondern im Südosteck bei Österreich und Böhmen. Immerhin war aber unsere Gegend noch sehr lange wichtig als Brücke zwischen Österreich und dessen Besitz im Breisgau und Elsaß, dann sogar bis Spanien und Holland. Als Folge dieser Bedeutung blieb Rottweil noch lange Zeit „Königliches Hofgericht“. Wir sehen Albrecht II. als treuen Anhänger Rudolfs und überhaupt der Habsburger, denen er schließlich sein Leben aufopfert. Kaiser Rudolf nahm Albrechts Schwester Gertrud zur Frau, was gewiß ein Machtzuwachs für den noch gar nicht so reichen Kaiser gewesen ist. Gertrud mußte nachher ihren germanischen Namen in das christliche Anna ändern. Albrecht wurde zum Dank für seine Anhänglichkeit Reichslandvogt von Niederschwaben, d. h. der Landesteile nördlich der Alb. Das mag mehr oder weniger nur noch ein Titel gewesen sein, jedenfalls nicht mit der alten schwäbischen Herzogswürde auf eine Stufe zu stellen. Im nachmaligen Schwäbischen Städtebund und noch später im Schwäbischen Kreis klingen diese Töne alter schwäbischer Herrlichkeit längst nicht mehr mit, und Württemberg hat erst recht einen ganz andern Ausgangspunkt.

Als Reichslandvogt ging Albrecht II. mit seinem Kaiser Rudolf auf die Reichstage.

Zuletzt begleitete er ihn auf seinem „Ritt zum Grabe“ von Germersheim nach Speyer. Und noch nach dem Tod des Kaisers setzt sich Graf Albrecht rückhaltlos für die Habsburger ein: Als es sich darum handelte, ob sein Namensvetter Albrecht von Österreich oder aber Adolf von Nassau Kaiser werden sollte, warb er für den Habsburger in Schwaben, in Franken, im Rheinland, im Elsaß und sogar in Rom und verlor dabei eigene Burgen. Bei dem Versuch, dem Adolf von Nassau den Weg zum Fürstentag in Frankfurt zu sperren verlor er bei Oberndorf im Kampf gegen die Bayern sein Leben. Seine Nachkommen aber verloren die Reichsvogtei, die der endlich siegreiche Albrecht — den Wirtembergern gab! Graf Albrecht muß ein wahrer Idealist gewesen sein. Dadurch wirkt er angesichts der perfiden Gewohnheiten seiner Zeit wie ein Spätling aus der staufischen Epoche, seine Handlungen scheinen einfach nicht mehr „zeitgemäß“. Wie der Idealismus immer etwas hinter der Zeit herhinkt oder ihr voraussetzt, so auch die Kultur: Einst hatten die Staufer persönlich die edle Ritterkultur mit dem Minnesang gepflegt; nun findet dies eine Spätblüte in Hohenberg. Es gehört schon etwas dazu bis ein regierender Graf den Beinamen „der Minnesänger“ bekommt. Nebenbei hat er noch seinem Kaiser geholfen, Raubritterburgen zu brechen! Irgendwann in dieser Zeit müssen die Burgen Kallenberg bei Fridingen mit dem Dorf Obernheim, die Burg Werenwag mit Unterdisheim, ferner Nusplingen, Erlaheim, Gebiete bei Oberndorf, Dornstetten, Spaichingen, Schramberg, Waldenbuch und sogar Markgröningen erworben worden sein. Unterhalb von dem Dorf Altensteig wurde Altensteig-Stadt gegründet. Binsdorf findet man in der „Württembergischen Geschichte“ von K. Weller als verfehlte Stadtgründung bezeichnet; solche Zwergstädten hatten keine Zukunft. Wie erwähnt, hatte aber die Teilung der Grafschaft Hohenberg schon eingesetzt und machte nun Fortschritte, so daß immer klarer wird, daß wir in Albrecht II. in jeder Hinsicht einen Kulminationspunkt vor uns haben. Er selber besaß nur noch den südlichen Teil der Grafschaft bis Rottenburg. Jenseits des Neckars war aus dem Heiratsgut seiner Mutter Mechthild eine Nagold-Wildberger-Linie mit Altensteig gemacht worden. Dann ging die Trennung noch weiter, und so etwas geht natürlich immer Hand in Hand mit einer Schwächung. Hier ist wieder ein Seitenblick auf die Wirtemberger interessant. Seit dem Zusammenbruch der Staufer, die sie sofort zu beerben anfangen und fortan im Kampf gegen das Reich, steigen die Wirtemberger in die Höhe. In der gesamten Geschichte dieser Dynastie stoßen wir nur ein einziges Mal auf eine Teilung, die aber bald wieder rückgängig gemacht wird. Auch waren sie nie „tragisch“ genug gestimmt, um ihren Besitz an Klöster allzusehr zu „verschwenden“.

Die im Absteigen begriffenen Grafen von Hohenberg nehmen nun habsburgische Namen an; aber das sind, wie gesagt, nur noch Nachklänge. Eine wesentliche Hilfe erhalten die Kaiser nun von den Hohenberger Grafen nicht mehr — und verdienen sie auch nicht mehr! Denn sie sind nur noch auf ihre Hausmacht aus. Der „Minnesänger“ hatte die seinige noch für Habsburg aufs Spiel gesetzt.

Rudolf I. von Hohenberg, wie auch sein Bruder Albrecht III. und ein Burkard V. aus der Wildberger Linie sind nur noch nebeneinander regierende, oder besser schon „besitzende“ Teilgrafen ohne nennenswerte politische Bedeutung. Die Grafschaft ist von einem Faktor der Reichspolitik zu eifersüchtig gehütetem Privatbesitz herabgesunken. Zwar wird noch der Bussen und Riedlingen, der Lupfen und ferner Triberg und Hornberg im Schwarzwald erworben; aber Teilungen, Verkäufe, Verpfän-

dungen (mit und ohne Wiedereinlösung) nehmen überhand. Einmal ist sogar Winterlingen an den Ritter von Lichtenstein veräußert worden! (Winterlingen wollte daraufhin 1950 den Geierflügel der Lichtensteiner in sein Ortswappen aufnehmen, was ich gerade noch verhindern konnte.) Neben der Willkür des „Besitzenden“ flechten nun die Federfuchser innerhalb und außerhalb der Klöster ihre unentwirrbaren Knäuel. Nicht nur Landschaften, selbst ganz kleine Dörfer „gehören“ soundsovielen weltlichen und geistlichen Besitzern, die man kaum noch als Herren bezeichnen kann. Manchmal gehören ihnen sogar nur noch einzelne Rechte oder Abgaben, also nicht einmal Grund und Boden.

Ein Sohn Rudolfs I. von Hohenberg wurde als Bischof von Freising Hofkanzler Kaiser Ludwigs, war also nicht mehr Vasall, sondern nur noch Beamter. Die Reichsvogteien sind bedeutungslos geworden; das alte Reichsgut löst sich auf. Die Folgen sind Verwirrung, Ohnmacht, Abstieg. Das zeichnet sich bis in die Hütten der Ärmsten, nämlich der Bauern, verhängnisvoll ab. Das „Finstere“ des Mittelalters beginnt in vieler Hinsicht erst mit dessen Ende!

Ein Heinrich von Hohenberg verkaufte den Wenzelstein mit dem Dorf Winzeln (spätere Domäne Oberhausen hinter den Lochen?), dazu Tieringen, Hossingen und Meßstetten an Heinrich von Thierberg, dem Besitzer von Lautlingen und Margrethausen. Gleichzeitig wird unter einem Rudolf Ebingen und Haigerloch an die Grafen von Montfort-Bregenz verpfändet. Um diese Zeit existieren mindestens vier Hohenberger Grafen nebeneinander. Es ist wie ein kleines Abbild des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“. Wieder fragt man sich: „Sind es die Hohenberger oder ist es ihre Zeit?“

Auffallend ist, daß sich nachher ein Graf aus der Wildberger Linie, Otto II. „zu Ebingen“ nennt. Es mußten doch die Ober- und Niederhohenberger in unsrer Gegend irgendwie abgewirtschaftet haben. In dieser Zeit brach in Deutschland die Pest aus. Da ein Unglück selten allein kommt, gesellt sich jetzt zum Moralisch-Krankhaften noch das Physisch-Kranke. In Hohenberg kommen zu den „Schenkungen“, Verpfändungen und Verkäufen schwere familiäre Zerwürfnisse. Gleichzeitig schlägt sich Eberhard der Greiner von Wirtemberg (der alte Rauschbart) mit wechselndem Glück mit dem Schwäbischen Städtebund herum. Die Städter sind zu einem Faktor geworden, der sich nicht mehr übersehen läßt. Unter diesem Eberhard wurden Ebingen, Bitz und Winterlingen wirtembergisch.

Die Hohenberger (zunächst noch mit Ausnahme der Wildberger Linie) waren nun völlig am Ende. Rudolf III. verscharferte 1381 unter der Regierung des Kaisers Wenzel (Wenzel der Faule) den Rest seines Landes mit Rottenburg an den Herzog Leopold von Österreich um 66 000 Goldgulden. Man muß sich das aber nicht so vorstellen, daß Letzterer das Geld gleich auf den Tisch gelegt hätte, denn er hatte es „in keinsten Weise“. Überdies fiel er 5 Jahre danach in der Schlacht bei Sempach gegen die Schweizer. Aber auch die Taschen seines Nachfolgers, des habsburgischen Kaisers Maximilian, waren leer. Er verpfändete Hohenberg an die Zollern, so daß diese 120 Jahre lang die „Hauptmannschaft“ über das Land erhalten. Es ist die Zeit, während der die Ulmer ihr stolzes Münster bauen, zwar aus mancherlei Gestein zusammengestückt, aber mit dem höchsten Kirchturm der Welt und von hoher gotischer Kunst. Aber zurück zu den Habenichtsen: Der verstorbene Leopold von Österreich hatte von Eberhard von Wirtemberg sogar Geld geliehen; daraufhin bekam Wirtemberg vorübergehend die halbe Grafschaft Hohenberg. Es ist wirklich nur noch ein widerlicher Schacher, der sogar so weit getrieben

wird, daß die „Untertanen“ in Hohenberg 40 000 Gulden aufbringen müssen, um wieder österreichisch sein zu dürfen! Die eine Hälfte des Kreises Balingen setzt sich aus hohenbergischem Gebiet zusammen, während die andre Hälfte bekanntlich 1403 zum Kreis kam, als Eberhard der Milde von Wirtemberg Balingen mit der Schalksburg und 17 Dörfern von den Zollern aufkaufte. Nur Lautlingen, Margrethausen und Geislingen kamen nicht auf diese Weise zu unserem Kreis; sie waren ritterschaftlich.

Der letzte Hohenberger „Graf“ Sigmund, mußte tatenlos zusehen, wie die Rottweiler die Grafenburg Oberhohenberg 1449 zerstört haben. Sie gehörte längst nicht mehr ihm, sondern dem Ritter Jos von Hornstein, der ein Helfer Graf Ulrichs von Wirtemberg war. (Die Weilerburg Niederhohenberg stand noch 170 Jahre lang.) Genannter Ulrich hat Ebingen an Sigmund verpfändet, wohl weil es zu weit von seinen Kernlanden entfernt lag. Sigmund soll sich in Ebingen ein „statliches“ Schloß gebaut haben, das ihm von seinem „Landesherrn“ Ulrich als Alterssitz „überlassen“ wurde. Man merkt, daß sogar die Redeweise hohl und verlogen wird! Sigmund lebte (nicht regierte) noch 23 Jahre lang in Ebingen. Mit ihm war nun nach dem Ende der Grafschaft und der Hauptburg auch das Ende der hohenbergischen Familie gekommen. Neun Jahre später wurde Wirtemberg als die größte deutsche Grafschaft zum Herzogtum erhoben.

Sollte dem Leser der letzte Teil dieser Darstellung verworren vorkommen, dann ist der Zweck völlig erreicht. Sollte es gerade noch überblickbar sein, so möge man bedenken, daß nur die wichtigsten Tatsachen herausgehoben worden sind. In Wirklichkeit ist es ein vollendeter Hexenkessel. Das Gerichtswesen war einst eine der vornehmsten Aufgaben der Grafen gewesen. Es ist ganz sicher, daß dabei auch Willkür und Ungerechtigkeit war. Dann entstanden zusammen mit dem Einzug des Römischen Rechts die Hofgerichte der Landesherrn mit beamteten, gelehrten Richtern. Damit erst sank der Bauer vom Menschen zum Ding herab, und jetzt erst kamen die Hexenprozesse so richtig in Schwung.

Neunzig Jahre nach dem Hohenberger „Schlußverkauf“ schiebt sich Wirtemberg mit der Universität Tübingen nach Süden vor. Dem setzt Habsburg die Universität Freiburg entgegen. Das Bürgertum ist im raschen Vorwärtsschreiten, nachdem die Feuerwaffen dem Rittertum den Gnadenstoß gegeben haben. Die Naturalwirtschaft ist von der Geldwirtschaft abgelöst worden. Der Kaiser stützt sich wesentlich auf die Reichsstädte, die seine erheblichste und regelmäßigste Geldquelle geworden sind. Dabei tritt er manchmal geradezu als Bettler auf. Die Neuzeit hat begonnen.

In der Neuzeit wird Hohenberg als ein Teil Vorderösterreichs erst von Innsbruck aus, dann von Konstanz aus, schließlich von Freiburg aus regiert. In Rottweil hat es ein k. u. k. Oberamt gegeben. Die ehemalige Grafschaft ist mit Unterbrechungen 425 Jahre lang österreichisch gewesen.

Im Jahr 1806 wurde Hohenberg dann württembergisch (jetzt mit ü, denn der Herzog-Kurfürst-König Friedrich von Napoleons Gnaden wollte nicht mehr an das Wortspiel „Wirt im Berg“ erinnert sein!)

Es ist bis auf den heutigen Tag katholisch geblieben, weil das einst die Landesherrn so gewollt hatten, wie andererseits die alt-württembergischen Landesteile aus demselben Grunde evangelisch sind. Indessen dürften die einst hohenbergischen Unterdisheimer keine andern Schwaben sein als die ehemals zollerischen Oberdisheimer. Man muß also der Dynastengeschichte doch wohl keine übertriebene Bedeutung beimessen. Die ganze Geschichtsschreibung sollte sich mehr den „Untertanen“ und sogar dem Schicksal von Landschaften zuwenden.

In dieser Betrachtung kam es zunächst darauf an, Aufstieg, Glanz und Ende einer Grafensippe in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Das könnte ein „Zeitgerüst“ für weitere Einzelbetrachtungen bilden.

Die Heimatkundliche Vereinigung für den Kreis Balingen bringt in den Heimatkundlichen Blättern seit nunmehr sieben Jahren nicht Beiträge von Fachleuten für Fachleute. Diese gehören in die Fachzeitschriften. In einem sehr lesenswerten Aufsatz formuliert R. Kerndtner die Aufgabe der Heimatkundlichen Vereinigung so: (6. Jahrgang Nr. 7/8 S. 270/4): „... in volkstümlicher Form gediegenes Wissen über die heimatische Kultur und deren Beziehungen zu andern Ländern und Lebensformen“. Er schildert weit, wie die Mitarbeiter bisher „mit Scharfsinn und Fleiß das Material zusammengetragen haben“. Aber dabei dürfen wir nicht stehenbleiben. Und so fordert er mit Recht, „als nächsten Bereich die Erlebnisstufe anzustreben“. Denn: „Tot ist das Wissen, wenn es tieferes Erleben verhindert“. Darum ist heute unser Schulwissen so tot. Warum? Es ist zuviel Lernstoff aus zu vielerlei „Fächern“, so daß dem Lehrer gar nicht mehr gegönnt ist, zusammen mit seinen Schülern in größeren Überblicken

eine Zeit, ein Volk, eine Persönlichkeit, eine Landschaft, eine naturwissenschaftliche Tatsache, einen mathematischen Zusammenhang zu gestalten. „Besinnliche Menschen geben sich mit reinem Registrieren nicht zufrieden“ (Kerndtner). Das mag die Wonne der Gelehrten sein und sogar die Voraussetzung wissenschaftlichen Arbeitens. Aber Kinder sind noch keine Gelehrten und die meisten Erwachsenen auch nicht. Für sie darf und soll das Dramatische, das im Kultur- und Naturgeschehen liegt (das also nicht einmal hineingelegt zu werden braucht) zum Eingangstor in ihr Seelenleben werden. Brückleswissen kann natürlich nie dramatisch sein, sondern nur Überblicke. „Das reiche Beobachtungsmaterial muß gesichtet werden“ (Kerndtner). Und dann muß es zusammengefaßt und gestaltet werden. „Wer zweifelt dann noch daran, daß die Heimat eigentlich alles beinhaltet und Heimatkunde universell ist?“ Damit hat Rudolf Kerndtner, glaube ich, unsrer Arbeit die Richtung gewiesen, in welcher sie nie erlahmen kann.

In dieser Richtung möchte vorliegender Aufsatz ein Beitrag sein. Gewiß nicht der erste in unsrer Heimatbeilage und hoffentlich noch viel weniger der letzte!

Dichtergrab in Syrakus

Zum 125. Todesjahr des Grafen August von Platen — Von Karl Heinrich v. Neubronner

Als wir am späten Sonntagnachmittag des 15. Mai 1960 das Jollyhotel in Syrakus verließen, stand das Thermometer auf 30 Grad Celsius im Schatten. Zwischen den Häusern flirrte die dumpfe Luft über dem aufgeweichten Asphalt, der einem trägen schwarzen Fluß gleichenden Straße, von der ein Stück erst am Morgen geteert worden war.

Sofort stöhnten wir nach der köstlich kühlenden Air Condition in unserem komfortablen Zimmer. Aber es gab kein Zurück. Wir waren entschlossen, das Grab des Dichters Platen im Park der Villa seines Freundes, des Mäzen und Archäologen Landolina zu besuchen.

Die Hitze hatte die übrigen historisch und literarisch interessierten Reisetilnehmer davon abgehalten, sich uns anzuschließen. Mit ihnen hatten wir die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten der schönen Stadt gemeinsam besichtigt: Das große Schwimmbecken des Naturhafens, klassischer Schauplatz für Seeschlachten und Marinemanöver. Die meernahe, von Papyrusstauden eingefasste, von Enten bevölkerte und von Tauben umflatterte Arethusaquelle. Den völlig mit einem antiken Tempel verschmolzenen Dom. Das ausgezeichnete archäologische Museum mit der kraftvollen Venus Anadyomene, nach ihrem Entdecker, dem Grafen Mario Landolina, auch Venus Landolina genannt. Den Apollotempel, im Herzen der Stadt. Das römische Amphitheater mit der Naumachia in der Mitte, dem Wasserbassin, in dem Männer mit Meerungeheuern auf Leben und Tod kämpfen mußten. Das herrliche griechische Theater, in dem die Festaufführung der Orestie vorbereitet wurde. Die Latomia del Paradiso mit ihren roségrünlichen Steintönungen. Die unvergleichliche Akustik des Ohrs des Dionys.

Wir hatten manche vergebliche, selbst Verwunderung erweckende Frage nach dem Grabe August von Platens gestellt. „Platen?“ wurde bestenfalls entgegen gefragt, und hinzugefügt: „Ach richtig, von dem stammt doch das Schulbuchgedicht: „Nächtlich am Bussento lispeln bei Consensa dumpfe Lieder, aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klagt es wieder.“ Wir bestätigten: „Jawohl, Platen, 1796 in Ansbach geboren, 1835 in Syrakus gestorben. Einst Mitglied der Münchner Pagerie. Liebhaber der Antike. Freund Italiens. Sänger des Todes. Hochverdient um die formalen Kräfte unserer Muttersprache. Viel gerühmt

und viel gescholten. Unter chronischem Geldmangel leidend, obwohl ihm König Ludwig I. von Bayern eine kleine Pension aussetzte, und obwohl seine Verleger, Johann Friedrich und Georg Ehrh. v. Cotta, seine Bedeutung frühzeitig erkannten und ihn tatkräftig unterstützten.“

Gewiß ist es nicht wenig, wenn die Bussentoverse eines 1835 verstorbenen deutschen Dichters in den Schulbüchern und in der Erinnerung bleibenden Eingang gefunden haben. Dennoch wagten wir, auf noch andere Platensche Gedichte hinzuweisen. Auf Tristan:

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen
Ist dem Tode schon anheimgegeben.
Und auf die erste Gasele, die endet:
Meine Töne sind zerbrechlich
Wie das Glas, an das ich klinge.

Endlich hatte uns der gutbeschlagene Reiseleiter, ein Münchner Künstler, mit Hilfe des Hotelpartiers den richtigen Hinweis geben können. Und wir hatten uns auf dem Stadtplan davon überzeugt, daß die Villa Landolina nicht allzuweit vom Hotel entfernt lag. Dort, wo die neueren Stadtviertel an das einstige Reich der Gärten und Landhäuser grenzten, unweit auch von der alten, zerstörten Kirche San Giovanni, in welcher der Apostel Paulus gepredigt haben soll.

15 Minuten zu Fuß genügte, um in Schweiß gebadet zu sein. Wir atmeten auf, als wir die eindrucksvollen Trümmer normannisch-arabischer Architektur von San Giovanni erblickten. Wir gönnten uns keine Ruhe. Kaufte Dolces in einer Konditorei, um die ausgedörrten Gaumen anzunetzen und suchten unverdrossen weiter, bis wir an eine hohe Mauer gelangten, über die die dichten Wipfel alter Bäume wie erstarrte Wächter sahen. Wir hatten Kopfschmerzen.

Wir suchten nach einem Eingang in den Park und fanden beglückt einen Seitenweg, der von Platenstraße heißt. — Wieviele Platenstraßen mag es in Deutschland geben? — Unter einem niederen, in ein aus der Mauer herauswachsendes, schmuckloses Gebäude eingesprengten Torbogen, saß ein Alter auf einer Kiste. Er rauchte Pfeife, war halb städtisch, halb bäuerlich gekleidet, schlief oder meditierte. Eigentümlich befangen, der Landessprache nicht mächtig und zu ermattet, um ein mühseliges Palaver zu beginnen, wagten wir nicht, ihn aus seiner Ruhe zu stören und fragten nicht nach der

Lage des Grabes, annehmend, es lasse sich unschwer finden.

Wir grüßten, schritten an ihm vorbei und sahen uns einem riesigen, runden Brunnen-trog gegenüber, in dem stattliche Fische umherschlüpfen. Handgeräte und Karren waren abgestellt. Katzen beobachteten uns mißtrauisch. Von dem Hof aus führen verschiedene Türen in das Haus, das von dieser Seite seinen seigneurialen Charakter nicht verleugnet, wenn auch seine Glanzzeiten längst verstrichen sind. Allem Anschein nach wird es von mehreren einfachen Familien bewohnt.

Das große Viereck in der Mitte des Parks wird von Mispeln, Orangen- und Zitronenbäumen beansprucht, unter denen hohes Gras, Kräuter, Schlinggewächse und Gestrüpp aller Art, zu einem fast undurchdringlichen Dickicht verfilzt, wuchern. Entlang der Mauer, die der Straße zugewendet ist, strebt eine Allee von Palmen, Zypressen, Pinien, Johannesbrodbäumen, Öl-bäumen und gewaltigen Gummibäumen in den gleißenden, azurnen Himmel. Von ihnen beschattete, noch markierte Wege, sind von Geranien, Akantus und Kamillen eingefast. Auf ihnen gelangen wir nicht an unser Ziel. Lüfte und Düfte sind so schwer und süß wie in einem Treibhaus zur Mittagszeit. Wir stolpern querfeldein Unterholz und Geshlinge werden immer bedrohlicher. Schon hat meine Frau einen Strumpf opfern müssen und warnt, wohl zu Recht, vor Schlangen. Ich versuche, sie so gut es geht zu trösten. Irgendwo, an einem besonderen Punkt, muß sich das Grab doch befinden.

Endlich hören wir muntere Stimmen, gehen ihnen nach und treffen ein junges Paar unter Orangenbäumen. Der Jüngling, höflich, hilfsbereit und von flinker Auffassung, begreift, wonach wir forschen und weist uns die Richtung. Wir stoßen auf überwachsene Stufen, erklettern sie keuchend und stehen bald vor den klassizistischen Epitaphien amerikanischer Seeleute, die 1803 beim Untergang ihres Schiffes im Hafen von Syrakus den Tod und im Park des Grafen Landolina die allerletzte Gastfreundschaft gefunden haben. Hier befindet sich auch das Grabmal eines englischen Vizekonsuls. Wir suchen weiter. Jetzt werden wir belohnt. Der sizilianische Graf hat seinem deutschen Freund ein schlichtes, vornehmes Marmordenkmal an der rückwärtigen Mauer errichtet. Leider ist das große, viergeteilte Wappen der Grafen Platen-Hallermünde dem Zerfall preisgegeben. Das schöne Herzschild, die drei roten Rosen, ist unversehrt. Auch das linke obere und das rechte untere Viertel sind noch gut erhalten. Hingegen fehlen die bunten Mosaiksteinchen der beiden anderen Wappenviertel ganz oder bröckeln ab. Noch ist es an der Zeit, einzugreifen und die Zerstörung, ohne große Mittel, zu beheben. Wir beschließen, das deutsche Generalkonsulat in Palermo und den v. Platen'schen Familienverband aufmerksam zu machen.

Unweit von dieser Gedächtnisstätte befindet sich das mit blühenden Kakteen geschmückte Grab von Platen, auf einer in den verwilderten Park hineinspringenden Tuffsteinkanzel. Deutsche Freunde und Verehrer des Dichters haben hier 1869 ein Denkmal im Geschmack ihrer Zeit errichtet. Von seiner Spitze erhebt sich die Büste Platens. Das Haupt ist mit einem Lorbeerkranz gekrönt. Hohe, blühende Sträucher, wunderbare Bäume umrunden und überragen Grab und Denkmal. Ich zitiere aus dem Vers, den Platen dem Grab Alfieris in Florenz gewidmet hat, die Worte, die, mit anderem Bezug, auch für sein Grab Gültigkeit haben: Unter den Würdigen schläfst du ein Würdiger.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Zum 200. Geburtstag des Grafen Karl Friedrich Reinhard

Von Fritz Scheerer

Welch großem Interesse die sonderbare Gestalt des Balingener Dekansohns Karl Friedrich Reinhard begegnet, zeigen die zahlreichen Veröffentlichungen der letzten anderthalb Jahrzehnte. Die „Schattenbeschwörung“ von Theodor Heuß (1948) enthält eine Studie über Reinhard. Der Inselverlag veröffentlichte 1958 den Briefwechsel Goethes mit Reinhard. Diesen Briefwechsel nimmt Gerhard Ihme in der Zeitschrift für Württ. Landesgeschichte (1959) zum Anlaß, um „einige Zeugnisse dafür zusammenzustellen, welche bemerkenswerte Rolle gerade Schiller in jener Freundschaft gespielt und welche Bedeutung diese zweite schwäbische Freundschaft Goethes in der Lebensgeschichte beider Freunde und damit in der deutschen Geistesgeschichte erlangt hat.“ Alle diese Arbeiten enthalten wertvolle Beiträge zur Erhellung der Gestalt des schwäbischen Pfarrersohnes, der durch seine Teilnahme an der französischen Revolution zum Diplomaten und Minister, Grafen und Pair von Frankreich aufsteigt und im Jahre 1807 in die Goethesche Welt eintritt. Der Name Reinhard geistert fast durch ein halbes Jahrhundert europäischer Politik. Talleyrand empfiehlt ihn 1838 in seiner Gedächtnisrede den jungen Diplomaten als Vorbild. Und Thiers sagt von Reinhard in der „Geschichte der Französischen Revolution“: „Esprit remarquable, qu'il cachait sous les apparences de la bonhomie allemande“. Das „Geschenk Tübingens an Frankreich“ wird er im Nachruf der Pairkammer genannt.

Schwer faßbar ist der Lebenslauf Reinhard's in seinen schicksalhaften Verschlingungen, denn er zählt zu den Schwaben, die Hölderlin „tatenarm und gedankenvoll“ nennt. „Von welcher Seite man auch das Leben des Grafen Reinhard betrachtet mag“, schreibt Kanzler Friedrich von Müller, „immer treten zwei Eigentümlichkeiten auffallend hervor: der fortwährende Widerstreit seines angeborenen Naturells mit den Lagen und Verhältnissen, in die ihn das Schicksal versetzte, und dann der jedesmalige Obsieg seines Charakters über sein Schicksal.“

Sein Leben

Karl Friedrich Reinhard wurde vor 200 Jahren, am 2. Oktober 1761, in dem altwürttembergischen Städtchen Schorndorf geboren, dessen wackere Bürgermeisterin mit dem andern Weibervolk die Übergabe der Stadt an Melac abwehrte. Der Vater, M. Georg Christoph Reinhard, war der zweite evangelische Geistliche des Städtchens und war verheiratet mit einer Tochter des Pfarrers M. Heinrich Eberhard Hiemer aus Rosenfeld. Seine Vorfahren waren Beamte oder Geistliche. Arm waren sie alle an Gütern, aber um so reicher an Kindern. Reinhard hatte 13 Geschwister, von denen vier früh starben und die andern sich in alle Welt zerstreuten. Im Jahre 1775 wurde der Vater als Spezialsuperintendent nach Ba-

lingen versetzt. Die einfache Frömmigkeit, die im Dekanathaus gepflegt wurde, ging auf die Kinder über.

Es war selbstverständlich, daß Karl, als Ältester, mit seinen guten Gaben zum väterlichen Beruf bestimmt wurde. Nach dem Landexamen trat er als Dreizehnjähriger in die Klosterschule Denkendorf ein. Sein weiterer Weg führte ihn über Maulbronn in das Tübinger Stift, das Nik. Frischlin mit dem trojanischen Pferd verglichen hat. Bei dem dreijährigen theologischen Studium (1780—1783) verlor er den kindlichen Glauben des Vaferhauses, wie er selber in einem Bekenntnis an Goethe ausgesprochen hat: „Da nach Erkenntnis der Sünde der vorgeschriebene Bekehrungsprozeß bei mir nicht anschlagen wollte, gab ich mich auf. Die



Zweifel kamen in Menge bei freigegebener Schriffterklärung und freimütig vorgetragener Kirchengeschichte, und Voltaires Schriften, die mir in die Hände fielen, brachten den Leichtsinns dazu.“ Hinzu kamen noch die Schriften Rousseaus. Was ihm das Stift, dessen Despotismus er zu spüren bekam, gegeben habe, schreibt er später an Schiller: „Ich danke dem Stift nichts — als ein durch peinliche Entbehrung auf einen hohen Grad gespanntes Freiheitsbedürfnis. Ich weiß nicht, habe ich es der Elastizität meines Charakters oder der Schonung meines Aufsehers zu danken, daß mein Geist gerade nur bis auf den Punkt niedergedrückt wurde, wo er den Druck noch aushalten konnte, ohne zu brechen.“

Die Neigung des Stifftlers, der Rousseau gelesen und Freundschaften zu den jungen Leuten der Karlsschule hatte, ist nicht bei der Theologie. Es reizt ihn, Liebeslieder und Kriegsgesänge der Araber ins Deutsche zu übersetzen, er versteht meisterhaft lateinische Verse zu schmieden. Er ist im Begriff, Dichter zu werden („Weiber von Schorndorf“, „Lotte an Werthers Grab und Siegwart“ usw.). 1783 singt er dem Bruder, der vom Balingener Dekanathaus als Kauf-

mann in die Fremde geht, eine Abschieds- elegie, die in einem Hymnus an Rousseau ausklingt. Und trotz alledem hätten ihm seine Zeugnisse einen glänzenden Aufstieg in der kirchlichen Hierarchie gesichert. Im Herbst 1783 wird er ins Vaterhaus nach Balingen zurückgerufen, wo er seinen Vater als Vikar unterstützen soll.

Zwei und ein halbes Jahr verbrachte der „zärtlich klagende Vikar“ bei seinem Vater, dem „Spezial“ zu Balingen, am Fuße des Heubergs, des „Schwaben-Blocksbergs“, wie er von seinem Freund Stäudlin genannt wurde. Sein Beruf hat aber sein Leben nicht ausgefüllt. An Schiller schreibt er: „... wo ich in einem kleinen Kreise, den mein Beobachtungsgeist ganz erschöpfen konnte, die Menschen und mich studierte.“ In diese Zeit fallen seine Tibullübersetzungen, die Herausgabe der Episteln, Beiträge für das Schweizerische und das Schwäbische Museum, prosaische Aufsätze wie u. a. eine Wanderung zum Zollern. Das Predigen scheint ihm keine Schwierigkeiten gemacht zu haben. Steigt er sonntags von der Kanzel, so pflegt er sofort die Disposition für die nächste Predigt an die Schranktüre der Sakristei zu schreiben. Seine Nachfolger im Amt sollen noch nach vielen Jahren diese Notizen benutzt haben.

Interessant ist auch, was Reinhard 1785 über die Balingener an seinen Freund Bardili schreibt: „Es ist eine eigene Art von Menschen hier, und sie bedürfen einer eignen Art von Gottes Wort. Ich beschreibe sie Dir am kürzesten, wenn ich Dir sage, daß ein gewisser ausgearteter republikanischer Geist in ihnen gähre. Voll Anhänglichkeit an alte Sitten und Gewohnheiten, voll Vorliebe für ihre Mauern, über die sie selten hinauskamen, im ganzen wohlhabend und zu keinen schweren Arbeiten gezwungen, folglich übermütig und unabhängig, wie eine Kette untereinander verbunden und die Sache eines einzigen plötzlich zur allgemeinen machend, alle über ihre eigne Verfassung und ihre Gebrechen lästernd und wenns drauf ankommt, sie mit Blut und Leben verteidigend, trotz auf ehemalige Heldentaten, wo sie ihre Sache gegen heillose Beamte durchsetzten, oder, wie bei der allgemeinen Vermögenssteuer zu Montmartins Zeiten, wirklich fürs allgemeine Beste standhaft blieben, das sind meine Balingener. Dabei haben sie eine sehr geringe Achtung für ihre Geistliche, welches ich bisher falsch für einen Beweis aufgeklärter Denkungsart nam ... Mir gaben sie eine Besoldung von 50 fl. ...“

Fremde Länder zu sehen, ist schon im Stift der höchste Wunsch Reinhard's. Mit der Schilderung des Stifts sticht er in ein Wespennest, und jetzt ist auch der Vater damit einverstanden, den unruhigen Geist ziehen zu lassen. Der Herzog beurlaubt ihn als Hauslehrer ins Ausland. Mit Begeisterung betritt er den geweihten Boden Rousseaus am Genfer See. Er wird bei einer adeligen Familie in Vevey Hauslehrer. Durch eifriges Studieren von Sprache und Literatur wird er immer tiefer in französisches Geistesleben hineingezogen. In Bordeaux, wo er nach einem Jahr die nächste

Hauslehrerstelle antritt, rückt er der ungeheuren Bewegung, der französischen Revolution näher, der das Herz des schwäbischen Lyrikers arglos entgegenschlägt. Sein sehnlichster Wunsch ist, Paris selbst zu sehen. Er will die Idee in Frankreich selbst verteidigen, er wird zum Propagandisten der großen Umwälzung. Sein schriftstellerischer Drang wirft sich ganz auf die Begebenheiten. „Ich liebe mit immer gleichem Enthusiasmus die Revolution und ihre Folgen im Ganzen.“ „Mein hoher Glaube ist, daß der Weg des Menschengeschlechts zur Glückseligkeit Aufklärung durch Erfahrung sei.“ Die Ereignisse erscheinen ihm Wegbereiter einer neuen Völker- und Gesellschaftsordnung. 1791 schreibt er an Schiller: „Ich seh in der französischen Revolution nicht die Angelegenheit einer Nation, mit der ich niemals ganz sympathisieren werde, sondern einen Riesenschritt in den Fortgängen des menschlichen Geistes überhaupt und eine glückliche Aussicht auch der Veredlung des ganzen Schicksals der Menschheit.“

Talleyrand sagte 1838: „Er (Reinhard) kannte wohl 5 bis 6 Sprachen, deren Literatur ihm bekannt war. Er hätte sich als Dichter und Historiker, als Geograph berühmte machen können.“ So bekleidet der junge Schwabe das Amt eines Sekretärs des neu ernannten Gesandten in London. Ein Jahr danach ist er in besonderer Mission in Neapel, 1793 ist er Bürovorstand im Außenministerium. Durch Robespierres Herrschaft ist er vorübergehend gefährdet, aber er versteht es, den Mechanismus der inneren Amtsdienstleistung in Gang zu halten, und diese Leistung wird anerkannt. Die nächste Station ist Hamburg. Auf der Reise nach Toskana besucht er 1798 das Elternhaus in Balingen. 1799 ist er sogar einmal für kurze Zeit Außenminister. Gesandtschaften folgen in der Schweiz, in Hamburg. Als Resident in Jassy wird er 1806 von den Kosaken bis an den Dnjepr verschleppt, dann aber auf Befehl des Zaren Alexander wieder in Freiheit gesetzt. Kurz darauf begegnet er Goethe in Karlsbad. Auch in den folgenden Jahren steht er in diplomatischen Diensten (Kassel, Paris).

Schon in der Schweiz schreibt seine Frau Christine geb. Reimarus aus Hamburg: „Ich bin überzeugt, daß er (Bonaparte) allein Frankreich aus der Erniedrigung, in die es gesunken ist, erretten kann.“ Doch mit Talleyrand hat auch Reinhard den Umschwung auf die bourbonische Seite vollzogen. Als Gesandter Ludwig XVIII. ist er beim Deutschen Bundestag und läßt sich nach der Julirevolution 1832 von dem Orleans nach Dresden schicken.

Der inzwischen alt gewordene Verfechter der Menschenrechte zog sich nun vom politischen Leben zurück. Eine Reihe von Ehrungen wurde ihm noch zuteil (s. Heimatkundl. Blätter 1955, Nr. 8). Am 25. Dezember starb der Pair und Graf von Frankreich und wurde unter zahlreicher Beteiligung eines auserlesenen Trauergelages auf dem Montmartre beigesetzt.

Schiller, Reinhard und Goethe

Reinhard hatte nur eine einzige persönliche Begegnung mit Schiller. Im Herbst 1781 pilgerte er mit seinem Freunde Conz nach Stuttgart, um die Bekanntschaft Schillers zu machen. In einer Aufzeichnung schrieb er darüber: „Schiller faßte zu mir eine Zuneigung, die ihn nie verlassen hat.“ Im Jahr darauf zeigte Schiller einen Almanach an, in dem auch Reinhard mit elf Gedichten vertreten war, und meinte: „Reinhard's Poesien verraten die zärtlichste Empfindung und den liebenswürdigsten Charakter ihres Verfassers.“ Die „Räuber“ empfand Reinhard als „ungeheuer schön

oder ein schönes Ungeheuer“, und voll Begeisterung bekannte er: „Alle jungen Schwaben, wenn sie helle Köpfe sind, gehören zu Schillers Sekte.“

Die Fäden zwischen Reinhard und Schiller rissen nie ab, wenn sie auch nicht direkt, sondern nur indirekt über Reinhard's Bruder Christian liefen, der Schiller Manuskripte vermittelte und ihn bat, „einen oder einen anderen Weg der Bekanntmachung dieser Aufsätze, wo nicht zu eröffnen, doch zu zeigen.“ Der Brief, in dem Reinhard seine Gedanken über die weltweite Bedeutung der Französischen Revolution mitteilte und für ihr Verstehen wirbt, übte auf Schiller eine starke Überzeugungskraft aus. Dies geht aus einem Brief an Wieland hervor, in dem sich Schiller zu Reinhard's Gunsten bemühte: „Er (Reinhard) ist beschäftigt, über die französische Revolution seine Betrachtungen zu schreiben ... Ein Aufsatz dieses Inhalts, der mir von seiner Feder zu Gesichte gekommen ist, verrät sehr viel Geist und viel Bekanntschaft mit seinem Gegenstand.“ Schiller lernte in Reinhard eben einen zuverlässigen Mann schätzen.

1807 entspann sich in Karlsbad ein Freundschaftsverhältnis zwischen Goethe und Reinhard, die sich dann bis zuletzt verbunden blieben und sich achtmal trafen. Goethe faßte eine interessierte Zuneigung zu ihm. Die ganze Freundschaft gründete sich auf gegenseitige Achtung und Anerkennung, wenn sich auch Reinhard nicht mit Schiller messen konnte, an den Goethe der schwäbische Tonfall erinnerte. Reinhard nahm zwar lebendigsten Anteil an Goethes Schaffen von der „Pandora“ bis zum 2. Teil des „Faust“ und vertiefte sich pietätvoll in die Farbenlehre. Er blieb aber immer mehr der Empfangende; er fand bei Goethe den festen Grund für sein seelisches Leben. Er empfand — nach dem Scheitern seiner revolutionären Hoffnungen — das Bedürfnis, die sittlichen und religiösen Grundlagen des neuen Jahrhunderts zu prüfen. So schrieb er an Goethe nach Karlsbad: „Die Nation, unter der ich lebe, verdeckte mir die übrige Welt, und je tiefer ich fühlte, daß ich ihr nicht angehörte, um so mehr verzweifelte ich, anderswo eigenen Grund und Boden zu haben. Ich erschien mir in jedem Fall als Mensch ohne Vaterland. Was meinem Schicksal jene bizarre Wendung gab, darüber muß ich schweigen ... Sie sind in jedem Sinne mein Wohltäter geworden, und ich gehöre Ihnen ewig an.“ Theodor Heuß sagt, Reinhard verdanke Goethe, daß er „innerlich frei wurde“. Das Diplomatische wurde ihm nur noch zur technischen Pflicht. Was für ihn Goethe gewesen ist, schrieb er am 27. März 1832 zum Tode Goethes an seinen Freund Wessenberg: „Traurig ja, für mich, den Goethe seit 25 Jahren adoptiert hatte, für die, welche seine leibliche Gegenwart genossen haben, für die dieser Blick voll himmlischen Feuers, diese metallene und reine Stimme Gefühle der Freundschaft ausgedrückt haben, aber für ihn, für die Welt der Geister, worin er geherrscht hat, die er anderswo wiederfinden wird, ist es der Anfang der Apotheose; denn er war ebenso gut als er groß war; alles an ihm war Harmonie, und selbst sein Tod war in Harmonie mit seinem Leben.“

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard (150 Briefe) gehört zu den bedeutendsten, die Goethe geführt hat. Mit gewandter Feder schreibt auch Reinhard neben kleinen alltäglichen Betrachtungen eine große Fülle von klugen Beobachtungen, Ansichten und Erkenntnissen nieder. So wird er eine Randfigur der Literaturgeschichte; „ein legitimes Glied der deutschen Geistesgeschichte“.

Die wohlbegründete Freundschaft beruhte vor allem auch auf Reinhard's Cha-

rakter, denn er ist das, was Goethe mit Nachdruck „eine Natur“ nennt, ein echter, aufrichtiger, aus dem Grund gewachsener eigentümlicher Mensch. Reinhard bekommt so seinen Platz mitten zwischen Schiller und Goethe.

Ein Kollaborateur?

In einer seltsamen Zwiespältigkeit verbindet sich im Schwaben ein unbändiger Drang, fremde Völker kennenzulernen und die Fähigkeit sich fremden Verhältnissen anzupassen. Stammesbewußtsein und Weltbürgertum stehen in einem merkwürdigen Verhältnis. In der Unruhezeit von 1770 bis 1810 konnte keiner der Großen im Lande selbst eines dem Rang entsprechenden Amt bekommen (Schiller, Hegel, Schelling, Friedrich List usw.). Es ist also nicht unbedingt Abenteuerlust, was die Schwaben in die Fremde treibt; vielmehr gehört zur Eigenart des Schwaben eine starke Anhänglichkeit an die Heimat. „Es gehörte immer“, so schreibt Theodor Heuß, „zu einer bizarren Verschwendungssucht Württembergs, seine Talente, die romantischen wie die exakten, in die Fremde zu entlassen, damit sich in der Begegnung von festem Erbe und wechselvoller Umwelt ein Schicksal forme — der Fall Reinhard ist der eigentümlichste.“

Reinhard ist durchaus nicht der vielgewandte, in allen Sätteln gerechte Mann ehrgeiziger politischer Abenteurer. Er ist der Typ des sach- und sprachkundigen, vielmehr sogar schwerfälligen pedantischen Beamten, der, wie Wilhelm Humboldt bemerkte, eine „gewisse deutsche und schwäbische Breite und Steifheit“ nie ganz verlor. So wird er in seinem dienstlichen Ehrgeiz Franzose. Mache ihn nun der Ehrgeiz hungrig, charakterlos?

Da und dort ist er in manchen Kreisen als Kollaborateur verschrien. Für Ernst Moritz Arndt galt er als Apostat; denn der begeisterte Enthusiast der Menschenrechte von 1789 überlebte die Revolution, diente dem Direktorium, diente dem Konsul und Kaiser Bonaparte. Mit Talleyrand ging er nach dem Umschwung von 1814 auf die bourbonische Seite. „Aber er tat das nicht ohne langen inneren Kampf, nicht ohne Schwankungen zwischen Pflicht und Neigung“ (Lang). Er hatte schon den Entschluß gefaßt, Frankreich zu verlassen und nach dem alten Vaterland zurückzukehren, als ihn die Anerbieten der neuen Regierung zum Bleiben bestimmten. Fragwürdig wird seine Rolle erst von dem Augenblick an, als er in der französischen Diplomatie als „Spezialist“ für die deutschen Angelegenheiten zu wirken begann. In Kassel wurde er zur Überwachung Jeromes eingesetzt. Er erschien als Ratgeber derer, die das alte Reich liquidierten. Daneben aber hatte er Beziehungen zu großen führenden Deutschen. In seiner geistigen Haltung blieb er Deutscher, blieb er innerlich seiner Herkunft verbunden. Durch Weimar wurde er innerlich frei, fand er sein Vaterland. „Nicht das Wasser (Karlsbad), sondern Goethe hat mich kuriert.“ Seine Briefe an Goethe zeugen von einer Menschlichkeit, zu der sich unsere Einbildungskraft nur noch selten aufzuschwingen vermag. Sie sind für sein deutsches Sein ein bleibendes Denkmal.

Literatur:

- Lang, Wilhelm: Analekten zur Biographie des Grafen Reinhard.
- Heuß, Theodor: Schattenbeschwörung.
- Heuschele, Otto: Goethe und Reinhard.
- Briefwechsel in den Jahren 1807—1832.
- Thieme, Gerhard: Schiller, Reinhard u. Goethe.

Unvorstellbare Flugleistungen der Zugvögel

Von Hermann Blume

Fast auf der ganzen Erde beziehen die Vögel im Winter andere Quartiere. Nach den bisher vorliegenden Forschungsergebnissen ist anzunehmen, daß der Zugbetrieb der Vögel im Laufe weit zurückliegender Zeiträume entstand und heute bereits erblich ist. Für die Entstehung des Vogelzuges ist sicherlich der Wechsel der Jahreszeiten entscheidend. Hierbei spielen klimatische Erscheinungen und die wechselnde Dauer der Tageslänge eine gewisse Rolle. Aber auch andere Faktoren wie die Fortpflanzung, das Mausern etc. stehen mit dem Zugtrieb in Zusammenhang. Bei der Zugauslösung ist auch das Wetter mitbestimmend. Befindet sich nämlich der Vogel in Zugbereitschaft, wird seine Zugstimmung durch gutes Wetter gefördert. Hochinteressant ist, daß die Vögel immer die gleichen Winterquartiere aufsuchen. Sie benutzen dabei eine anscheinend vorgeschriebene Bahn und auch fast immer die gleiche Zeit. Es ist unerklärlich, woher die Vögel solche Kräfte der Orientierung und Zugleistung nehmen.

Die Forschung ist schon manchem Geheimnis auf die Spur gekommen, aber die letzten Rätsel des Vogelzuges konnten bis heute noch nicht gelöst werden. Es gibt Vogelarten (z. B. den sibirisch-alaskischen Goldregenpfeifer), die 4000 km über den Ozean zurücklegen, ohne Rastmöglichkeiten und Nahrungsaufnahme. Andere Zugvögel haben ihren ständigen Rastplatz während der Wanderung ins Winterquartier. Ein solcher Rastplatz ist beispielsweise Helgoland. Die auf dieser Insel stationierte Vogelwarte hat für die Vogelzugforschung eine ungewöhnliche Bedeutung. Wer einmal das Glück hatte, einen Vogelzug auf der Insel Helgoland zu beobachten, war auf das tiefste beeindruckt. Die hier nur kurz rastenden Zugvögel sammeln sich zunächst in kleineren Gruppen, um sich dann zu einem gigantischen Vogelzug bis zu 10 000 zusammenzuschließen. Wie ein fließender Strom in unmeßbarer Länge ziehen sie an guten Zugtagen im Bereich der Ostseeküste dem Winterquartier entgegen. Ja, von den Vogelwarten sind innerhalb von drei Stunden schon 300 000 Durchzügler geschätzt worden. Diese Durchzügler sind im allgemeinen keine deutschen Brutvögel, sondern sie kommen vorwiegend aus Skandinavien, Nordeuropa, Nordasien, vereinzelt auch aus Nordamerika und Afrika. Helgoland ist von jeher ein Sammelplatz gewaltiger Vogelmassen und auch vieler Vogelarten. Diese vom Festland durch das Meer getrennte deutsche Insel hat für die Zugvögel bei Tag und Nacht eine magnetische Anziehungskraft. Nachts sind es die Leuchttürme, die ihnen den Weg weisen. Im Kriege, als die Feuerschiffe und Leuchttürme am Küstensaum gelöscht werden mußten, war der Anflug der Zugvögel auf Helgoland etwas geringer. Die ausgesprochenen „Nachtzügler“ unter den Vögeln finden in bewundernswerter Weise ihre Flugwege auch in der Finsternis.

Die Flughöhen der Zugvögel bewegen sich im allgemeinen zwischen 200 bis 6000 Meter. Es sind aber auch schon Flughöhen festgestellt worden, die sich der natürlichen menschlichen Beobachtung entziehen. Geradezu unvorstellbar sind die Transozeanflüge mancher Zugvögel. Die amerikanische Küstenseeschwalbe hält dabei den Rekord. Sie legt teilweise unter Überquerung des Atlantischen Ozeans eine Flugstrecke von 18 000 km zurück. Der Hin- und Rückflug entspricht also nahezu den 40 000 km des Erdumfangs. Auch der Storch, der an sich ein Bummler ist und bei seiner Wanderung oft rastet, bewältigt auf seinem Flug ins Winterquartier und zurück (von Norddeutschland bis ins Kapland) die Strecke

von 20 000 km. Selten wird sich jemand, der die Freude hat, ein Störchenpaar auf seinem Dach zu beherbergen, darüber Gedanken machen, wie es möglich war, daß dieser Vogel nach rund 20 000 km zurückgelegten Fluges genau an denselben Platz seiner Geburt oder den einmal innegehabten Brutplatz zurückgefunden hat. Ähnlich ist es mit allen anderen Zugvögeln. Im einzelnen überwintern unsere Brutvögel in folgenden Ländern: das Rotkehlchen in Südfrankreich, Oberitalien und Nordafrika; der Star überwintert oft bei uns, aber auch in Frankreich, Südspanien und Nordwestafrika. Die Singdrossel fliegt zur Pyrenäenhalbinsel und nach Nordafrika, der Kiebitz nach Großbritannien und Irland, die Küstenseeschwalben ziehen die Küste Europas und Afrikas entlang über das Kap der guten Hoffnung bis in die Antarktis. Der Fischreiher überwintert in den Mittelmeerländern. Der Kuckuck ist ein Nachtzieher und überwintert im äquatorialen Afrika, der Goldregenpfeifer in Hawaii, der Turmfalke hat sein Winterquartier am Äquator. Die Nachtschwalbe überwintert in Südafrika.

Natürlich sind die Gefahren auf dem Vogelzug groß und mannigfaltig. Leider werden in den südeuropäischen Ländern häufig Vögel auf dem Zuge oder am Rastplatz abgeschossen. Es ist bekannt, daß in Italien in den Herbstmonaten viele unserer Singvögel als Leckerbissen angeboten werden. Auch in anderen Ländern liegen die „Schießer“ auf der Lauer nach der Vogelbeute, oder aber es werden dort Netze und Schlin-

gen gelegt. Weitere Gefahren bilden Leuchttürme, Starkstromleitungen, Brücken, hohe Gerüste und Kirchtürme. Durch die Feuer der Türme angezogen und geblendet, jagen Tausende von Zugvögeln in den Tod. Im Nebel rasen sie oft auch gegen Hochhäuser. 1948 prallten in einer Nacht Hunderte von Vögeln gegen das 385,8 Meter hohe Empire State Building in New York und zerschellten. Am nächsten Morgen mußten sie auf der Straße zusammengekehrt werden. Bei starken Winden stürzen oft auch Tausende vor Erschöpfung ins Meer oder sie nehmen Zuflucht auf den Ozeandampfern. Andere Faktoren wie Sandstürme, Kälte, Nahrungsmangel und Vereisung in der Luft bringen den Zugvögeln ebenfalls schwere Verletzungen bei.

Obwohl sich die Forschung schon seit geraumer Zeit mit den Zugverhältnissen beschäftigt, sind unsere Kenntnisse z. B. über den unermeßlichen Raum von Asien sehr gering. Im Gebiet des Ural haben sich die Brutvögel einen besonderen Wanderweg ausgesucht. Einige Vogelarten aus dem sibirischen Raum ziehen entlang dem Chingangebirge vorbei am Ostrand der Mongolei. Unter Umgehung des innerasiatischen Gebirgsmassivs fliegen sie nach Nordchina. Andere wandern in südwestlicher Richtung und überwintern in Indien oder Afghanistan, Persien und Arabien.

So zieht das Vogelvolk jahraus, jahrein in großartigem, den Erdball umspannenden Rhythmus über alle Kontinente — ein uralter Traum des Menschengeschlechts — vom kleinen Hin- und Herpendeln bis zu weltweiten Flügen. Und fast alle finden mit einem unerklärlichen Orientierungssinn den weiten Weg in die alte Heimat zurück.

Tramin / Von Dr. Richard Staffler

Am Fuße des Gollerberges liegt der stattliche Markt Tramin, der Hauptort des Bozener Unterlandes und seines Weinhandels. Übertagt von dem freistehenden Kirchturm prangt der Ort zwischen unabherrschbaren Weingeländen. Damit ist schon das Wort gefallen, das Tramin berühmt gemacht hat.

Tramin war wohl berühmt wegen seiner vorzüglichen Weine; Oswald von Wolkenstein schrieb in seiner Satire auf das Konzil von Konstanz den vielsagenden Vers „dick gen Tramin steht mein Gedank . . .“. Aber es war auch berühmt wegen seiner ungesunden Lage, war es doch einst vom sogenannten Traminer Moos umgeben.

Das trockengelegte Moos

Unter diesem Namen verstand man die große Ebene zwischen dem Kalterer See, zwischen Tramin, Kurtatsch, Margreid und der Etsch. Die Dünste des stehenden Sumpfwassers waren im höchsten Grade gesundheitsgefährlich. In St. Josef am See konnte man sich kaum an einen fünfzig Jahre alten Mann erinnern, auch Tramin war ungesund, so daß man die Kinder schwer aufbrachte. Burglechner sagt von Tramin: „Es ist ein sehr ungesunder Ort; die vom Adel lassen ihre Höf und Güter allein durch ihre Bau- und Bestandsleute einarbeiten.“

Verständige Männer dachten schon lange an die Aufteilung und Austrocknung des Traminer Mooses. Der Verwirklichung dieser Absicht stand aber der an sich begreifliche Interessenwiderstreit der beteiligten Gemeinden entgegen. Endlich gingen die zwei Gerichte Kaltern und Tramin allen Ernstes an die Lösung dieser Aufgabe. Sie suchten bei der Regierung um Entsendung einer Kommission zum Zweck der Aufteilung an. Dieser Kommission gelang es in den Jahren 1770 und 1771, die Moosfläche unter die drei Gerichte aufzuteilen. Als das geschehen war, schritt man an die Austrock-

nung, sie wurde in den Jahren 1774 bis 1777 durchgeführt.

Auf die Austrocknung folgte die Verteilung der Gründe auf die einzelnen Gemeindeglieder. Die Aufteilung und Trockenlegung war hauptsächlich ein Verdienst des „Physiokraten“ Josef Peter von Zallinger in Bozen.

Hier ist noch folgendes anzumerken. Wäre ein anderer Plan des Herrn von Zallinger, demzufolge der größere Abzugsgraben durch das sogenannte Deutschmetzer Moos führen und unweit des Ulzbaches (Noce) bei Deutschmetz ausmünden sollte, zur Ausführung gelangt, so wäre schon damals das Deutschmetzer Moos trocken gelegt worden. Allein das Gericht Deutschmetz (Mezzocorona) hintertrieb diesen Plan unter dem Hinweis auf die nachteilige Einwirkung des Ulzbaches.

Die Folge der Austrocknung des Traminer Mooses war zunächst, daß die einheimischen Fieber verschwanden und eine große Fruchtbarkeit in der ausgetrockneten Moosfläche Platz griff. In Tramin und Umgebung vermehrte sich die Bevölkerung.

Bei dem Austrocknungswerk gaben die Bewohner der beteiligten Gemeinden, vorab jene von Tramin, ein bewundernswertes Beispiel des Zusammenwirkens, der Geradheit und Verträglichkeit. Man muß diese herrliche, von Fruchtbarkeit strotzende Ebene im Herbst durchwandern, um zu ermessen, was der geniale Gedanke des Herrn von Zallinger für die beteiligten Gemeinden und für das ganze Land bedeutete. Wein, prachtvoller Mais, Getreide, Graswuchs, Obst, alles gedeiht in Hülle und Fülle.

Als durch die Moosaustrocknung die Gesundheitsverhältnisse von Tramin in Ordnung gebracht waren, erstarkte nämlich das ganze Wirtschaftsleben dieses Ortes, insonderheit widmeten sich die rührigen Traminer Hände dem Weinbau. Segnend grüßt

der herrliche gotische Schnitzaltar von Tramin nieder auf seine emsigen Bürger.

Geschichtlicher Rückblick

Die Gegend von Tramin erscheint urkundlich seit etwa 1200 als eine vorwiegende Grundherrschaft des Hochstiftes Trient. Der Bischof von Trient verfügte als förmlicher Landesherr über dieses Gebiet. Im Jahre 1282 wurde der Bischof genötigt, dem Tiroler Grafen Meinhard Tramin mit allem Zubehör zu übergeben. Etwa um das Jahr 1315 haben die Tiroler Landesfürsten zugleich mit Kaltern auch Tramin dem Trienter Bischof wieder zurückgestellt. Im Jahr 1386 erließ Bischof Albrecht eine Gerichtsordnung in deutscher Sprache für das Gericht. Seit 1426 blieb das Gericht als vorgeschobene Enklave inmitten des tirolerischen Territoriums im unbestrittenen Besitz des Hochstiftes bis zum Jahr 1777. Trotz der Zugehörigkeit zu Trient galt aber in Tramin die tirolische Landesordnung und nicht das Trienter Statut.

Als im Jahre 1777 zwischen dem Landesfürsten von Tirol und dem Fürstbischof von Trient wegen zahlreicher anderer Gegenstände ein Ausgleich geschlossen wurde, hat man auch eine gewisse Abrundung der Gebiete durchgeführt. Tirol trat an Trient das Gericht Castello im Fleimstal, dessen übriger Teil zu Trient gehörte, ab und erhielt dafür das Gericht Tramin, das ja ringsum von unmittelbar tirolischem Gebiete (Kurtatsch und Kaltern) umgeben war. Die feierliche Übergabe des Gerichts und Marktes Tramin und die Eidesleistung seiner Einwohner, deren Zahl damals 800 Seelen betrug, an die Kaiserin Maria Theresia als unmittelbare Landesfürstin fand am 4. Mai statt. Das bezügliche Protokoll ist in lateinischer Sprache, der Wortlaut des Huldigungseides aber in deutscher Sprache gehalten, was bezeichnend für die sprachliche Zugehörigkeit von Tramin ist.

Der Glanz einer Weinrebe

Die Rebe von Tramin ist es, die den Glanz, Ruhm und das Ansehen des Etsch-

landes kündigt, weit hinaus nach Nord und Süd.

Der Weinbauinspektor Josef Mader erwähnt in seinem 1921 erschienenen Buche „Der Weinbau und die Weinbereitung in Deutschsüdtirol“, S. 79, Nr. 2, den roten Traminer, Gewürztraminer. Diese Ausdrucksweise ist unklar und ungenau. Wenn man von der Traminer Rebe spricht, muß man zweierlei unterscheiden: die Gewürztraminerrebe und die gewöhnliche Traminerrebe, beide liefern Weißweine.

Die Gewürztraminerrebe liefert den eigentlichen wertvollen Traminer Wein. Sie ist von schwachem Wuchs und mittlerem Behang. Die Beeren sind lose an der Traube verteilt. Bei voller Reife sind sie leicht rotzimmtfärbig. Wo die Rebe der Sonne sehr ausgesetzt ist, sind die Beeren lachsfarbig, schwarz betupft. Sie beansprucht schwerste Lehmböden, sonnige luftige Lagen. Der Zuckergehalt ist sehr hoch (20 bis 26 Prozent Kl.), Roten Gewürztraminer gibt es nicht.

Die gewöhnliche Traminerrebe ist von mittlerem Wuchs und mittlerem Behang. Sie zeitigt kleine, feste Trauben. Die Beeren sind rötlich gefärbt. Ihr Wein ist im Aroma flacher als jener der Gewürztraminerrebe, der Zuckergehalt ist niedriger (18 bis 22 Prozent Kl.). Sie bevorzugt Lehmböden.

Das Erzeugnis von Gewürztraminerwein dürfte sich auf 700 bis 800 hl belaufen, es dürfte sich aber merklich erhöhen, da diese Rebe in letzter Zeit viel angepflanzt wird.

Eine Rebsorte, die man als roten Traminer bezeichnen könnte, die also roten Wein liefert, gibt es nicht. Der wunderbare Rotwein aus Tramin kommt von Reben, die in dieser Gegend den üblichen Rotsatz bilden (verschiedene Vernatscharten, Gschlafene, Lagrein usw.). Die zwei alten Traminer Rebsorten mußten im Laufe der Jahrhunderte auch anderen Reben, die in Südtirol eingebürgert wurden und sich glänzend bewährten, das Heimatrecht in Tramin einräumen. Es sind dies hauptsächlich die Vernatschtrauben.

Aus dem Isinger Zins- und Lehenslibell von 1777

Von Karl Holweger

„Da in dem hiesigen Ort um der vielen in den alten Steuerbüchern von 1679 enthaltenen — und sich eingeschlichenen Mängel willen“ eine Renovation (Erneuerung) notwendig wurde, beschloß man 1777 die Errichtung eines neuen Steuerbuchs. „Alle dahier befindlichen Zins- und Lehensgüter, die darauf haftend sowohl Zins, Gülden, Zehenden und andere Onera (Belastungen) als Beneficien (Wohlthaten, Vergünstigungen) und Gerechtigkeiten“ wurden daher genauestens untersucht. Damit dies möglichst genau und übereinstimmend mit den Lehens-eigentümern geschehen konnte, wurden alle beteiligten Beamten aufgefordert, einen vollständigen Lagerbuchauszug, etwaige Erneuerungen, Einzugsregister usw. vorzulegen.

Zur Errichtung dieses neuen Steuerbuchs und der Erneuerung wurde durch herzogliche Legitimation der Stadt- und Amtschreiber Immanuel Gottlieb Holland zu Rosenfeld, dessen „geschworener Beisitzer, Johann Heinrich Beck unter Zuziehung der vor dem Rosenfelder Oberamt“ leiblich beidigter Urkundspersonen: des Dorfvogts Daniel Härtter, der Richter Johannes Frommers, Laux Vögele, alt, Hans Martin Hön, Hans Wößner und von der Gemeinde Jacob Schmid und Hanns Martin Mästling beauftragt.

Im einleitenden Protokoll wurde folgendes beschlossen und festgelegt: 1. Die Güter werden genauestens untersucht und beschrieben, die jetzigen Inhaber namentlich benannt, Neben- und Anlieger eingetragen,

abgegangene Flurnamen unter Beibehaltung der alten eingesetzt und erneuert.

2. Das alte Ackermaß, Jauchert, und das Wiesenmaß, Mannsmahd, wurde durch das vom Herzogtum Württemberg eingeführte Morgenmaß ersetzt und durch den vereidigten Feldmesser Johannes Traub, Schulmeister zu Rosenfeld, umgerechnet und z. T. neu vermessen. Dabei wurde die Ruthe von 16 württembergischen Feldschuh, wie er am Rande aufgezeichnet wurde, zugrunde gelegt. Ein Feldschuh mißt 0,28649 cm, ein Morgen = 150 Ruten = 31,517 a, ein Viertel = 37½ Ruten, die 16 schuhige Quadratrute = 38 400 Quadratschuh oder 384 Quadratrueten. Dies wurde in beiliegendem Meßprotokoll den Fleckenakten beigefügt. Alle in den alten Lagerbüchern aufgeführten Feldstücke, die aber bei dieser Renovation wegen „allzu dunklen Bescriebs“ nicht mehr zu erkundigen waren, wurden wieder notiert. Um nun für alle Zukunft aufkommende Zweifel oder Streitigkeiten zu vermeiden, wurde dies in zusätzlichen „Defectprotokollen“ entschieden und am Schlusse vermerkt. In der Festsetzung der Zinsen und Gülden wurde auch die Bodenqualität berücksichtigt, so daß davon ganz oder ihrer gar schlechten Beschaffenheit willen um weniger in die Zinsrepartition (Zinsverteilung auf die einzelnen Pächter) zu ziehen sind.

3. Am Schluß eines jeglichen Eintrags der Güter, wird die Größe des Lehens guts, die „Zinsreicher“, ihre Grundstücke und der daraus zu zahlende Zins anteilmäßig verteilt und notiert.

4. Damit in Zukunft keine Unklarheiten zwischen dem Zins- und Lehenslibell und dem neuen Steuerbuch mehr aufkommen, werden dieselben aufeinander abgestimmt und beiderseitig eingetragen.

5. Da die zum Allmend geschlagenen Flurstücke nicht aufgezeichnet und vermarktet sind, werden dieselben nach dem neuen Morgenmaß umgerechnet. (Jicht, 1 Mmd = 6 Viertel oder ein Morgen 2 Viertel).

6. Jedes Lehen erhält nur einen Lehens-träger, der einen Lehenszettel für sich und seine „Consorten“ (Mitpächtern) erhält. Dieser Lehenszettel kann jährlich nach Bedarf von einem Aktua erneuert und abgeändert werden, „sie aber, die Träger bey sonst zu gewarten haben der Bestrafung nicht selbst ändern soll“. Der Lehens-träger erhält für seine Mühe mit dem Einziehen und Liefern, auch wegen des Einmessens, eine kleine, in der Zinsverteilung schon eingerechnete Vergütung.

Die Gült bestand aus der Fruchtgült: Veesen (Dinkel) und Haber, aus Geld, Heuzehnten (1 oder 2 rossige Karren Heu), aus Geflügel (Grashühner, meist zur Fasnacht als Fasnachtshühner oder Gänsen zu Martini (Martinsgans) und Eiern. Letzter wurden später aber in Geld umgerechnet.

Das Getreidemaß war 1 Simri = 0,443060 hl, ein Scheffel hatte 8 Simri, ein Simri 4 Vierling, ein Vierling 8 Ecklein, ein Ecklein 4 Viertel. Für ½ Vierling kam die Benennung Achtel, für 2 Ecklein Halbachtel oder Mäßlein. Da ein Teil der Gülden „in die Heilige römische freye Stadt Rothweil“ geliefert werden mußte und dort eine eigene Währung bestand, wurde alles nach württembergischen Maß und Währung umgerechnet. Ein Malter, Rothweiler Maß Dinkel entsprach = 2 Scheffel ½ Simri, ein Malter Haber = 2 Sch. 1 Vierl., ein Viertel Rothweiler Maß = 1 Simri 1 Ecklein. Eine Henne wurde mit 6 Kreuzer, 1 Fasnachtshenne mit 8 Kreuzer, 1 Gans mit 20 Kreuzer, 10 Eier mit 4 Kreuzer berechnet.

Der Lehens-träger hatte „alles wohlgenehmer Währung und sauber gereutterter Frucht als Kaufmannsgut ohne Kosten gen Rothweil auf besagter Verwaltung Kasten zu liefern und zu antworten“, „wogegen die Verwaltung oder deren jedesmaliger Verwalter denen Lehensinhaber bey Lieferung des Lehens Zinnses Essen und Trinken nach Notdurft, nebst 1 Viertel Haber auf jeden Wagen zu liefern verbunden war“.

Die Gemeinde Isingen hatte ewig ohnablässige Gülden jährlich auf Martini aus nachfolgenden Zins- und Erblehengütern gefällig (abzugeben):

- I. An das Johanniter Commenthurey in Rottweil für 9 sogenannte Johanniterlehen.
- II. An das Gotteshaus „zur weißen Sammlung Ordinis Sanctie Dominici zu Rottweil“ für das Weißsammlungslehen.
- III. An die heilige Vogtei zu Rosenfeld für 5 sogenannte heiligen Lehen.
- IV. An die herzogliche Kellerei Rosenfeld für Boden- und Hofstattzins, Zelgliche Frucht, Mai- und Martini-, auch Kernensteuer genannt.
- V. An die herzogliche geistl. Verwaltung für Heuzehnt, Hellerzins, urbar Lei- und Lösins Zins, Gülden für den Blasihof, das Widdumgut, Verwaltungs- und Storzinger Lehen.
- VI. An den Gemeinen Flecken Isingen mit dessen zu fordern habendem Hofstattzins.
- VII. Aus verschiedenen Wiesen, worauf das Heu- und Öhmdrecht erkaufte wurde.
- VIII. An die herzogliche Sct. Georgspflege in Leidringen aus dem Signer-, Berner-, Laux Zürnen-, Voglerlis- und Hauserlehen.
- IX. An die Gemeinen Fleck Bickelsberg zu zahlende Mai- und Martini- auch Kernensteuer genannt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

DIE GRANEGG

Zusammengestellt, zum Teil auch verfaßt von Peter Reiser, Egesheim

A. Das „Gestift“, die Klausen der Frauen von Michelstein

Die Beginnen

Wir wissen urkundlich, daß um 1224 ein Herr von Michelstein zwei Franziskaner, welche noch zu Lebzeiten des Ordensgründers St. Franziskus nach Deutschland kamen, aufnahm, entweder auf Michelstein oder zu Egesheim. Um 1300 herum stifteten die Frauen von Michelstein — Elsbeth und Agnes von Michelstein — in Egesheim eine Klausen, ein Klosterlein. Die Klostergebäude selbst wurden auf dem Gebiet des alten örtlichen Herrngutes, in den Hofwiesgärten unweit der Kirche errichtet. Wie uns die späteren Urkunden melden, handelt es sich bei diesem Klosterlein um eine Niederlassung des dritten Ordens des hl. Franziskus, um ein Beginnenklosterlein.

Es sei an dieser Stelle einiges über die Beginnen mitgeteilt nach einer Abhandlung von Antonie v. Tänzl: Unter Beginnen, auch Begutten, versteht man eine mittelalterliche, religiöse Genossenschaft von Jungfrauen und Witwen, die ohne Ordensgelübde, teils in Gruppen, teils in einer großen Gemeinschaft unter einer selbst gewählten Meisterin zusammen lebten. Ihre Niederlassungen, meistens von Ringmauern umgeben, nannte man Beginnenhöfe (Beginnen). Sie waren oft so groß, daß sie aus mehreren Häusern und Herbergen, einer Kirche und einem Krankenhaus, bestanden. Manchmal, wie in Gent und Brügge, bildeten die Beginnenhöfe einen eigenen Stadtteil. Man könnte die Beginnen gerade so gut als ein Kloster in der Welt bezeichnen; denn solange sie sich zur Genossenschaft bekannten, hielten sie die drei Ordensgelübde und trugen klösterliche Tracht. Es war ihnen jederzeit gestattet, wieder in die Welt zurückzukehren und zu heiraten. Den Ursprung der Beginnen dürfte man Ende des 12. Jahrhunderts in den Niederlanden suchen. Im südlichen Brabant scharten sich fromme Frauen und Jungfrauen um die selige Maria von Oignies, und schon um 1200 entstand zu Nivelles das Beginnenkonvent St. Sepulcre (Hl. Grab). Die damalige Zeit beeinflusste überhaupt das geistige Leben in fruchtbarster Weise. Der Zustrom zu den weiblichen Zisterzienser- und Prämonstratenserklöstern war so stark, daß viele Anwärterinnen abgewiesen werden mußten. Die alten Stifte, meist Gründungen fürstlicher Personen, nahmen nur Adelige auf. So blieb dem vermöglichen Bürgerstand in den Städten der Wunsch eines weltfernen Ordenslebens größtenteils versagt. Wir sehen deshalb eine große Anzahl von Frauen einer religiösen Vereinigung zustreben, aus der sich das Beginnenleben entwickelte. Das Wort Begine wurde wahrscheinlich aus dem holländischen Wort *Beguine* = Nonne abgeleitet. Andere Deutungen, so, daß Begine der hl. Begga (gest. 695), einer Schwester der hl. Gertrud von Nivelles, oder dem Lütticher Reformprediger Lambert Le Béguie (gest. 1177) nachgebildet

sel, entsprechen nicht den geschichtlichen Tatsachen.

Im allgemeinen betrachtet man die Beginnen als Mitglieder eines dritten Ordens, als Terziaren, da sie sich meist unter die Führung eines Ordensmannes stellten oder als Terziaren an ein Kloster angliederten. Letzteres geschah z. B. beim Birgittenkloster in Altomünster. Die meisten Beginnen-gesellschaften schlossen sich dem 3. Orden des hl. Franziskus (oder Dominikus), manche auch den Augustinern an.

Das Beginnenwesen verbreitete sich in den Niederlanden sehr rasch. 1228 erhielt es die Anerkennung einer selbständigen Genossenschaft. Nun entstanden auch in Frankreich und in ganz Deutschland, in der Schweiz und in Österreich eine große An-



zahl von Beginnenhäusern, in Köln z. B. 140, in Frankfurt 57. In Bayern gab es Beginnen in Nürnberg, Regensburg, Ingolstadt, Pförring und Gaimersheim.

Werfen wir einen Blick in den mittelalterlichen Beginnenkonvent, um diese Frauen in ihrer Tätigkeit näher kennen zu lernen. Auf den Gemälden alter Niederländer können wir da und dort eine Begine sehen im schwarzen Kleid mit einer weißen Haube und einem Messingkreuz auf der Brust. Sie sitzt in ihrem Kämmerlein voll Sonne und Einfachheit und klöppelt eine Spitze für den Marienaltar. Eine andere trippelt durch das bunte Blumengärtchen, das jedem Haus ein freundliches Gesicht gibt und schneidet einen Strauß ab. Dann eilt sie mit einem Körbchen voll selbst genähter Wäsche zur armen Wöchnerin, um sie mit ihren Gaben zu beglücken. Andere Beginnen standen Tag und Nacht am Krankenbett, besonders wenn bössartige Seuchen die Umwelt erschreckten. Sie erquickten Reisende in ihren Herbergen und teilten das Brot den Armen aus oder betreuten verwaahlroste Kinder mit Mutterliebe.

Über dem Dienst am Nächsten stand im Mittelpunkt ihrer schlichten Behausung:

die Kirche. Immer wieder rief sie die Glocke zur inneren Sammlung. Ganz besonders liebten sie den Heiland am Kreuz.

Die Namen, die das Volk den Beginnen beilegte — willige Arme, Gefährtinnen der guten Hilfe, Klausnerinnen — beleuchten ihre vielseitige und zurückgezogene Tätigkeit am besten. Die Beginnen erfüllten eine große Aufgabe: sie bildeten das Laienapostolat ihrer Zeit. In vorbildlicher Weise gaben sie sich frei und ungeteilt den Werken der Barmherzigkeit hin. Dabei kam ihnen ein Umstand sehr zustatten: die bürgerliche Wohlhabenheit. Wenn auch die Beginnen selbst allem Besitz entsagten, so brachten sie ihr Vermögen mit und mußten jedenfalls für ihren Lebensunterhalt selbst sorgen. Durch ihre Schenkungen und Stiftungen kam ein Kapital zustande, das ihnen in großzügiger Weise erlaubte, Kirchen und Krankenhäuser zu bauen und Wohlthaten zu spenden. Von den wenigen Beginnenhöfen, die sich erhalten haben, besitzt der in Gent heute noch 2 Kirchen, 18 Klöster und 400 Häuschen mit etwa 700 Beginnen auf dem Amandusberg. Die Reformation und die Kriege zerstörten etwa 1000 Höfe. Heute gibt es noch 15 Beginnenhöfe mit etwa 1500 Insassen in Belgien, einige in Holland und in Frankreich, die der edlen, alten Weise treu blieben. (D. Katholik. 17. 1. 1937).

B. Aus der Geschichte der „Klausen“ zu Egesheim

Der hochselige Pfarrer Rothenhäusler von Egesheim hat bei seinen ausgedehnten Forschungen und Studien auch reichhaltiges Material über das Frauenklosterlein zu Egesheim vorgefunden und aufgezeichnet. Er schreibt u. a.: Im 13. und 14. Jahrhundert wurden in Schwaben eine Menge kleiner Frauenklöster gegründet. Die letzten männlichen Sprossen mancher Adelsgeschlechter waren teils in den Kreuzzügen, teils in den zahlreichen einheimischen Fehden oder als Opfer der Pest ausgestorben, und die hinterlassenen Witwen verwendeten ihr Besitztum zu Klostergründungen. Das Frauenkloster zu Egesheim verdankt seine Gründung den Edlen (nobiles) von Michelstein. Nach den genauen Beschreibungen des Klosters und seiner Güter im Staatsarchiv stand dasselbe südlich bei der Brunnenstube an der Gottesackermauer, da, wo seine Lage jetzt noch durch Verjüngung dieser Mauer angedeutet ist. Die Grundmauern wurden im Jahr 1883 bloßgelegt. (Heute stehen Kastanienbäume an der Stelle des ehemaligen Klosterleins). Diese Hofstatt gehörte ursprünglich dem Kloster Reichenau und befand sich anno 1301 in der Nutznießung der Familie von Michelstein. In dem genannten Jahr verzichtet der Bischof Heinrich von Konstanz für das Kloster Reichenau auf alle Rechte an dieser Hofstatt zu Gunsten der Frau Elisabeth, Witwe Berchtolds von Michelstein. Im Jahre 1305 gibt Alber von Werenwag des Mühlhausers Hof „in Ortgassun“ seiner Basen Tochter Agnes von Michelstein und ihren Kindern für das von denselben gestiftete Kloster. Auf die Stifterin des Klosters bezieht sich wohl der Jahrtag laut Seelbuch auf das Fest des heiligen Franziskus für die Edle von Michelstein.

Die von Michelstein (dicta de Mich.) und alle Frauen in dem Kloster, die noch am Leben sind und die tot sind, die anwesend sind und die noch kommen werden, haben zum Heil ihrer Seelen zur Pfarrei gestiftet 7 Schilling Heller und eine Henne von einem Hause und Garten rückwärts bei dem Bach, welche zur Zeit benützt der Studherer. Der Pfarrer muß zelebrieren selbtritt (ipse met tertius) und muß gedenken aller, welche einmal im Kloster waren. Wenn der Pfarrer es versäumt, so können die Klosterfrauen zelebrieren lassen und müssen dem Mesner 2 Heller geben. Der Jahrtag ist gestiftet auf das Ordensfest St. Franziski den 4. Oktober.

Pfarrer Rothenhäusler erwähnt sodann den von Pfarrer Troxel in Egesheim im Jahre 1766 im Pfründeurbar angebrachten Vermerk: „Ein Viertel Jauchert unter Michelstein, genannt Granek“. Ich finde a. a. O. auch den Hinweis, auf den Pfarrer Rothenhäusler seine Annahme von der Zerstörung der Burg Granegg durch die Rottweiler stützt: „Nach der Zimmer'schen Chronik wurden von den Rottweilern mehrere Burgen im Beeratal zerstört, unter welche wohl auch die Burg Michelstein gehört.“ Ein absolut schlüssiger Beweis für die Zerstörung der Burg Granegg durch die Rottweiler ist also aus den vorhandenen Urkunden nicht zu erbringen. Daß bei diesem Zerstörungszug der Rottweiler auch die landwirtschaftlichen Gebäude der Burg Granegg zerstört wurden, dürfte wohl als ziemlich sicher anzunehmen sein.

Der Burgstall selbst und das Gut, um 1400 etwa in den Händen der Herren von Balgheim, begegnet uns 1427 als sogenanntes „Strohmaiersches Lehen“, ist also nicht in die Hände und den Besitz des Egesheimer Klösterleins übergegangen. Das Kloster selbst erwarb außer dem obengenannten Hofe des Mühlhausers in den ersten Jahren seines Bestehens noch weiteren Besitz. 1303 an Johannes des Täufers Tag gibt Hug von Werdenberg des Eschers Gut zu Egesheim, das von ihm Lehen war, an die Clause daselbst in Conrad Hasenbeins Hand. Geurkundet wurde zu Überlingen. Zeugen waren Eberhard von Nellenburg, Schenk Heinrich von Winterstetten, Hermann von Sulzbach, Heinrich von Hohenberg, Heinrich Gremelich, Heinrich Hasenbein, Conrad der Scherer und ander „erber Lütt“ (ehrbare Leut). (Urkunde im Hohenzoll. Archiv).

Unter den ersten Klosterfrauen werden genannt: Adelheid, Ortolfs Tochter zu Schwenningen (wohl Schwenningen auf dem Hart). Sie urkundet im Jahre 1338 nach der Pfingstwoche: „... daß ich zu Nusplingen stund vor Graf Hug von Hohenberg usw. ... ich habe aufgegeben der Klosene zu Egesheim und alles das dazugehört usw. um 7 Schilling Heller, die mir der Pfleger der Heiligen zu Egesheim darum gegeben“. Zeugen: Graf Hug von Hohenberg, der Strehler von Rottenburg, Engelhard von Rottenburg, Benz der Schrötter, Hug von Reichenbach, Burkard von Schmiechen, hainrich der kekhre, Hainrich der bergeler, Hans der Wirt, herr Dominikus Luitprieister zu Egesheim pfaff Hainrich zu Tieringen, burkard von Tierstein, Hainz der Suter, Cunrat Marquart der wanger von Reichenbach, Konrad Hagelstein und Kunrad Klugge von Egesheim. Datiert zu Nusplingen. (Hohenz. Arch.).

Im Jahre 1362 am Tage nach St. Bartelemestag geben Walter von Kunzberg (Konzenberg?) und sein Bruder Ruf zu kaufen der meisterin in dem Convent zu Egesheim zwei Malter Kernen und zwei Malter Haber und ein Scheffel bonan (d. s. Bohnen, Flurnamen: Bohnenacker!) von dem Tiersteinhof zu Egesheim, welchen buet (bauet) Benz Dornvogel (H. A.).

Im Jahre 1365 haben die Klosterfrauen einen Prozeß mit Cunz dem Müller. In dem genannten Jahr an dem guten Tag (Montag) nach St. Thomastag sitzen zu Gericht Hans

von Balgheim und mit ihm Rudolf von Wehlingen und Heinrich von Nusplingen, andererseits Markart der lutterer von Eßlingen und Wekherlin von Rottweil. Die Klosterfrauen klagen gegen Kunz den Müller wegen eines Gutes, das herrührt von benz dem schriber und Lüggart (Luitgard) seine eheliche Wirtin. Der Streit wurde entschieden zu Gunsten der Klosterfrauen. (H. A.).

1404, den 8. November, kauft die Meisterin Clara Sachsin und die Frauen in dem Kloster von Diethelm dem Tieringer seinen mit Heinrich von Werenwag geteilten Laienzehnten zu Nusplingen um 100 Pfund Heller. Diese Clara Sachsin, Klosterfrau in Egesheim, stiftet 6 Schilling Heller von ihrem Gut in Thalheim, genannt des Gersten Hof. Dafür muß der Pfarrer einen Jahrtag halten mit einem zweiten Priester und Vigil und dem Geistlichen muß er 6 Heller geben und dem Mesner zwei.

Eine weitere Erwerbung macht das Kloster anno 1412. Am nächsten guten Tag nach dem heiligen Uffahrtstag (Himmelfahrtstag) dieses Jahres verkaufen Hans, Conrad und Heinrich, die Huser von Rengwighausen (Renquishausen) an die Meisterin und die Frauen gemainiglich in der Klausen zu Egesheim ihre Wiesen zu Egesheim. Diese stoßen an Schiltegg, unserer Frauen und Sankt Jakobs Wiesen an die Gasse.

Am Donnerstag vor Sankt Magdalena 1438 stehen vor dem Hofgericht zu Rottweil Agnes von Bachenstein, Konrad Meringers Witwe und Frau Ursula Meringerin ain Closserin ze Egesheim und Frau Margaret Wülfingerin Priorin der genannten Klausen. Der Agnes von Bachenstein steht als Vogt zur Seite Konrad von Werenwag, der Ursula Meringerin Heinrich Freiburger und der Margaret Wülfingerin Jakob Freiburger. Agnes von Bachenstein und Ursula Meringerin übergeben der Klausen zu Egesheim einen Hof in Scherzingen. Dagegen muß die Klausen ihnen und der Elsbeth von Bachenstein den lebenslänglichen Unterhalt geben. Sie müssen ihnen den Tisch geben mit Essen und Trinken als den die Priorin und Schwestern der egenannten Closen denn hand getruwlich und ungevarlich (getreulich und ungefährlich). Der Urkunde im Staatsarchiv sind drei Siegel angehängt, darunter das Hofgerichtssiegel. Diese Klosterfrau stiftet einen Jahrtag zu Egesheim mit den obengenannten: Die Meringerin, Agnes von Bachenstein und Elsbeth von Bachenstein stiften eine Wiese im „Sattel“ liegt an dem Tellwang. Der Pfarrer soll dem zweiten Priester nach dem Mittagessen geben einen Schilling Heller, wenn der Pfarrer nicht zelebriert, so soll der Kirchenpfleger die Wiese an sich ziehen und von zwei Priestern zelebrieren lassen. Die oben genannte Ursel von Meringen verkauft den 15. Juli 1446 an Werner von Tieringen Vogt zu Hechingen einen Kornzehnten zu Egesheim um 60 Gulden rheinischer Währung als Lehen des noch nicht mundbaren Grafen Jos Niklaus.

Mehrere Güter erwarb das Kloster von der Familie Lowli, Bürger zu Rottweil. Hans Lowli verkauft 1448 an Sankt Georien Abend den erbaren Frowen, der Priorin und den Schwestern der Klausen zu Egesheim eine Wiese, stoßt an Widmers und Oberhansens Wiese, ein Jauchert Acker beim Mühlbrunnen, ein Jauchert auf dem Westerberg, 2½ Jauchert in Letten, 1½ Jauchert im frowinen Tal (ob Mergenthal-Ma-riental?), ein Holz im Tann, item ein Holz, genannt Wiglins Bühel, item ein Jauchert Acker. Zeugen sind Heinrich Furer Schultheiss zu Rottweil. (H. A.).

Den Nachweis, daß die Egesheimer Klosterfrauen Franziskanerinnen waren, liefert eine Urkunde von 1492 von Nusplingen: Fritag vor des Herrn Fassnacht: Kaspar Hammas gibt hier zu kaufen: „den erberen und geistl. frowen, wohnhaft in dem Kloster zu Egesheim, Franziski Ordens, eine Mannsmahd Wiesen ob des Reisers Hof-

haus, stoßt an Ulrich Bigelers Wiese an die Allmand. (H. A.).

Die letzte Urkunde aus der Zeit des Vorhandenseins des Klosters ist aus dem Jahr 1516. Die Frauen und die Meisterin lassen ihr Gotteshaus (d. i. das Kloster) von Maximilian I. in Schutz und Schirm nehmen. (Geurkundet zu Rottenburg am 11. September).

Im Jahre 1529 war das Kloster leer, denn das Beginengut zu Egesheim befindet sich in diesem Jahre in den Händen des Klosters Rohrhalden. In demselben Jahre wurde zwischen dem Kloster Beuron und dem Kloster Rohrhalden ein Vertrag geschlossen wegen des Klosters in Egesheim, „die weil die Beginen all uss derselben Clausen geloffen“ (all aus derselben Klausen geloffen). (Es sei aber daran erinnert, daß die Beginen jederzeit das Kloster verlassen konnten und in die Welt zurückkehren konnten). Der Vertrag bestimmt, wenn die Beginen wiederkommen, müsse ihnen alles ausgefolgt werden (Kopie im H. A.).

Nach Pf. Rothenhäusler unterliegt es keinem Zweifel, daß der Untergang des Klosters gerade in jener Zeit mit der Glaubensspaltung in jenen Tagen zusammenhängt. Wenn aber F. Petrus in seiner „Suevia Ecclesiastica“ meine, daß das Kloster durch die Glaubensspaltung ein gewaltsames Ende genommen habe, so irre er, wie Pf. Rothenhäusler bemerkt, weil ja Egesheim unter österreichischer Landeshoheit stand und somit eine Gewalttat unmöglich gewesen sei. Wohl aber mögen die einzelnen Klosterfrauen aus benachbarten, protestantisch gewordenen Orten gestammt haben und durch ihre Angehörigen zur Rückkehr in die Welt, die an sich ja erlaubt war, aufgefordert und veranlaßt worden sein. Ob Rothenhäusler oder Petrus recht hat, bleibe dahingestellt. (Fest steht jedenfalls, daß im Bauernkrieg sengende und brennende Bauern durchs Beeratal zogen (1525), eine Gewalttat somit in jener Zeit nicht gänzlich ausgeschlossen war. F. Petrus kann sich auf mündliche Überlieferungen oder auf Urkunden gestützt haben, welche heute nicht mehr bekannt sind).

1530 wurde am Mittwoch nach Valentini ein Inventar über das Klostergut aufgenommen. Dieses Verzeichnis enthält einmal die liegenden Güter des Klosters. (Staatsarchiv). Ferner enthält es eine Übersicht über die im Kloster aufbewahrten Urkunden mit Jahreszahl und Anfangsworten. In einer dieser Urkunden vom 15. Oktober 1385 wird als Meisterin der Klausen Adelheid von Hohenberg genannt. Im Jahre 1533 wurde ein neues Verzeichnis über das Klostergut aufgenommen. (Samstag vor Reminiscere). Vom Kloster Rohrhalden wurde ein darauf bezüglicher Revers ausgestellt. (Beide Aktenstücke sowie der Bericht des Grafen Joachim von Zollern, Hauptmann der Herrschaft Hohenberg vom 17. März 1533 sind im Staatsarchiv).

1542 wird dem Kloster Rohrhalden die Erlaubnis zum Verkauf des Beginengutes zu Egesheim erteilt. (Doch wurde bestimmt, daß die Beginen, falls sie zurückkommen, alles wieder erhalten sollen). Von obiger Erlaubnis machte das Kloster Rohrhalden bald Gebrauch. 1544 am Freitag nach St. Martin verkauft Johann Rieker, Prior und der Konvent des Gotteshauses Rohrhalden bei Rottenburg das Beginengut und Kloster zu Egesheim dem Hohenbergischen Obervogt Hans Schwaiger um 840 fl. (Gulden). Zum Klostergut gehören lt. Beschreibung: Haus, Hofraiten, Badstube, Scheuer, Brunnen und Garten, aneinander gelegen und an den Kirchhof anstoßend. Unter den Klostergütern werden u. a. genannt: Ein Hanfgarten jenseits des Baches (Flurname: Hanfgärten heute noch erhalten am Fuße des „Lettens“), 30 Jauchert Wald im Tann, Güter im Ottmanstal, im Brittel, im Weinloch. Als Nutznießer der Güter werden unter anderen genannt: Hans Grimm von Egesheim,

das Fryserlin von Königsheim, Hans Reiser, Hans Reiser jung, Hans Widmer. (Original im Staatsarchiv, Kopie H. A.). **Obervogt Hans Schwaiger verkauft das Klostergut an Thaddäus Ifflinger von Granegg zu Fridingen, Obervogt der Herrschaft Hohenberg, und zwar: Haus, Hof, Hofraithin, Scheuer, Brunnen, Garten zu Egesheim dem Dorf und dero Zwing und Bann, alles aneinander gelegen, stoßend die Behausung hinten an den Kirchhof, oben an die Äcker, so Wolf Zänger jetziger Zeit inne hat, vornen gegen die Badstuben auf Allmand und gibt der Garten herab gegen die Badstube von der Ecksaul an der Scheuer hinab bis an den Hanfgarten, wo der Reiser gewesen ist, Zehnten, der obere Teil ist zehntfrei. Als Nutznießer des Klostergutes werden genannt Caspar Widmar, Stoffel Grimm, Martin und sein Bruder Melchior Reiser, Cosmas Reiser, Polin Denkingen, Jakob Stür, Michael Hainemann, Balthas Schmid, Margaretha Koterin. Das ganze Beginengut wird verkauft um 2575 Gulden. (H. A.).** Die Dokumente des Klosters wurden laut Urkunde vom 5. Mai 1571 sämtliche dem Käufer Thaddäus Ifflinger von Granegg übergeben. (H. A.). Sein Sohn Konrad Ifflinger verkaufte das Beginengut im Jahre 1587 und ein Viertel des Laienzehnten zu Egesheim, Bubsheim und Reichenbach an Beuron um 3000 Gulden: Güter und Haus hinterlunge am Kirchhof usw. werden in der Verkaufsurkunde näher beschrieben. (H. A.). Dieser Verkauf wurde durch den Generalvikar des Bischofs Jakob von Konstanz am 24. Juli 1608 genehmigt. (H. A. Kpb. 98). Das Kloster Rohrhalden aber erhob dieserhalb Beschwerde, da der Verkauf des Egesheimer Beginengutes die Ansprüche Rohrhaldens nicht berücksichtigt habe. Zur Schlichtung des Streites wurde eine Kommission 1609 eingesetzt. 1610 trat am Mittwoch nach Reminiscere in Rottensburg die Kommission zusammen, nämlich Schenk Maximilian von Stauffenberg, Hauptmann von Konstanz und der österreichische Rat Lic. jur. Adam Keller. Es kam ein Vergleich zwischen dem Prior Rudolf von Rohrhalden und dem Propste Vitus von Beuron zustande: Beuron soll das erkaufte Beginengut behalten. Sollten sich aber wieder Beginen einfinden, so muß es ihnen alles zurückgeben. Beuron mußte ferner an Rohrhalden 1200 Gulden bezahlen. Dem Kloster Rohrhalden soll es ferner unbenommen sein, die zwei Höfe zu Königsheim und Schörzingen von den gegenwärtigen Inhabern wieder an sich zu bringen. (St. A.) Probst Vitus fand an dem neuerworbenen Kloster in Egesheim Gefallen. 1614 zog er sich, nachdem er freiwillig auf sein Amt in Beuron verzichtet hatte, in das Klostergebäude in Egesheim zurück. Er starb daselbst am 8. Februar 1622. (Als die ersten Flammenzeichen des Dreißigjährigen Krieges in unserer Gegend aufloderten). Der tote Prior wurde nach Beuron überführt und bei dem Altar des heiligen Vitus beigesetzt. (Beuron Chronik H. A.). Im folgenden Jahr brach sich der Widerhall kriegerischen Treibens in den Klosterräumen, da ein Hauptquartier im Klostergebäude aufgeschlagen wurde. Am 7. August 1623 nämlich erschien der Erzherzog Leopold von Österreich zu Egesheim. Er nahm im Klostergebäude sein Absteigquartier. Propst Johannes kam von Beuron herüber und wartete dem Erzherzog auf, wofür er zur Tafel geladen ward. Er schenkte dem Erzherzog 12 Säcke Haber, ein Faß Elsässer (Wein) und eine Menge Fische. (H. A. B. Chr.). Es folgten nun die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges. Die Klostergebäude in Beuron waren nahezu verlassen. Ein Jahr vor Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, 1647, waren nurmehr zwei Patres in Beuron vorhanden. Die Klostergebäude in Egesheim kamen in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Zerfall. Die Scheuer wurde anno 1682 an Valentin Hainemann um 120 Gulden ver-

kauft. 1705 wurden sowohl für das Kloster als die Pfarrei neue Scheuern erbaut. Wohl um diese Zeit wurden die Klostergebäude abgebrochen. Pfarrer Rothenhäusler schreibt, daß die Überlieferung wohl das Vorhandensein eines Klosters kenne, es aber irrtümlicherweise nach Anhausen versetze. (Sehr wahrscheinlich hat aber auch die Volksüberlieferung recht, wenn sie berichtet, daß zu Anhausen ein Kloster gestanden habe). Der jetzt sogenannte Propstgarten war in den Beschreibungen von 1533 der Klostergarten und blieb in Beurons Besitz bis 1740. In diesem Jahr wurde er von der Pfarrei eingetauscht gegen eine frühere Pfarrwiese bei Ensisheim.

Soweit zur Geschichte der Klausen von Egesheim, der Stiftung der Frauen von Michelstein. Wieviel Segen aus dieser Stiftung für Egesheim im Verlauf der Jahrhunderte erwuchs, weiß nur Gott allein. (Nach Pfarrer K. Rothenhäusler, Egesheim. Die Wohltäter der Pfarrkirche U. L. Frau von Egesheim, Blg. II, Frauenkloster in Egesheim).

C. Verzichtbrief des Bischofs Heinrich von Konstanz auf eine Hofstatt zu Egesheim zu Gunsten der Elsbeth von Michelstein.

Samstag nach St. Peter 1301. Original im Staatsarchiv. (Abschrift durch † H. H. Pfarrer Rothenhäusler) (mit geleg. Übertragung ins Hochdeutsche)

„Wir von Gottes Gnaden Bischof Heinrich von Costenz Pfleger des Gotteshauses zu der richen owe (Reichenau) und aller der Konvent desselben Gotteshauses künden allen denen, die diesen gegenwärtigen Brief sehent oder hörent lesen, daß wir mit gemainem (allgemeinem) Rat durch besserung unseres Gotteshauses der vorgenannten owe, aller der Rechten, so wir oder das vorgeschriebene (obengenannte) Gotteshaus hatten an der hofstatt, da diu klosen (Klausen) zu egenshain uf gebuwen ist (da die Klausen, das Klösterlein darauf gebaut ist) und an dem Gute, das der vetre (Vetter?) selige hatte und bute (baute), daz vro (Frau) elsebete (Elsabeth, d. i. Elisabeth), herrn berchtolds seligen wirtin von Michelstein izont (jetzt) hat uns enzigen haben für uns und für alle unsere nachkommen (die im Bischofsamte nachkommen) an derselben (in derselben) vro Elsebeten hant (Hand) und haben ihr gegeben vrien gewalt (freie Gewalt) mit derselben hofstatt und mit den gütern und mit dem so dazu gehört, zu schaffen und zu tuone (tun), swas sie waiz. (was sie weiß, will), daz ihr nütze oder gut sie. Und hat sie uns und unserm gotzhuse (Gotteshaus) zu einem rechten Wiederwechsel (Gegentausch) gegeben das gut zu Buningen, das heißt des semels gut, da hainrich Nenziger uff sitz. Also daz wir dasselbe gut lihen sun (sollen?) in allem dem rechte als wir die vorgeschriebene (obengenannte) hofstatt und güter unz geliehen haben, und zue einem urkund und sicherhait, daz dieser wechsel von uns an des Gotteshauses statt und och mit ihr Gunst und Willen recht und redlich geschehen sind und och stät (beständig) bleibe hinan iemer mer, so geben wir der vorgenannten vrow elsebeten diesen Brief besiegelt mit unseren Siegeln der pflegnuss (Pflegschaft) und och (auch) des Konvents des vorgenannten gotzhuses. Diesen brief ward gegeben zu der richen owe (auf der Reichenau), do (da) man zalte (zählte) von Gottes Geburt 1300 Jahr darnach in dem ersten jahr an dem Samstag nach Sankt Peters Tag.“ (Anhängend zwei Siegel).

Der erwähnte Bischof Heinrich von Konstanz war Heinrich von Klingenberg, der von 1293—1306 das Bistum Konstanz leitete. Nach J. Wetzel war er eine hochbegabte, geistig überaus regsame Natur, beegnete dem Übel der Verschuldung des Bistums durch eine wohlorganisierte Finanzwirtschaft. Er schrieb eine Abhandlung über die Engel, die aber verschollen ist. (Kirchengesch. 85). Nach dem Württ. Adels- und Wappenbuch v. Albertis dürfte die Stamm-

burg der Herren von Klingenberg im Thurgau, Mark Homburg, Bezirk Steckborn gelegen haben. Das Geschlecht erscheint von 1300—1521 im Besitze des Hohentwiel. Möglicherweise hat es den Hohentwiel als Lehen aus der Hand des ihrem Stamme angehörenden Bischofs von Konstanz erhalten. Das Wappenschild, Schwarz-Silber, kann auf nahe Verwandtschaft mit den Herren und Grafen von Zollern hinweisen. (A. a. O. 407). Klingenberg O. A. Brackenheim kommt, weil nicht in der Diözese Konstanz gelegen, wohl nicht in Frage. Bei dem in der Urkunde erwähnten Wort vetre kann es sich um die Benennung „Vetter“ handeln. Ob diese Bezeichnung aber als Beiname des Berchtolds von Michelstein anzusehen ist oder ob damit ein Verwandtschaftsverhältnis zwischen Heinrich von Klingenstein und Berchtold von Michelstein ausgedrückt werden soll, ist nicht auszumachen. Die Wappenverwandtschaft der Herren von Klingenberg mit den Grafen von Zollern weist immerhin darauf hin, daß solche Beziehungen möglich gewesen sein können. Bei dem in der Urkunde erwähnten Bünigen dürfte es sich wohl nicht um das Bünigen Gmd. Baienfurt O. A. Ravensburg, sondern um Bünigen bei Engen handeln. Ob Elsbeth von Michelstein aus dem Geschlecht der Herren von Bünigen stammt, kann nicht ermittelt werden. Immerhin ist eine Notiz bei v. Alberti bemerkenswert: Dietrich von Bünigen siegelt 1356 für seinen Bruder Heinrich, zu Grüningen gesessen, welcher ein Gut daselbst an das Kl. Heiligkreuzthal verkauft.

Die Herren von Grieningen waren aber andererseits Wappenverwandte der Herren von Michelstein. Ein Heinrich von Grieningen wird um 1307 und 1340 genannt. (Das Geschlecht ist nicht zu verwechseln mit dem Geschlecht der Grafen von Grieningen).

D. Der Name Michelstein

Der Name Michelstein geht auf das heute nicht mehr gebräuchliche Wort „Michel“, d. i. groß, zurück. Michelstein wäre dann der große, d. i. hohe Stein, eine Benennung, die durchaus zutreffend ist. Da der Sprachton auf Michel liegt, muß dem Michelstein noch ein anderer Stein entgegengesetzt sein. In der Tat findet sich am andern Ende der Halde der „Beilstein“. Ist Michelstein der hohe Stein, so ist der Beilstein der breite, lange oder niedere Stein. Dies ergibt sich aus dem sprachlichen Sinn des Wortes Michel, d. i. groß, hoch. Der Beilstein ist breiter, länger und weit niedriger als der Michelstein-Altschloßfels. Nach K. Weller weist die Bezeichnung ...stein darauf hin, daß Burgen mit der Namensendung Stein etwas später sind als Burgen, deren Namen auf -berg und -burg enden. Weller setzt solche Burgen „vom Beginn des 12. Jahrhunderts“ an (Besiedlungsgesch. 280).

Nach Rothenhäusler giltete das Lehen Michelstein jährlich 1 Malter 8 Viertel Vesen, 1 Malter 8 Viertel Haber, 4 junge Hühner und 120 Eier. Im Schrifttum findet sich die Angabe, daß ein Malter sonst 8 Viertel gleich 174,8314 Liter fasse. In der Tat sind die Säcke, die unsere Bauern heute noch verwenden, Maltersäcke, die 8 Viertel fassen.

Aus der Benennung: 1 Malter und 8 Viertel ist aber wohl ersichtlich, daß es sich hier um ein großes Malter handelt. Nach den heute noch bei manchen Landwirten vorhandenen großen Maltersäcken dürfte ein großes Malter 10 Viertel fassen. Diese Abgabe hatte offenbar der unweit der Burg Michelstein stehende „Michelehof“ zu leisten. Der Hof ist heute verschwunden, doch erinnert die Benennung „Hofstatt“ noch an diesen Hof hinter der Granegg. Die Karte 1:25 000 (Bl. Meßstetten) verzeichnet an der „Hofstatt“ den Namen „Michelstein“. (Nach meiner Kenntnis ist dies jedoch unrichtig.) Ob die Benennung „Michelehof“ auf einen früheren, von Balgheim stammenden Besit-

zei bzw. Pächter dieses Hofes zurückgeht, wie in Egesheim alte Leute meinen, sei dahingestellt. Da sich dort, wo der Fußweg von Egesheim nach dem Michelstein das Dorf verläßt, der Flurname „Micheles Äcker“ und „Micheles Häusle“ am Fuße des Michelsteines erhalten hat, ist es wahrscheinlich, daß auch die Bezeichnung „Michelehof“ mit dem Namen der Burg Michelstein zusammenhängt.

Man wird den Namen des Michelsteines kaum mit dem heiligen Michael in Zusammenhang bringen können. Allerdings ist St Michael Mit-Schutzpatron in Egesheim, dürfte dort aber eher mit der Volksburg „Oberburg“ in Beziehung stehen.

Nach Dr. K. Abele entstammt die Bezeichnung „michel“, d. i. groß, weder der schwäbischen noch der fränkischen Sprache, sondern dem „niedersächsischen Sprachschatz“. (Zur Siedlungsgeschichte des Württ. Höhegebiets am Limes. S. 72.)

Ehemaliger Zustand der Burg Granegg

Der wuchtige Burgfried hatte eine sehr starke Schildmauer. Diese Schildmauer (gegen Süden) hat eine Stärke von fast drei Metern (2,80 m). Die Mauer ist sehr stabil gebaut. Der zum Bau der Schildmauer verwendete Kalk hat eine fast zementartige Härte. Nach der Meinung eines erfahrenen Maurers dürfte der zum Bau der Mauer verwendete Kalk im abgelöschten Zustande mindestens 7 Jahre in einer Grube gelagert haben, da er sonst eine solche Härte kaum aufweisen könnte. Die in dem Burgfried eingebauten Zimmer hatten eine Größe von rd. viereinhalb auf viereinhalb Meter. Es war der bewohnbare Innenraum also 20 bis 21 qm. Der Burgfried hatte mindestens 6 Stockwerke. Somit betrug der bewohnbare Innenraum rd. 120 Quadratmeter, konnte also für zwei Familien ausreichen. Die Zimmerhöhe betrug über zweieinhalb Meter (2,60 m). Das beste Zimmer dürfte sich im dritten Stock befinden haben. Die Höhe der heute noch erkennbaren Fensteröffnungen war annähernd 90 cm. Die Decke der Zimmer wurde durch Balken gebildet, welche eine Stärke von 30 auf 30 cm hatten (rd. ein Fuß). Der Abstand der sechs eingelegten Balken betrug 50 bis 75 cm. Die Balken waren 33 cm tief in die Mauer eingelassen. Die Balken der ersten Zimmerdecke waren süd-nördlich, die der zweiten Decke ost-westlich, also quer dazu gelegt. Dem Burgfried war ein Vorraum vorgelegt, der mindestens zwei Stockwerke besaß. Hier dürften wohl die Wohnräume für die Wachmannschaft gewesen sein. Die Mauern des Burgfrieds sind auffallenderweise nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet. Die gegen Süden zu liegende Seite verläuft von Ost nach West. Dies läßt sich mit einem Kompaß sehr schön feststellen. Der Eingang zur Burg dürfte auf der Ostseite gelegen haben. Dort ist heute noch ein Torbogen vorhanden. Ebenso ist auf der Ostseite ein Ausguck in einer Größe von 30 auf 40 Zentimeter. Die Mauer des Burgfrieds hat neben diesem Tor noch eine Höhlung, in welche ein Balken zur Absperrung des Tores eingeschoben wurde, so daß das Tor nach innen nicht eingedrückt werden konnte. An der Außenmauer des Vorbaues muß aber noch ein zweites, äußeres Tor bzw. Fallgitter vorhanden gewesen sein. Der Fels trägt dort noch eine Mauer unterhalb des Weges, die die Stützmauer des Tores trug. Mit der über den etwa 5 m breiten Burggraben hinüberführenden Zugbrücke, die mit mindestens der halben Länge aufziehbar war, konnte somit bei aufgezogener Brücke eine dreifache Sicherheit der Burg erreicht werden. Würde die Zugbrücke nun beispielsweise vom zweiten Stockwerk aus niedergelassen, das Fallgitter vom zweiten Stockwerk aus aufgezo-gen, so konnten Fremde in den Vorraum eingelassen werden, ohne daß das innere Tor geöffnet werden mußte. Hinter den Eingelassenen konnte

die Zugbrücke wieder aufgezo-gen, das Fallgitter wieder niedergelassen werden, ehe die Eingelassenen die eigentliche Burg betreten hatten. Eindringen von verkleideten Feinden war auf diese Weise fast unmöglich gemacht worden, ebenso ein plötzlicher Überfall. In der Tat überliefert die Sage, daß der Untergang der Burg durch Verrat erfolgt sei, nachdem eine Dienstmagd ihren Liebhaber, der der gegnerischen Seite zugehörte, heimlich eingelassen habe. Die Breite des inneren Tores betrug etwa eineinhalb Meter. Da der Eingang auf der Ostseite hart am Rande des jäh zur Tiefe abstürzenden Felsens war, muß angenommen werden, daß die Besucher der Burg hier nur zu Fuß, nicht zu Pferd, hereinkommen konnten. Der Burg liegt jenseits des Burggrabens eine ebene Fläche von zwanzig auf fünfzig Meter gegenüber. Hier dürften die durch Umwallung und wohl auch durch Mauer gesicherten landwirtschaftlichen Gebäude gelegen haben.

E. Wappen der Herren von Michelstein

Am Chor der Egesheimer Kirche finden sich an der Außenseite Wappensteine. (Mit gutem Glase besser erkennbar.) An zweien dieser Wappensteine ist heute kein Erkennungszeichen mehr festzustellen. Die beiden mittleren Wappensteine tragen Zeichen oder Schrammen, die aber nur sehr schwer auszumachen sind. Das eine Schild weist, weil viergeteilt, auf die Zollern oder einen zollerischen Lehensmann hin. Es dürfte sich um das Wappen Conrad Hasenbeins von Falkenstein handeln. Das zweite Schild dürfte das alte Wappen derer von Michelstein sein. Beide Schilde werden von einer Personengestalt, welche einen Helm trägt, gehalten. Die Helme weisen aber auf Adel der betreffenden Inhaber des Wappens hin. Dies ergibt sich aus folgender Bemerkung vor Albertis: „Daß es kein Adeliger war, geht aus dem Mangel eines Helmes in seinem Wappen hervor“ (W. Wappenbuch 613). Das Wappen, das leicht gewellte Querlinien trägt, dürfte das Wappen der Herren von Michelstein sein. Die Herren von Michelstein hießen, bevor sie droben auf dem „Altschloßfels“ ihre Burg erbauten, bzw. genauer gesagt, erbauen ließen, sicherlich nicht „von Michelstein“, sondern „von Egesheim“. Manche Glieder der Familie Egesheim mußten in die Fremde, in die benachbarten Städte ziehen. Es konnte ja nur ein Sohn das Erbe der Väter übernehmen, weil Teilbarkeit bei kleinen Rittergütern nicht zulässig war. In der Fremde, sei es in den benachbarten Städten, sei es im Dienste fremder Herren, behielten nun die Herren von Egesheim ihre Benennung „von Egesheim“ bei, so in Villingen, in Rottweil. Das Geschlecht, das aber um 1100 auf dem Michelstein, d. i. großen, hohen Stein seine Burg baute, nannte sich über kurz oder lang „von Michelstein“. Daß die Herren von Egesheim einstmals im Tale saßen, steht außer Zweifel. Die Flurnamen: Brühl, Breite, Anger, Hofwiese, Kleinöschle weisen den Umfang und die Lage des örtlichen Herrngutes einwandfrei im Tale nach. Daß vor dem Burgenbau die meisten Herrengeschlechter in den Dörfern siedelten, ergibt sich aus folgendem: „Das Dorf Dettingen ist uns um die Mitte des 11. Jahrhunderts als Herrnsitz der Familie, die sich um diese Zeit in die Zweige der Grafen von Achalm und von Urach schied, bekannt... (Ortlieb Chron. Zwif. c. 7) dies ist eine sehr wichtige Nachricht, da uns der für die frühere Zeit vor dem allgemeinen Burgenbau überhaupt anzunehmende Sitz der großen Familien in den Dörfern fast nirgends sonst direkt bezeugt ist, wenn er auch in Ingersheim und Öhringen für die Geschlechter derer von Calw und von Weinsberg feststeht.“ (Das Königr. Württ. 2/636.) Daß tatsächlich beide Familien, die „von Egesheim“ und die von „Michelstein“ eines Stammes waren, dürfte einmal die Tatsache beweisen, daß in beiden Familien der Name Berthold vorkommt: So

wird 1217 in einer Schenkung an das Kloster Rottenmünster Berthold von Egesheim genannt, während 1301 Elsbet, die Witwe Berchtolds von Michelstein erwähnt wird. Ebenso findet sich der Stamm „Ber“ in dem Namen des Berkerus von Michelstein (1266).

Zum andern treten die Herren von Michelstein wie die Herren von Egesheim als Wohltäter der Pfarrkirche Egesheim auf, auch wenn die Herren von Egesheim in der Ferne weilen. Nun führt Hans Egesheimer, nach v. Alberti Bürgermeister von Villingen, zweifelsohne ein Nachkomme derer „von Egesheim“, im Wappen drei Joche (v. Alberti, S. 150). Die „von Egesheim“ werden in Villingen noch 1297 genannt, Hans Egesheimer 1460. Da sich nun auf einem der Wappensteine an der Egesheimer Kirche immerhin fünf gewellte Querlinien nachweisen lassen, deren waagrechte Führung auffallend den Jochen des obengenannten Wappens gleicht, so dürfte hier das Wappen derer „von Michelstein“ vorliegen, das bis heute noch nirgends ermittelt ist. Im Inneren dieses Wappens findet sich nun ein Schildchen. Dieses Schildchen mag möglicherweise das unterscheidende Merkmal zwischen den „von Michelstein“ und denen „von Egesheim“ sein. Als mutmaßliches Wappen der Herren von Michelstein können wir somit drei Joche im Schilde über einem Schildchen annehmen. (Drei Joche hatten auch die Edelfreien von [iller]-Eichen [V. Alb. 156] im Wappen.)

Um was für Joche handelt es sich nun bei diesem Wappen? Handelt es sich um Joche für Stiere, Rinder? In dem Wappen der Khuon von Wildeck fand sich neben zwei Jochen im Wappen im Helmschmuck ein Mann mit einem Schwert in der Rechten und einem „Joch“ in der Linken. Daß dieser Mann in der Rechten eine Waffe, in der Linken aber ein Werkzeug tragen sollte, wollte mir nicht so richtig einleuchten. Trug er schon ein Schwert in der Rechten, so mochte das Gerät in der Linken doch wohl auch eine Waffe sein: Das Joch einer Armbrust. Diesen Schluß fand ich bei weiterem Suchen in Albertis Wappenbuch bestätigt; wo gesagt wird: „Egesheim, 3 Armbrustjoche quer übereinander.“ (H. 16, S. 6.)

Ich habe die Wappen der umliegenden Adelsgeschlechter mit den Wappensteinen verglichen. Nun führen die „von Nendingen“ ebenfalls ein Schildchen im Wappen, das in den Ecken „Saufedern“ (Waffen, die beim Fang der Wildschweine benutzt wurden) trägt. Es ist demnach möglich, daß die Herren von Michelstein irgendwie mit den Herren von Nendingen verwandt waren, zumal einer dieser Herren 1092 den Namen Adalbert trägt und in der Familie derer von Michelstein die Benennung „bert“ ebenfalls gebräuchlich war. 1366 saß ein Cunrat von Nendingen zu Hausen, möglicherweise dem benachbarten Renquishausen. Die Herren von Grieningen (Grüningen bei Riedlingen), die ebenfalls ein Schildchen im Wappen führen, stehen in keinem erkennbaren Zusammenhang mit Egesheim, ebensowenig wie die Herzöge von Irslingen, welche drei Schildchen im Wappen führen. Sie mögen wohl, weil wappenverwandt mit denen von Michelstein, auch blutsverwandt gewesen sein, werden aber in keiner Urkunde für Egesheim nachgewiesen. Das Wappen, das nach dieser Darstellung das Wappen derer von Michelstein sein dürfte, trägt nun in seiner rechten Hälfte (links vom Beschauer) neben einem senkrechten Strich noch ein gabelartiges Zeichen, ähnlich dem Andreas-kreuz der Kreuzotter. Ich habe diese Zeichen zunächst als Kratzer angesehen, die beim Abbruch des gotischen Chores der Egesheimer Kirche und bei der Herausnahme dieser Wappensteine entstanden sein könnten. (Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“

August Lämmle — Bewahrer und Wegbereiter

Gedanken zum 85. Geburtstag des Dichters am 3. Dezember / Von Dr. Albrecht, Ebingen

Man schlägt dich auf,
liest noch nicht viel,
spürt schon ein heiteres Gewühl,
und plötzlich ist man wie verhext
von dem Gefühl:
es wächst, man wächst!

So schrieb August Lämmle dem Freunde Bernt v. Heiseler in eine Ausgabe von Goethes Gedichten.

Diese einfachen Worte „es wächst, man wächst“ könnten auch über dem stehen, was nach einem Leben von 85 Jahren aus der Feder Lämmles selbst vorliegt. Wer in seinen Werken liest, der spürt, wie das Gelesene ihn weckt, wie etwas in ihm wach wird, das auf ein vernünftiges Ziel hin wachsen will.

Die Gnade, mit diesem Talent ausgestattet zu sein, mag indessen für den Künstler August Lämmle nicht immer nur ein kostbar-köstliches Geschenk gewesen sein. Wie schwer wird er mitunter unter seinem seltenen Talent gelitten haben? Ragt sein Schaffen doch hinein in eine Zeit, in der der Verfall der subtilen Denkkultur, nicht zuletzt auf dem Gebiet der Sprache, eine so auffallende Erscheinung ist. Andeutungsvolle, symbolhafte Denkfiguren sind nicht mehr gefragt, zuweilen geradezu unerwünscht. (Vgl. hierzu Klaus Abmann, Wirtschaft und Erziehung, 1960, H. 7). Für den Ausdrucksreichtum des Unausgesprochenen, für Feinheiten des Stils, für scharfe Unterscheidungen mit ihren nuancenreichen Tönungen fehlt heute weiten Kreisen das Organ. „Alles muß eingängig, einprägsam und gestanzelt geboten werden.“ (Arnold Gehlen, Die Seele im technischen Zeitalter).

Die moderne Kunst ist an dieser Entwicklung sicherlich nicht unbetelligt. Sie hat durch ihre Tendenz zur „Entsinnlichung“ den denkfeindlichen und grobsinnlichen Massengeschmack gefördert. Sie wandte sich von den Sinnen weg und rückte hin zur Abstraktion, zur „mathematischen Kunst“ (die keine Kunst ist), zur Verbegrifflichung, die der Anschauung entzogen wird, zum geistigen Spiel, nicht selten zur Verspielt-heit einiger weniger. Sie wird so schließlich — um einen Ausdruck Benns zu gebrauchen — zur „chiffrierten Erregungsladung“ für eine verschwindende Minorität. Die moderne Kunst nahm dadurch den Menschen die Stetigkeit. Sie machte sie ziellos. Ja noch mehr: Sie ließ sie glauben, daß es sich nicht mehr lohne, auf ein Ziel hinzuarbeiten. Das ist ein gefährlicher Weg, dessen Folgen sich allmählich abzeichnen.

Zur allgemeinen Richtungslosigkeit kam dann noch etwas anderes, was nicht weniger schwerwiegend war und ist. Friedrich Wilhelm Foerster hat es in seinem Buch „Die Hauptaufgaben der Erziehung“ in einfachen Worten voller Klarheit beschrieben: „Abnormes und Krankhaftes“, so schreibt er, „wird zu einem Fatum erhoben, demgegenüber es keine Pflicht und keine Macht zur Gegenwehr gibt. „Der Versuch der Gegenwehr wird als unmodern abgetan. Das proklamierte Fatum dominiert und terrorisiert.“

August Lämmle hat sich hartnäckig, unerschütterlich und konsequent dieser Entwicklung entgegengestellt. Sein Werk ist eine erfolgversprechende Medizin gegen diese Krankheit. Dies trifft vor allen Dingen für seinen Humor zu. Lämmle ist ja einem größeren Kreis von Menschen wohl zuerst als Humorist und als Schilderer schwäbischer Originale bekannt geworden. Sein Humor entstammt nicht der Welt des Surrealen, des Unwirklichen oder Überwirklichen, wie wir es etwa bei Kusenbergs, Lampe, Böll, Hildesheimer oder gar bei Rezzori und Lenz entdecken. Lämmles Humor durchbricht auch nicht, wie das nicht selten bei Morgenstern der Fall ist, die Kreise unserer Kausalvorstellungen. Noch weniger ist er Vehikel einer bissigen Gesellschafts- und Zeitkritik wie etwa bei Kästner, Tucholski, Roda-Roda und Ringelnatz.

Es ist auch nicht Lämmles Art, mit dem Entsetzen Scherz zu treiben, wie das manche andere Humoristen als Zugeständnis an den Zeitgeist gerne tun. Nichts von alledem ist bei Lämmle zu spüren. Kein Zugeständnis an eine Ort- und Richtungslosigkeit. Kein Zugeständnis an den teilweise spürbaren Nihilismus des neuen Geistes. Der Alltag, nicht das Exzentrische, das Ungeöhnliche, ist ihm Neuland. Das Alte, Altbekannte ist ihm immer von neuem so unbekannt, daß es die Menschen seiner Ansicht nach nie ganz begreifen. Hier läßt sich über Lämmle etwas Wichtiges aussagen: Er führt uns durch die Schilderung des Menschlich-Allzumenschlichen, das er uns mit leisem Lächeln, mit versöhnlichem Humor anschauen läßt, zu der Erkenntnis, daß menschliche Unvollkommenheit Gebot und Wille des Ewigen zu sein scheint. Lämmle scheut sich also in einer Zeit der Hoffnungslosigkeit einerseits und der Maßlosigkeit andererseits nicht, auf diese Grenze der menschlichen Existenz hinzuweisen. Damit setzt er uns ein Maß, das zur Stabilität von Ordnungen und Wertungen führen kann, ein Maß, das nicht alle Augenblicke sich wandelt, das den Menschen Ruhe, Sicherheit, Vertrauen wiedergeben könnte: Demut aus freien Stücken, maßvolles Sichbescheiden vor dem Höchsten, Achtung vor dem unvollkommenen Nächsten neben uns. Solche Tugenden wären zweifellos eine Basis, auf der sich ein Schatz von Gebräuchen und Gewohnheiten, von Einrichtungen, Symbolen und Wegweisern aufbauen ließe, denen wir die Steuerung unseres gesellschaftlichen Verhaltens in dem Gefühl überlassen könnten, keine wesentlichen Fehler zu begehen.

August Lämmle hat solchen Gedanken nicht zuletzt auch im zweiten Schwerpunkt seines Schaffens, nämlich in seinen volkskundlichen Forschungen, immer wieder Raum gegeben. Wer die Gedanken seines Buches „Unser Volkstum“ mit Bewußtsein in sich aufnimmt, der wird spüren, daß das nicht verstaubte Spintisierereien eines Stubenhockers sind, der seine Weisheiten nur aus Büchern bezieht, sondern daß es sich um bis ins Einzelne dargelegte Zukunfts-

gedanken eines Mannes handelt, der klar-sichtig und abwägend immer mit heißem Herzen dabei ist. — Das ist ja das Geheimnis dieses Dichters: Stets mitten im Leben zu stehen und es doch zu jeder Zeit von einem Standpunkt außerhalb betrachten und — wenn nötig — belächeln zu können. Dieses seltene Doppeltalent des wahrhaft Humorvollen macht wohl auch die Kraft erklärlich, die von Lämmles Werk ausstrahlt. Wer Lämmle liest, wird nie ohne ein Geschenk entlassen. Er läßt im Unglück nicht verzagen und im Dunkel nicht irren (vielleicht, weil er im Leben beides so tief erfuhr), er mahnt aber auch im Glück daran, nicht übermütig und nicht maßlos zu werden. Wer ein Buch oder ein Gedicht von ihm liest, der wird spüren, daß dann sein Inneres auch voller Probleme steckt, die ihn nicht ruhen lassen. Aber es ist nicht jene depressive Unruhe, die das Werk so manches Modernen hinterläßt, jene Schwester der Hoffnungslosigkeit, die den Mund mit einem schalen Geschmack erfüllt, die dem Auge den Blick nach dem Sternenhimmel verwehrt. Der Leser scheidet von Lämmle vielmehr immer in dem Gefühl: Du wirst mit dem, was dir das Schicksal aufträgt, fertig. Du brauchst nicht mutlos zu sein, denn es gibt eine Kraft, die stärker ist als Widerstände, die dir das Schicksal zu meistern aufgibt. — Diese Einstellung ist die Grundlage für das, was der Soziologe Arnold Gehlen als „Außenhalte“ der Gesellschaft bezeichnet, und von denen er sagt, sie seien niemals dringlicher gewesen als in unserer Zeit.

Der Versuch, den Menschen solche Halte zu verschaffen, ist nicht Bequemlichkeit oder gar geistige Impotenz. Er zeugt vielmehr von der denkerischen Klarheit und der Einsicht derer, die ihn unternehmen. Das gesellschaftliche Gebilde, in dem wir leben wollen, muß eine Ordnung haben, die nicht alle Augenblicke geändert wird. Ist Stabilität vorhanden, dann werden die Menschen diesem Ordnungsgebilde zugehören wollen, auch wenn es mitunter unbequeme Forderungen an sie stellt.

Abschließend noch ein Wort zu Lämmles lyrischer Kunst: Es kann als sicher gelten, daß einige seiner Gedichte durchstießen in den kleinen Kreis jener, denen Unsterblichkeit verliehen ist. Wer Gefühl für die Zauberkraft des Dichterworts im allgemeinen und den herbschönen Sprachklang der schwäbischen Mundart im besonderen in sich trägt, der wird z. B. bei den Zyklen „Es obenet“ und „Es leiselet im Holderbusch“ entdecken, welche Schönheit das einfache Wort ausstrahlen kann, wenn ein Meister es handhabt. Lämmle sind in diesen Gedichten Stimmungsbilder gelungen, die in ihrer stillen Größe dem Bedeutendsten würdig an die Seite gestellt werden dürfen. Das Nahe wird hier fern und das Ferne wird nah, der Leser wird andächtig und still. Er fühlt sich hineinversenkt in den mächtigen Strom des Geistes, der die Menschheit seit den Tagen des Anfangs mit dem Allmächtigen verbindet. Da beginnt mitten in unserem überhasteten Dasein das tiefgreifende Erlebnis, da umfängt uns ein Hauch von Ewigkeit.

Dem Künstler, der uns so Seltenes schenkte, gilt unser Gruß und unser Dank.

DIE GRANEGG

Zusammengestellt, zum Teil auch verfaßt von Peter Reiser, Egesheim

(Fortsetzung)

Der Wappenstern, der auf die Valckenstein hinweist, trägt ebenfalls Kratzspuren. Bei der Durchsicht des Wappenbuches von Alberti — das nebenbei gesagt, über 1200 Seiten und über 4000 Wappenbilder zeigt — stieß ich nun auf das Wappen der Lutz von Lutzenhart, einem in Rottenburg-Ehingen ansässigen Geschlecht. Dieses Geschlecht führte ebenfalls drei Armbrustjoche im Wappen (A. a. O. 478). Dem Wappen nach wäre dieses Geschlecht mit den Herren von Michelstein verwandt. Dies scheint nicht unmöglich, da ja in späterer Zeit Rottenburg der Sitz der Grafen von Hohenberg war, in deren Grafschaft auch der Michelstein lag. Wenn der männliche Stamm der Lutz von Lutzenhart erst im Jahre 1468 das Wappen von Kaiser Friedrich III. erhalten haben soll, so kann man sich fragen, ob ein Herr von Lutzenhart nicht eine geborene von Michelstein-Egesheim zur Frau hatte. (1460 lebte Hans Egesheimer noch.) Wenn ein Geschlecht mit der letzten Frau aus diesem Geschlecht auszusterben drohte, kam es vor, daß das Wappen, wie gelegentlich auch der Name der Letzten eines Geschlechtes auf einen männlichen Nachkommen einer solchen Frau überging. Nun ist aber beachtenswert, daß im Wappen des Ludwig Lutz von Lutzenhart im 1. und 4. Teil die Armbrustjoche, im 2. und 3. Teil aber ein solches gabelartiges Zeichen, ähnlich dem auf unserem Wappenstein angebracht ist. Um einen Glevenstab der in Egesheim begüterten Herren von Balgheim kann es sich bei dem Zeichen auf dem Egesheimer Wappenstein nicht handeln, jener ist dreiteilig. Ein ähnliches Zeichen, das die Tagbrecht im Wappen führen (a. a. O. 797) stellt einen Sporn dar.

Am nächsten kommt diesem Zeichen noch das Wappen des Peter von Offenheim (Offenau bei Neckarsulm) deutschen Ordens Pfarrer zu Weingarten, von einer Urkunde von Herrenalb (v. A. 571). Immerhin ist in diesem Zusammenhang zu beachten, daß sog. gotische Maßgewänder dieses Zeichen (ein senkrechter Balken, der sich oben in zwei schräge Balken gabelt) als christliches Kreuz tragen. (Beispielsweise viele Maßgewänder im Kloster Beuron.)

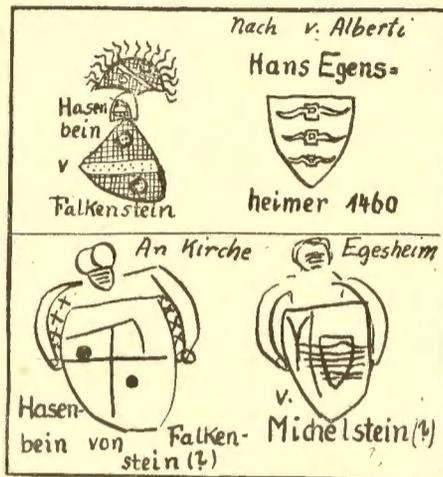
Ob es sich bei diesem Zeichen auf dem Wappenstein nun um ein Kreuz (dem griechischen Buchstaben t ähnlich) handelt (auf die Teilnahme an einem Kreuzzug hinweisend?) oder ob eine Beschädigung vorliegt, muß bis auf weiteres dahingestellt bleiben.

F. Zeitlage bei der Errichtung der Burg

Die Zeit zwischen 1000 nach Christus und 1100 war für Schwaben eine schlimme Zeit. Nach dem Tode Kaiser Otto III. im Jahre Verwandten Herzog Heinrich von Bayern und dem Herzog Hermann II. von Schwaben zum Kriege um die Kaiserkrone. Auf seiten des Herzogs Heinrich von Bayern standen der Bischof von Basel, der Bischof von Straßburg und der Abt der Reichenau. Auf seiten Hermanns kämpften der Abt von St. Gallen, der Bischof von Chur und, von seinen Bürgern gezwungen, der Bischof von Konstanz. Schwaben mußte die Verheerungen und Verwüstungen eines Bürgerkrieges über sich ergehen lassen. König Heinrich II. verwüstete das Herzogtum Schwaben nach seiner Salbung gar schlimm.

Bereits im Jahre 1025—1030 tobte in Schwaben wiederum ein Bürgerkrieg, als sich Herzog Ernst von Schwaben im Bunde mit den Welfen gegen seinen Stiefvater, den eben genannten König Heinrich II. erhob. Herzog Ernst II. fiel 1030 in der Nähe des Falkensteines bei Schramberg. Er wurde bekanntlich von Uhland besungen.

Schwaben hatte zunächst Ruhe. Die zahlreichen Verwüstungen von Ortschaften und Häusern mochte aber damals die Leute schon veranlaßt haben, feste Wehrtürme bei den Kirchen zu erbauen. Der Turm der alten Wehrkirche in Nusplingen auf dem Friedhof zeigt große Ähnlichkeit mit dem Turm des Münsters in Mittelzell auf der Reichenau. Beide sind in romanischem Stil als ausgesprochene Wehrtürme erbaut worden. Nun wissen wir aber, daß dieser Westturm am Münster der Reichenau durch Abt Berno erbaut wurde und im Jahr 1048 durch den Bischof von Konstanz in Anwesenheit Kaiser Heinrich III. eingeweiht wurde. Da Kaiser Heinrich II. auf seinem Rachezug auch die Reichenau besuchte, da wir ferner



wissen, daß das Münster, das Witigowo erbaute, durch Feuer vernichtet wurde, ist es wahrscheinlich, daß in den Bürgerkriegen jener Zeit auch die Reichenau und ihre Kirche geschädigt wurde, da sie auf Seiten König Heinrichs II. stand. So ist es ziemlich sicher, daß Abt Berno, der das durch Feuer vernichtete Münster Witigowos wieder erbauen ließ, die Lehren aus jenen Kämpfen zog und den an der Außenseite des Münsters gelegenen Westturm als breiten, wuchtigen Wehrturm mit ganz kleinen Schießscharten erbauen ließ. Der Egesheimer Kirchturm geht, jedenfalls in seinem unteren Teile mit seinen riesigen Mauern ebenfalls wie der Wehrturm der Nusplinger Kirche in jene Zeit zurück.

Im Jahre 1076 kam es nun zu der gewaltigen Auseinandersetzung zwischen dem Papst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV. Bischöfe und Äbte waren in jenen Tagen gleichzeitig Reichsfürsten und Kirchendiener. Als Reichsfürsten unterstanden sie dem Kaiser, als Kirchenfürsten aber dem Papst. Man nennt diesen Streit den Investiturstreit. 1076 verhängte Papst Gregor VII. den Bann über Kaiser Heinrich IV. Daraufhin wählten die deutschen Fürsten den Herzog Rudolf von Schwaben zum deutschen König. Ganz Deutschland und auch Schwaben spaltete sich in zwei Parteien auf, in die päpstliche mit König Rudolf und in die kaiserliche mit Kaiser Heinrich IV. Es kam zu jahrelangen, erbitterten Kriegen, deren Hauptkriegsschauplatz Schwaben war. Bald verwüstete Kaiser Heinrich IV. die Besitzungen des Königs Rudolf und seiner Anhänger in Schwaben, bald verheerte König Rudolf die Besitzungen der Anhänger Heinrichs IV. Besonders schlimm war der Kampf im Jahre 1077.

In diesem Jahre durchzog Kaiser Heinrich IV. unser Land vom Neckar bis an die Donau. Nachweislich zog in diesem Jahre Heinrich IV. von Ulm aus gegen Sigma-

ringen heran. Dort belagerte König Rudolf von Schwaben den Grafen von Sigmaringen, einen Anhänger Heinrichs IV., in seiner Burg. Rudolf floh beim Herannahen Heinrichs IV. Somit war unsere engere Heimat schutzlos den üblen böhmischen Hilfstruppen Kaiser Heinrichs IV. und seinen Kriegern preisgegeben: „Seine Krieger, besonders die böhmischen Hilfstruppen, verheerten alles mit Feuer und Schwert, zerstörten Städte und Dörfer, Kirchen und Klöster. Wenn irgendwo einige Hütten stehen blieben, fand man sie gänzlich ausgeplündert, kein Stück Vieh oder sonst etwas von Wert war übrig geblieben. Dieser verheerende Krieg dauerte viele Jahre mit wechselndem Glück für beide Parteien.“ (Wetzlar, Geschichte der kath. Kirche in Schwaben — Hohenzollern — S. 31 f.). In jenen Kämpfen dürften auch die Häuser in Flur Rotzen in Egesheim verbrannt worden sein, deren Kellergruben in jedem Frühjahr bei der Schneeschmelze noch zu erkennen sind¹⁾.

Der Ortsadel erbaute, teilweise vor, teilweise wohl auch erst während dieser Kriege seine festen Burgen. Die Geschichtsforscher (Weller, Tüchle) sind sich einig, daß in jener Zeit sehr viele Ritterburgen erbaut worden sind. Wenn für die Burgruine Granegg die Errichtung um 1100 angenommen wird, so dürfte dies im großen ganzen gesehen, ziemlich richtig sein. Genauer werden wir den Beginn des Burgenbaues für die Zeit von 1077/78 ansetzen dürfen. Bis zur Vollendung der gesamten Burg dürften aber zweifelsohne eine Reihe von Jahren vergangen sein, so daß der Zeitpunkt von 1100 festgehalten werden darf. Errichtet wurde die Burg Granegg von dem Egesheimer Adelsgeschlecht. Als es die Burg auf diesen gewaltigen Felsen heraufbaute, da übernahm es den Namen des Felsens und nannte sich von da an: Herren von Michelstein (Michel — d. i. groß). Die anderen Angehörigen dieses Geschlechts, die bereits in die Städte Rottweil und Villingen verzogen waren, behielten ihren alten Namen „von Egesheim“ bei. Das Wappen der Herren von Michelstein dürfte nach einem alten Wappenstein an der Egesheimer Kirche mit dem Wappen des Hans Egesheimer, Bürgermeister von Villingen von 1460, übereinstimmen, welcher drei Joche, genauer gesagt, drei Armbrustjoche, im Wappen führte (Armbrust ist die Waffe zum Schießen mit Pfeilen).

Der Michelstein ist mit der Granegg identisch. Dies beweist ein Eintrag in dem Pfründeurbar durch Pfarrer Troxel in Egesheim: „Ein Viertel Jauchert unter der Granegg, genannt Michelstein, dem alten Schloß“ (1766).

Herren des Michelsteins

In den Urkunden begegnen uns folgende Herren von Michelstein: Reginhard von Michelstein ist als Zeuge genannt 1101, 21. April, in einer Urkunde eines Ogoz an das Kloster Schaffhausen. Im Jahre 1102 erscheint der gleiche Reginhard von Michelstein mit Markward von Spaichingen (Spaichingen) als Zeuge bei einer Vergabung des Eberhard von Metzigen an das Kloster Allerheiligen. Im Jahre 1106 ist Reginhard von Michelstein wiederum Zeuge bei einer Schenkung eines Bertold von Gmünd 26. März, wo er vor Markward von Spaichingen genannt wird. Mit dem gleichen Markward von Spaichingen erscheint dieser Reginhard (Reinhard würden wir heute sagen) in einer Urkunde vom Jahre 1112 am 22. April. (Für hier und weiterhin zu vgl.: Geschichte des Freiherrn von Ifflinger Granegg von K. Rothenhäusler. Nachw. der Urkunden bei Rothenhäusler.)

¹⁾ Scherben von Flur Rotzen in Egesheim wurden durch das Landesamt als frühmittelalterlich bestimmt.

Um 1224 wird wieder ein Herr von Michelstein genannt. Er nahm Franziskaner, welche noch zu Lebzeiten des hl. Franziskus aus Italien nach Lindau kamen, gütig auf (zwei an der Zahl). 1266 ist ein Berkerus nobilis de Michillenstain (Edler von Michelstein) Zeuge in einer Urkunde des Edlen Egilwart Doceller. Im Jahre 1301 wird eine Elsbet von Michelstein, Witwe des Berchtold von Michelstein, genannt. Sie war Besitzerin einer Hofstatt zu Egesheim, auf der die Klausen der Franziskanerinnen, der Beghinen, stand. In besagtem Jahre verzichtet Bischof Heinrich von Konstanz auf seine Rechte an dieser Hofstatt. Aus einer Urkunde von 1305 geht hervor, daß auch Agnes von Michelstein, wohl die Schwiegertochter jener Elsbeth, offensichtlich Witwe war. Es besteht die Möglichkeit, daß der Gemahl Elsbeths von Michelstein in der Schlacht von Haigerloch am 1. November 1267 auf Seiten der Hohenberger gegen die Zollern gefallen ist, während sein Sohn, der Gemahl von Agnes von Michelstein, in der Schlacht bei Balingen als hohenbergischer Lehensmann gegen die Zollern gefallen sein kann (23. Oktober 1286). Diese Agnes von Michelstein wird in einer Urkunde von 1305, 23. April, als Stifterin des Klösterleins genannt. Das Klösterlein stand an der Ostseite des Friedhofes. Sie war wohl die Frau des letzten der Michelsteiner. Rothenhäusler glaubt, daß die Burg Michelstein in die Hände der Herren von Tierstein überging.

In den Urkunden wird ein Berthold von Tierstein in Egesheim genannt. Die Herren von Tierstein (nicht zu verwechseln mit den Herren von Tierberg bei Tieringen) hatten ihre Stammburg bei Schramberg, wo heute noch die Ruine Tierstein steht. In Egesheim hatte diese Familie den Tiersteinhof in der Tiersteingasse inne. Der auch in der Familie der Egesheimer Tierstein vorkommende Name Bertold beweist wohl, daß der Bertold von Tierstein mit dem Berchtold von Michelstein verwandt war, d. h. daß seine Mutter eine geborene von Michelstein gewesen sein dürfte. Ein Burkard von Tierstein zu Egesheim hatte 1338 an dem guten Tag nach St. Thomastag verschiedene Äcker zu Königsheim, nicht weit von der Burg Michelstein entfernt, mit dem Zehnten an die Kirche zu Egesheim gestiftet, damit man dort zu Ehren Unserer Frau ein Licht brennen möge. Der Tiersteinhof wird 1347 von Albrecht von Werbenweg (Werenweg) am St. Verenentag an Johannes von Schiltweg und seinen Sohn Heinrich übereignet. Heinrich von Schiltweg war 1359 Kirchherr zu Egesheim. Er und sein Vater Johann von Schiltweg stifteten in diesem Jahre den Hof an die Kirche Egesheim. Dabei wird erwähnt, daß Burkard und Heinrich von Tierstein diesen Hof „buwen“, d. i. bauen (umtreiben). Im Jahre 1361 wird die Tiersteingasse noch einmal urkundlich genannt. Dekan Dietrich von Ebingen vergab dem Kloster Beuron seinen Garten zu Egesheim (St. Urbanstag). Dieser Garten stieß an Eberhard des Lassers Haus und Burkards von Tiersteins Gasse. Eine Urkunde vom Jahre 1362, am Tage nach Bartholomai verfaßt, berichtet, daß der Tiersteinhof von Benz Dornvogel gebuet (gebaut wurde). Damit dürfte das altadelige Geschlecht, das schon 777 dem Kloster Beuron seinen ersten Probst schenkte, in Egesheim ausgestorben sein. Der Michelstein ging dann wohl über in den Besitz der Herren von Hagelstein.

Im Jahre 1314 tritt am 10. Februar in einer Urkunde des Grafen Rudolf von Hohenberg neben Sigewin von Nusplingen ein Konrad von Hagelstein auf. Auch die Urkunde von 1305 enthält den Namen eines Hagelstein von Egesheim als Zeugen neben einem Konrad von Tierstein und Burkard von Tierstein.

Aus einer Urkunde des Grafen Albrecht von Werdenberg von 1386 ist ersichtlich, daß um diese Zeit Konrad der Hagelstein und Kathrin, die buelerin, seines Bruders

Wib den Zehnten zu Egesheim bauten (an Arnold Hergasser verliehen). Ein Konrad Hagelstein erhält 1350 von Graf Hugo von Hohenberg ein bisher zu Lehen innegehabtes Gut zu Spaichingen als eigen. Die oben genannte Katharina von Hagelstein war die Witwe Berchtolds von Hagelstein. Der Name Berchtold deutet wiederum auf die Verwandtschaft mit dem Berchtold von Michelstein hin. Möglicherweise war Katharina Hagelstein eine geborene von Michelstein. In der Urkunde von 1305 werden ausdrücklich „Kinden“, d. i. Kinder der Agnes von Michelstein genannt. Diese Katharina von Hagelstein und ihr Sohn Werner, Pfarrer in Ostetten (Ehestetten bei Ebingen) stifteten der Kirche Egesheim ihren Zehnten dort. Der Pfarrer von Egesheim hat von allen Gütern der Kirche dort jährlich einen Malter Dinkel vom Kirchenpfleger zu beanspruchen. Dagegen hat der Pfarrer einen Jahrtag zu halten mit drei Priestern, mit Vigil für die genannten Stifter und deren Eltern am 27. September.

Eine Tochter der Familie Hagelstein, Mya, war mit einem Herrn von Balgheim verheiratet. „Ich Mya von Balghain, hern Hagelstainez thohter...“ (Rottw. Urk. B. 649 vom J. 1285. Zeuge: u. a. Hainrich v. Egesh.).

Der in der Familie derer von Balgheim vorkommende Name Burkard (1432) beweist die Verwandtschaft mit den Herren von Tierstein, der in der gleichen Familie vorkommende Name Conrad weist auf die Verwandtschaft mit Konrad von Tierstein und Conrad von Hagelstein hin, während die Namen der 1394 und 1477 genannten Berchtold von Balgheim die Verwandtschaft mit dem Berchtold von Michelstein erkennen lassen; auch der Name des 1477 genannten Reinhard von Balgheim beweist die Verwandtschaft mit Reginhard, d. i. Reinhard von Michelstein.

1394 erkaufte Berchtold von Balgheim von Fritz und Hans von Ebingen das Burglehen zu Friedingen (Zinstag vor St. Urbanstag). Die Burgstelle Michelstein gehört wohl in späterer Zeit zu diesem Burglehen. Daß aber nicht das ganze Burglehen in den Händen derer von Ebingen war, bemerkt Rothenhäusler ausdrücklich (.. teilweise im Besitze der von Ebingen, S. 136).

Die Tatsache aber, daß Burkard (von Balgheim) dem Herzog Friedrich von Österreich seinen Burgstall Michelstein im Jahre 1427 als Lehen überläßt (wofür ihm der Herzog das Lehen Fridingen freigibt), beweist, daß der Burgstall Michelstein ein frei Eigen der Herren von Balgheim war (4. Juli 1427).

Zum letzten Male werden die Herren von Balgheim mit dem Michelstein von Österreich belehnt im Jahre 1483.

1485 wird Herr Berchtold von Balgheim gestattet, seine Frau Verena von Wehingen mit 500 Pfund Heimsteuer und Morgengabe auf das Fridinger Lehen zu verweisen. Erwähnt sei noch Hans von Balgheim, der 1451 beurkundet, daß sich die Gemeinde Egesheim um ihn und seine Familie verdient gemacht habe. Er schenkte der Gemeinde dafür einen Allmand an dem Briel.

Nach Pfarrer Rothenhäusler erfolgte die Vernichtung der Burg durch die Rottweiler im Jahre 1377; damals wurde am 5. Januar Tuttlingen von den Rottweilern erobert, am 22. Januar das Schloß Lupfen gestürmt. Im gleichen Jahre wurde das Dorf Bubsheim, wohl auch das Bürgle unterhalb Bubsheims sowie die Burg Granegg niedergebrannt und zerstört. In Bubsheim erinnert die Benennung „Brandstatt“ über der Grotte und dem Brunnen noch heute an die Stätte des niedergebrannten Dorfes. Die Rottweiler schleppten damals vom Heuberg reiche Beute mit heim. Darunter war viel Vieh. 1400 hauptgehörntes Vieh, 40 Rosse, ohne Kleinvieh ab dem „Höberg“. Erlös vom Vieh: 1300 Pfund Heller (Württ. Geschichtsquellen III, Rottw. Urk. B. 1801). Bei der Verteilung der Beute gerieten sie sich in

die Haare. Michelstein war damals ein hohenbergisches Lehen. Graf Rudolf beschloß, sich an Rottweil zu rächen. Es kam zum Kampfe von 1409. Der Erfolg war zunächst beiderseitige und vielfache Verwüstung. In Heidelberg wurde zu guter Letzt dann Friede geschlossen.

Von den Herren von Balgheim geht die Burgstelle in den Besitz der Herren von Stein über. 1498 wird mit dem Burgstall Michelstein belehnt Conrad von Stein, 1509 Wolf Swenniger von Stain von Stainegg, 1528 am 15. Mai sein Bruder Wolf Sigismund von Stain.

Am 20. April 1536 schreibt Wolf Sigismund an die österreichischen Räte und Statthalter zu Innsbruck, daß er sein Lehen an Hieronymus Ifflinger verkauft habe. Damals war der Burgstall Michelstein ein Teil des Gesamtlehens Friedingen. Die Belehnung erfolgte 1538 und am 3. Juni 1539 für Hieronymus Ifflinger und seine Brüder. Die Ifflinger selbst stammten von Oberifflingen bei Freudenstadt, hatten später die Burg Granegg bei Niedereschach im Besitze und nannten sich von da an Ifflinger von Granegg. (1335 war ein Albrecht der Ufeninger Bürger und Wirt zu Rottenburg). 1490 war Konrad III. im Besitze des Schlosses Granegg bei Niedereschach. Zum ersten Male erscheint der Name Ifflinger von Granegg anno 1531. „Hans Bastian Ifflinger von Granegg“.

1565 war Anton Ifflinger Herr „von und zu Granegg“ (im Eschachtal). Hans Bastians Bruder, Wolf Lienhard Ifflinger, führte 1563 den Namen „von Granegg“. Dieser Wolf Lienhard war Begründer der Lienhardschen Linie, die zuletzt die Burgruine Granegg samt dem Fridinger Lehen besaß. Weitere Brüder von Hans Sebastian und Wolf Lienhard waren Hieronymus und Conrad IV. Ifflinger.

1536 kam der Burgstall Michelstein mit dem übrigen Teil des Fridinger Lehens an Hieronymus Ifflinger und ging von ihm 1556 an Conrad IV. Ifflinger über (Urkunde in Innsbruck ausgestellt). Conrad IV. selbst wohnte zu Villingen. Sein Sohn war Thaddäus Ifflinger von Granegg (im Eschachtal). Als dieser sich verheiratete, siedelte er nach Fridingen über. Von seinem Vater Conrad IV. erhielt Thaddäus das Lehen über den Michelstein am 18. Januar 1570, weil der Vater „demselben Altershalb nit mehr vorstehn mügen.“ „Thatteus Yfflinger von granek, der obern herrschaft hohenberg Obervogt“ (so 1568), war am 26. Mai 1565 als Obervogt der Herrschaft Hohenberg eingesetzt worden. Im Jahre 1571 erwarb der Obervogt Thaddäus Ifflinger von Granegg einen namhaften Besitz an dem Beghinengut zu Egesheim. Dieses Klösterlein der Franziskanerinnen war von Elisabeth und Agnes von Michelstein um 1300 gegründet worden. Es hatte bis 1517 bestanden. In diesem Jahre waren die Beghinen „all us derselben Clausen geloffen“. Das leerstehende Klostergebäude wurde zunächst vom Obervogt Conrad Mor bis 1525 bewohnt, kam dann an das Kloster Rohrhalden und von diesem durch Kauf an den Obervogt Hans Schwaiger anno 1544; 1571, wie bereits erwähnt, an Thaddäus Ifflinger. Er bezahlte für diesen Besitz am 5. Mai 2575 Gulden und erhielt gleichzeitig auch die Urkunden des Klosters, die bedauerlicherweise größtenteils verloren sein dürften. Der Obervogt muß in diesem Klostergebäude seinen Sitz gehabt haben, denn es wird 1574 vom „Sitz Egesheim“ des Obervogts gesprochen. Thaddäus Ifflinger von Granegg lebte allerdings nur kurze Zeit zu Egesheim, da er schon 1572 starb. Sein Sohn und Erbe war Hans Conrad I. Als Vormund von Hans Conrad I. wurde Hans Joachim von Freiburg am 14. April 1574 mit dem Lehen Fridingen und damit mit der Burgruine Michelstein samt Hof belehnt. Hans Conrad I.

selbst erhielt das Lehen am 20. August 1587 von König Ferdinand. Ging der Name Granegg nicht schon von Thaddäus Ifflinger von Granegg auf die Burgruine Michelstein über, so jedenfalls doch unter Hans Conrad I., der von 1601—1631 als österreichischer Rat Obervogt der oberen Herrschaft Hohenberg war. Es sei nebenbei erwähnt, daß sich in Egesheim heute noch der Name Thaddäus erhalten hat. Auch der Beiname einer Familie „Hansen“ dürfte auf die Ifflinger zurückgehen, in deren Stammtafel achtzehnmal der Name Hans erscheint. Hans Conrad I. legte 1631 infolge der Wirren des 30jährigen Krieges das Obervogteiamt nieder und zog sich nach Rottweil zurück. Am 14. Dezember 1632 kam die Stadt Rottweil in den Besitz der mit den Schweden verbündeten Württemberger. Im Herbst 1633 lagen in der Gegend zwischen Spaichingen und Rottweil 30 000 Schweden unter Feldmarschall Horn und Herzog Bernhard von Weimar. (In Nusplingen heute noch der Familienname Horn!) Der Hunger wurde so arg, daß viele der armen Leute Hungers starben. Pestartige Krankheiten brachen in Stadt und Land aus, da kaum mehr Lebensmittel aufzutreiben waren. Auch in Rottweil brach die Pest aus und raffte den Obervogt Hans Conrad I. hinweg. Zwei Monate später folgte ihm seine Frau nach, welche noch ihre Tochter Elisabeth drei Tage zuvor verschieden sah. 1664 ging das Lehen an den Sohn Hans Conrad II. über. Nach dem Aussterben dieser Linie kam der Michelstein-Granegg an Nachkommen der Wolf Lienhardschen Linie: Ein Urkel von Wolf Lienhard, Hans Jakob II. wurde nun Herr zu Michelstein-Granegg (1668). Ihm folgten seine Söhne Jakob Carl (1677) und dann Franz Dietrich Ifflinger von Granegg (1685). Jakob Carl lebte am Hofe des Grafen Froben Ferdinand von Fürstenberg zu Meßkirch als Hofmarschall. Er dürfte sich um den Michelstein nicht viel gekümmert haben.

Franz Dietrich Ifflinger von Granegg, der spätere Erbe, lebte nach der Teilnahme an verschiedenen Kriegszügen zumeist in Villingen. Das Geschlecht des Franz Dietrich starb aus. (Drei seiner Söhne wählten den geistlichen Stand.) Infolgedessen ging das Erbe auf die Enkel von Hans Joachim II. (Hans Joachim war Bruder von Franz Dietrich) über. Von den Enkelkindern erhielten das Michelsteiner Erbe Franz Ignaz und Georg Anton I. Ifflinger von Granegg. Für sie übernahm Johann von Landsee als Vormund 1709 das Lehen Michelstein. Ein Sohn des Georg Anton Ifflinger von Granegg, Carl Alexander, erhielt am 10. Juli 1769 mit dem Lehen Fridingen den zugehörigen Burgstall Michelstein übertragen (von Kaiserin Maria Theresia). Am 2. Juli 1793 verkaufte dieser Carl Alexander den Burgstall Michelstein an die fürstl. Hechingischen Hoffaktoren Emmanuel und Michael Levi. Ein Enkel des Carl Alexander, Karl Ifflinger von Granegg, kaufte 1846 die Burgruine zurück. Sie ging dann in den Besitz seines Sohnes Alfred über. Durch Vermächtnis wurde die Kath. Kirchenpflege Rottweil Besitzerin der Burgstelle. Von ihr aus kam die Burgruine in den Besitz des Schwäbischen Albvereins. 1923 war die europäische Linie des Geschlechts des Ifflinger Granegg ausgestorben.

Der Untergang der Burg Michelstein

Nach Pfarrer Rothenhäusler erfolgte die Zerstörung der Burg Michelstein Granegg im Jahre 1377 durch die Rottweiler. Daß in diesem Jahre die Rottweiler die Burg völlig unbrauchbar machten, mag stimmen. Dr. Aich erhob eine im Volke lebende Sage über den Untergang der Burg Michelstein-Granegg, die den Untergang der Burg in anderer Weise schildert. Es sollen die Ritter und Fräulein von Granegg ein gotteslästerliches Leben geführt und sogar den Kar-

freitag entheiligt haben. Nach dieser Sage soll ein Ritter an einem Karfreitag, der wieder entheiligt wurde, den Fluch ausgesprochen haben: Hol uns der Teufel! Daraufhin sei das Schloß mit Saal und Turm und Wehr und den Schlemmern ringsumher jählings in der Tiefe versunken. Nur eine tiefe Felsspalte zeuge noch bis zum heutigen Tage von diesem Ende von Granegg. Soweit der wesentliche Inhalt dieser Sage nach Pfarrer Dr. Aich, dem Herausgeber des Heubergbuches. Pfarrer Dr. Aich erhob diese Sage wohl aus der Volksüberlieferung, in welcher sie bekannt war.

Die Geschichtsforscher vertraten bis in die neueste Zeit herein den Standpunkt: Was nicht in den pergamentnen oder papiernen Urkunden überliefert ist, das gab es nicht bzw. das war äußerst unsicher. Die Vorgeschichtsforschung hat aber durch Ausgrabungen oft und oft nachgewiesen, daß in solchen Volksüberlieferungen fast immer ein richtiger Wahrheitskern vorhanden war. Man kann heutzutage solch alte Überlieferungen nicht einfach ablehnen und als Unsinn erklären. Auch in dieser Sage steckt zweifellos neben unrichtigen Angaben viel Wahres. Unrichtig ist zweifelsohne die Angabe, daß die Ritter von Granegg auf dieser Burg ein übles Leben geführt haben. Wohl finden sich auch in der Familie der Herren von Ifflingen-Granegg neben mehreren heiligmäßigen Personen auch Tunichtgute. Allein als am 20. April 1536 Hieronymus Ifflinger mit dem Burglehen Fridingen auch den Michelstein erwarb, war der Michelstein bereits eine Ruine, denn schon hundert Jahre früher wurde die Benennung „Burgstall“, d. i. Burgstelle, Stelle einer früheren Burg, gebraucht, als 1427 Burkart von Balgheim den Burgstall Michelstein im Tausch gegen Friedingen lehensbar machte

Die Sage muß also in eine ältere Zeit zurückreichen. Somit kommen Ritter aus den früheren Geschlechtern in Frage. Jene entarteten Ritter und Burgfräulein sind also unter den Balgheimern, den Hagelsteinern, Tiersteinern oder Michelsteinern zu suchen. Die von Dr. Aich überlieferte Sage gibt möglicherweise einen kleinen Anhaltspunkt: Es heißt dort: „Jed Edelfräulein warf in Samt und Seide sich, im Hoffartieren, Buhlen Tag für Tag verstrich.“

Wie Pfarrer Rothenhäusler nun aus alten Urkunden erhob, führte eine von Hagelstein den Namen „buelerin“, d. i. Buhlerin. Es ist Katharina von Hagelstein, Berchtolds von Hagelstein Gemahlin. Sie wird im Jahr 1386 erwähnt. Mag nun auch die Benennung Buhlerin in der damaligen Zeit noch nicht den Sinn gehabt haben, den wir heute dem Worte unterlegen, so bedeutete es immerhin „Geliebte“.

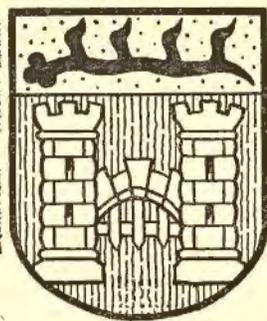
Über jene Zeit des 14. Jahrhunderts schreibt J. Wetzel: „Der achtjährige innere Krieg um den Königsthron und die langen Kämpfe zwischen Staat und Kirche, zwischen Adel, Reichsstädten und Berufsständen hatten die kirchliche und staatliche Autorität, Religion und gute Sitten schwer geschädigt. Dazu gesellten sich Genußsucht, Üppigkeit und Hoffart infolge des Aufblühens von Handel, Gewerbe und Landwirtschaft seit dem 13. Jahrhundert. Um die Menschen zur Buße und Umkehr und auf bessere Wege wieder zu führen, sandte die göttliche Vorsehung große Gottesmänner, Bußprediger und mannigfache Drangsale, wie Hungersnot, Erdbeben, Pest. Es folgte (nach 1338) eine Reihe von Mißjahren, welche die fruchtbarsten Länder in das Elend der grauenvollsten Hungersnot stürzten, während zu gleicher Zeit andere Gegenden durch verheerende Erdbeben heimgesucht wurden. Dazu gesellten sich ansteckende Krankheiten wie die Pest, auch schwarzer Tod genannt. Im Jahre 1356

verwüstete das Erdbeben die Stadt Basel und brachte im Bistum Konstanz 38 Ritterburgen zum Zerfall, darunter viele im Donautal. Auch vom Jahre 1349 und 1372 werden starke Erdbeben berichtet. Im Jahr 1362 herrschte große Dürre, so daß viel Vieh starb. Nach der Hechinger Chronik soll man auf der Alb mit altem, von den Dächern genommenem Stroh das Vieh gefüttert haben. Wiederholter Mißwachs in ganz Oberdeutschland verursachte eine beinahe sechs Jahre andauernde Teuerung und Hungersnot. Schreckliche Verheerungen richtete in ganz Europa die Pest zwischen 1349 und 1375 an. Man berechnet ihre Opfer auf zwei Fünftelle der Gesamtbevölkerung. An einzelnen Orten starben 90 bis 95 von 100. Über die Wallfahrtskirche Deutstetten bei Veringenstadt schreibt Pfarrer Bogenschütz: „In der Nähe des jetzigen Friedhofes soll ein Denkstein gestanden sein, der nun in die untere Ecke der jetzigen Kirche eingemauert ist. Er habe die Inschrift getragen: Klag über Klag, siebenzig in einem Grab.“ Es war im Jahre 1349 auf 50. Da lagen in einer Nacht 70 Pestleichen ... Nur ein Mann in Deutstetten, der Fridinger, soll am Leben geblieben sein (Kirchengeschichte, 104). Das oben genannte Erdbeben des Jahres 1356 hatte seinen Herd wohl im Zollerngraben bei Tailfingen. Da es viele Burgen unserer Gegend völlig zerstörte, ist es sicherlich an der Burg Michelstein nicht spurlos vorübergegangen. Da bereits 1349 ein heftiges Erdbeben vorausging, kann der Schaden an der Burg Michelstein immerhin beträchtlich gewesen sein. Auch das starke Erdbeben des Jahres 1372 wird nicht wirkungslos an der Burg Michelstein vorübergegangen sein. Wer die Ruine Granegg heute besucht, wird erkennen können, daß der Bergfried noch zur Hälfte steht, während die andere Hälfte verschwunden ist. Der Kirchturm von Egesheim läßt nun erkennen, daß das starke Erdbeben des Jahres 1911 nicht spurlos an ihm vorübergegangen ist. Starke Risse ziehen an ihm von einem Fenster zum andern an der Mitte der Turmseite hinauf. Die Ribbildung geht von Fensterlücke zu Fensterlücke von unten nach oben durch den Kirchturm. Käme ein außerordentliches starkes Erdbeben, so würde der Turm mitten durch gespalten. Es ergäbe sich das gleiche Bild wie beim Wehrturm der Granegg, der in der Mitte von Fensteröffnung zu Fensteröffnung durchgespalten ist, so daß die eine Seite der Fenster noch an der Ruine erhalten, die andere Seite aber abgestürzt ist. Es steht so mit ziemlicher Sicherheit fest, daß der Wehrturm der Ruine Granegg zunächst durch ein starkes Erdbeben in der Mitte einzelne, mehr oder weniger durchgehende Risse erhielt (wohl 1349), die beim heftigen Erdbeben des Jahres 1356 zum allermindesten stark erweitert wurden, wenn nicht schon zum Untergang der Burg führten. Jedenfalls hat wohl das starke Erdbeben des Jahres 1372 der ohnehin sicherlich stark beschädigten Burg den letzten Stoß versetzt. Vielleicht gelingt es einmal, nachzuweisen, ob eines dieser Erdbeben nicht an einem Karfreitag stattgefunden hat, an dem nach der Sage der Untergang der Burg gewesen sein soll.

Hätten die Rottweiler allein die Burg zerstört, so wäre die Zerstörung anders ausgefallen. Daß sie an der Granegg Zerstörungen anrichteten, steht außer Zweifel, wahrscheinlich hatten sie die jenseits des Burggrabens stehenden Wirtschaftsgebäude, welche durch eine Mauer geschützt waren und von den Erdbeben nicht so stark mitgenommen worden sein dürften, niedergelegt.

(Schluß folgt!)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“



Häufige Flurnamen unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

Unsere heimische Landschaft mit ihrem großen Wechsel an Formen aller Art, mit Bergen und Hängen, Schluchten, Mulden und Tälern wurde von unseren naturverbundenen Vorfahren in allen Einzelheiten und Besonderheiten mit großer Schärfe erfaßt und in einer Fülle treffender Namen wiedergegeben. Und solange der Mensch in irgend einer Beziehung zu Boden und Landschaft steht, wird er auch in Zukunft das Bedürfnis haben, ihre Teile zu benennen. Wir finden so allein auf den Flurkarten der 45 Gemeinden des Kreises rund 3000—4000 Flurnamen; dazu kommen noch viele, die nur dem Volksmund oder aus alten Urkunden bekannt sind.

Schon ein Gang durch die Markung zeigt, daß uns die Flurnamen ein Spiegelbild vermitteln können von den natürlichen Verhältnissen, den Pflanzen und Tieren der heimischen Landschaft, von großem und kleinem Geschehen, von Besitz und Eigentum, Recht und Verwaltung, von der Wesensart der Menschen. Sie lassen erkennen, was unsere Vorfahren in mehr als 1600 Jahren aus der von ihnen bebauten Scholle herausholten und an Leistungen an ihr vollbracht haben, und aber auch, wie sie sich zu den Fragen des Lebens einstellten. Unwillkürlich wird sich daher jeder echte Wanderer und Heimatfreund immer wieder mit dieser Namenswelt beschäftigen. In der Schule kann der Lehrer in einer richtig verstandenen Heimatkunde an ihr nicht vorübergehen. Im folgenden wollen wir einmal einzelnen solcher Geheimnisse und Zeugnisse heimatlicher Geschichte nachspüren.

Heuberg

„Heuberge“ gibt es sehr viele. Der Balingener „Hausberg“ im Westen der Stadt ist der bis 600 m ansteigende Bergrücken, der „Heuberg“. An der Straße von Dautmergen zum Waldhof, beim Häsenbühl an der Straße nach Geislingen und zweimal auf der Außenmark von Täbingen finden wir den Flurnamen „Heuberg“. Alle diese liegen auf dem „Kleinen Heuberg“, der sich von Brittheim gegen Balingen und Schömberg erstreckt und Höhen zwischen 600 und 700 m erreicht. Im Gegensatz dazu ist auf Landkarten für das Gebiet von Spaichingen bis zur Bära der „Große Heuberg“ eingetragen, der teilweise bis über 1000 m ansteigt. Auch Tailfingen und Truchteltingen haben ihren „Heuberg“. Schon 1454 heißt die Flur auf den Höhen bei Tailfingen „auf dem Heberg“, 1716 „Hewberg“, die Flur bei Truchteltingen, ebenfalls auf der Höhe, 1584 „auf dem Hewberg“. Vom Zitterhof über Tailfingen Markung nach Margrethausen führt der „Heuweg“. 1445 wird in Tailfingen schon das „Heutal“ genannt. Auf Markung Leidringen finden wir die „Heusteig“ und auf der Außenmark von Binsdorf die „Heuberghalden“. Mitten im Hartwald beim Waldhof gibt es einen „Heuberggraben“. Immer finden wir als Bestimmungswort „Heu“, mhd. hōu.

Nun sind sich Buck und Engel, gute Kenner unserer Ablandschaft, einig in der Ab-

lehnung des Namens Heuberg von „Heu“. Engel will diesen Namen von „Höhe“ ableiten, wie es auch in Nr. 8/1961 der Heimatkundlichen Blätter von H. Müller angedeutet wird: „Wenn sich die Wortableitung Hohenberg — Hoeyberg — Heuberg halten läßt, dann ist Hohenberg dasselbe wie Scherra“. Buck denkt an „Hau“, was ein junger Waldschlag wäre, der eine Reihe von Jahren nicht bearbeitet werden durfte (s. „Hau“). Trotz dieser Ansichten scheint es aber nicht abwegig zu sein, auf Grund besonderer wirtschaftlicher Verhältnisse den Namen „Heuberg“ zu deuten als den Berg, auf dem man Heu gewinnt. Hierzu mehrere Beweise:

1. Der „Heuberg“ zwischen Isingen, Erzingen, Dormettingen bildete bis 1825 eine Markgenossenschaft zur gemeinsamen Heunutzung (s. Heimatk. Blätter Nr. 5 und 6/1957: „Der Heuberg ist offen“) der angrenzenden Gemeinden Geislingen, Isingen, Dautmergen, Dormettingen, Erlaheim. Die Felder wurden „ihrer kostspieligen Bebauung wegen zu Wiesen liegen gelassen, welche ihrer hohen und rauhen Lage wegen ohnedies wenig Ertrag lieferten“. Die Wiesen wurden nur einmal gemäht, waren also Einmäher, und dann folgte der Auftrieb der Schafherden.

2. Die Markung Balingen war in die drei Esche Binsenbohl oder Neige, Heuberg und „Auf Schmiden“ eingeteilt. Die Eyach oberhalb Balingen, die Geislinger Straße und der Reichenbach bildeten die Grenzen. Sämtliche Flurnamen, die an Weide erinnern, liegen östlich der Eyach. Der Hirschberg und sein Vorland wurden abgeweidet, während der „Heuberg“ zur Gewinnung des im Winter benötigten Heus diente.

3. Der „Große Heuberg“ hat große, zusammenhängende Wiesenflächen, wie sie sonst im allgemeinen auf der Alb nicht vorkommen: die Höhen nordwestlich Dürbheim, die Gegend zwischen dem Dreifaltigkeitsberg, Böttingen und Gosheim und südlich Wehingen und die Hochwiesen der Litzelalb und Breitalb östlich Deilingen. All diese Wiesen liegen auf den Markungen der Talgemeinden und nicht der Gemeinden auf der Hochfläche, wurden also vom Tal aus bewirtschaftet, obwohl die Talbewohner bis auf die Hochfläche auf oft halbschweren Wegen Höhenunterschiede von 200—300 m zu überwinden hatten. Ackerbau wurde auf diesen Höhen ehemals wenig betrieben, Heide und Wald waren der vorherrschende Bewuchs. Wo aber Grasflächen vorhanden waren, auf denen sich Heu gewinnen ließ, hat man dies besonders geschätzt. In Scharen zog man zum Heuen hinauf. Vor der Einführung des Kunstdüngers wurden diese Wiesen sicher als einmähdige umgetrieben und nach der Heuernte Schafe aufgetrieben. Also wieder wie auf dem „Kleinen Heuberg“!

4. Nach Bohnenberger bilden „Heuberg“ und „Weinberg“ Gegensätze gegen den ungepflanzten Berg, der nur der Weide dient. Für die Wiese ist aber nach Gradmann immer die menschliche Tätigkeit des Mähens

maßgebend. „So hat der wichtige Vorgang des Mähens und des folgenden Heuens genügt, solchen Bergen den Namen Heuberg einzutragen“.

5. Die Bezeichnung „Berg“ kann nur von den Bewohnern des Tales ausgegangen sein. Nur ihnen können die umliegenden Höhen als „Berge“ erschienen sein. Die Leute auf der Hochfläche hatten keine Veranlassung, der ganzen, sie umgebenden Landschaft die Bezeichnung „Berg“ zuzulegen (s. „Tal gang“ im Schmiedatal und „Berggang“).

Nach all diesem dürfte klar sein, nachdem die „Heuberge“ alle auf den Höhen liegen, der Name „Heuberg“ als Berg zu deuten ist, auf dem man Heu gewinnt im Gegensatz zu den andern Höhen mit Heide und Wald.

Hart

Auch „Harte“ gibt es ungemein viel. Die amtliche Schreibung ist verschieden: mit d, t, dt, mit a und aa. Auch das Geschlecht wechselt: im Schwäbischen heißt es das „Hart“ und im Fränkischen die „Hart“. Besonders zahlreich sind auch Zusammensetzungen mit „Hart“ als Grundwort wie in „Trautenhart“ bei Truchteltingen, „Langen hart“ nordwestlich des Bettenberger Hofes, „Degenhart“ zwischen Dotternhausen und Roßwangen oder als Bestimmungswort wie in dem „Hartwasen“ an der Straße Geislingen — Erzingen, der „Hartsteige“ vom Trichtinger Bach hinauf auf die Höhen bei Leidringen am „Langen hart“ vorbei, dem „Hartwald“ beim Waldhof oder in verkleinerter Form im „Schädelhärtdle“. Bekannt sind die Namen Spessart, Murrhardt als Mittelpunkt des Reichswaldes an der Murr usw. „Hartheim“ liegt in einem „Hart“, das sich von der Bära bis zur Schmieda erstreckt. Man hätte also den Truppenübungsplatz bei Stetten a. kalten Markt als „Hart“-Übungsplatz bezeichnen können, aber der Name war schon vergeben durch das „Hart“ bei Münsingen („Harthotel“), das einst Gemeinbesitz der fünf Hartorte war, deren Vorsteher das „Hartgericht“ zur „Ordnung der Holz- und Weidrechte“ bildeten. Es wurde daher für den einstigen badischen Übungsplatz bei Stetten der Name nach dem weiteren Bezirk, dem „Heuberg“, gewählt. Neben diesem großen „Hart“ sind wir aber den Flurnamen „Hart“ in unserer engeren Heimat noch bei Brittheim in dem „Oberen Hart“, im „Hart“ am Ziegelwasen, über der Heiligenmühle gegen die Binsdorfer Mühle. Schon 1437 ist bei Truchteltingen „an dem Hart“ bezeugt. Was bedeutet nun der vielgebrauchte Name „Hart“?

Wiesen- und Weideland waren einst ausgedehnter als heute. Der Name Wald ist nicht sehr alt und bezeichnete meist ausgedehnte Waldflächen, so in Schwarzwald, Schurwald usw. Ehemals hat man allgemein die Sonderarten des Waldes unterschieden und mit besonderen Wörtern benannt. Vom geschlossenen hochstämmigen Wald unterschied man weiterstehenden niedrigeren. War der Wald untermergt mit Büschen, so bezeichnete man ihn als „Loh“, schwäbisch „Lauh“ („Lauwasen“ bei Heselwangen, „Lauenhütte“ bei Meßstetten). Das „Hart“ (mhd. hart=Weidewald) waren Waldgebiete, die viel Grasplätze aufwiesen

und vorwiegend als Viehweide dienten (Viehhäuser im „Ebinger Hart“). Es bezeichnet also das große, ursprüngliche die Feldmark umgebende Waldgebiet einzelner Dörfer, das oft auch gemeinsames Eigentum einer Hirtenvereinigung der zusammenstoßenden Dorfmarken war wie das Münsinger „Hart“. Die frühere Zeit kannte einen ausgedehnten Weidebetrieb, von dem nur noch die Schafweide als die anspruchsloseste geblieben ist.

Withau

Ein Waldstück, aus dem der Reihe nach das ältere Holz herausgeschlagen wurde, oft auch ein Holzschlag der Gemeindeverwaltung, dessen Ertrag unter die nutzungsberechtigten Bürger verteilt wurde, wird als „Withau“ (Withau) bezeichnet, schwäbisch withaub.

Auffällig ist das häufige Vorkommen des Namens „Withau“ in den Keuperwäldern am Rand des „Kleinen Heubergs“ und in den Wäldern des Braunen Jura am Fuß der hohen Albberge. Er deutet hier bestimmt auf Haubergwirtschaft hin. So finden wir ihn im Keuper bei Zimmern u. d. Burg gegen den Schwarzenbach, nordwestlich Dautmergen über dem Schlichemtal, im Ostdorfer Wald, im Braunen Jura am Hirschberg gegen Frommern, am Schafberg, am Lochenhörnle. Im Hartwald gibt es ein „Binsenhaus“, am Aisenbach bei Erzingen ein „Withau“, eine „Hauwiese“ nördlich der Ruine Wildeck. Die „Hau“ dürften also immer eine begrenzte Waldfläche umfaßt haben, die eine Reihe von Jahren nicht beweidet werden durfte, somit einen Forst- und Waldbezirk.

Hebsack

In eine ganz andere Richtung weist der häufig vorkommende Namen „Hebsack“, der vor allem im süddeutschen Raum verbreitet ist. Allein im Kreis Balingen findet er sich in 9 Gemeinden, so in Onstmettingen, Truchelfingen, Ebingen, Dürrwangen, Engstlatt, Endingen, Erzingen. Im Beuroner Urbar vom Anfang des 14. Jahrhunderts heißt es von Lautlingen „under hebsaces boum“, später: „hebsack, Acker auf dem rechten Ufer des Meßstetter Talbachs, ansteigend“; und von Dormettingen, ebenfalls im Beuroner Urbar, „drei juchert an hebsacker“, und zwar sind Acker über der Schlichem gemeint.

H. Jänichen hat den Namen „Hebsack“ in 36 Fällen in dem Raum zwischen Iller und Rhein untersucht, wovon sich 22 seiner Belege auf Acker beziehen und sich in der Baar und in Scherra ein gewisser Schwerpunkt abzeichnen scheint. Er folgert daraus, daß der „Hebsack“ ursprünglich als Acker genützt wurde und es sich wahrscheinlich um altes Herrngut handelt. Größtenteils befindet sich die Flur „Hebsack“ weitab vom Dorf, oft an der Markungsgrenze. Es ist unwahrscheinlich, daß es sich um einen scherzhaften Ereignisnamen handelt, das Heben eines Sackes an den betreffenden Stellen, denn alle Belege weisen auf eine Person zurück. Der Sinn dieses alten Namens (schon im Beuroner Urbar) kann heute nicht mehr einwandfrei gedeutet werden, aber bestimmte Rechtsverhältnisse dürften immerhin eine Rolle gespielt haben. Erst weitere Untersuchungen können einigermaßen Klarheit bringen.

Breite und Brühl

Klarer liegen die Verhältnisse bei „Breite“ bzw. „Braike“ und „Brühl“, die zu den ältesten Flurnamen zählen. „Brühle“ gab es schon zu Karl des Großen Zeit. Sie gehörten zu seinen Landgütern und wurden wegen der wilden Schweine und Hirsche angelegt. In der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts verloren sie dann ihre ursprüngliche Bestimmung, da sie in Wiesen verwandelt wurden. „Brühl“ wird daher als eine in der Nieder-

ung gelegene fette, feuchte Wiese gedeutet, meist von bedeutender Ausdehnung. Bei vielen Dörfern ist heute noch der Flurname „Brühl“ erhalten (Dotternhausen, Schömberg, Engstlatt usw.). „Brühle“, die vom Dorf entfernt liegen, weisen in der Regel auf eine abgegangene Siedlung hin. Hierher gehören auch die vielen „Brühlwiesen“ und die daraus umgewandelten „Brühlacker“, „Brieglärten“ usw.

Die „Breiten“ sind ebene, größere Ackerstücke, eine mehrere Ackerbreiten einschließende, ertragsreiche Feldfläche, oft beim Dorf, ein Esch oder eine Flur beim Einzelhof. So wird 1437 von Truchelfingen berichtet „uf der braite“. Sowohl die „Brühle“ als auch die „Breiten“ hatten ursprünglich eine Verbindung zu den Orts-, Grund- und sonstigen Herren weltlicher und geistlicher Herrschaft und waren vielfach vom Flurbann und Zehnten befreit. Dieses Herrngut geht jeweils in die Anfänge der betreffenden Siedlung zurück. An zwei Beispielen herrschaftlichen Sondergutes soll dies gezeigt werden:

Nach dem Lagerbuch des Klosters Kirchberg von 1532 hat der Kelnhof in Binsdorf 7 Jauchert Acker an der Braite, 6 1/2 Jauchert an der Sommerbraite und 3 Mm. (Mannsmahd) Wiesen auf dem Heuberg im Brühl. Der Fronhof in Frommern besitzt nach dem Balingen Lagerbuch von 1560: „Acker: I. Zelg zu Tottenhalden 11 J. aneinander, genannt die Braitin, II. Zelg im Dorfbach 16 J. aneinander, genannt die Braitin, III. Zelg an Fürsten hinter der Kuchen: 18 J. aneinander, genannt die Braitin, stoßt unten auf die Kirchmauer. Wiesen: eine Anzahl Mannsmahd am Burren, genannt des Herrn Brül“. Ähnlich wie es bei dem St. Gallischen Fronhof in Frommern ist, ist es beim Fronhof in Truchelfingen oder bei den andern Ding-, Maier- und Selhöfen oder wie sie sonst heißen.

Die nicht vom Fronhof aus bewirtschafteten Güter waren an Hörige ausgegeben. In einem Rodel des Klosters St. Gallen aus

dem 13. Jahrhundert sind in Laufen 7 Buringshuobe, in Truchelfingen 15 mansus (Huben), darunter die Hälfte Buringshuobe, in Endingen 3 1/2 Buringshuobe und in Zillhausen eine aufgezählt. Buring ist ein Zinsbauer und eine Hube ein Bauernhof, dessen Ertrag eine Familie ernähren kann. Wir haben also in den Buringshuben eine andere Art der Verleihung.

Mark

Im „Ebinger Hart“ finden wir den Namen „Dreibannmarken“. Mark(e) ist Grenzzeichen oder Grenze. Ban bedeutet unter anderem ein Gebiet, über das eine Herrschaft, auch ein Dorf, zu bannen, d. h. zu gebieten hat. Das „Marchtal“ bildet die Grenze zwischen Tailfingen und Onstmettingen. „Dreibannmarke“ meint eine Stelle, wo die Marken dreier Herrschaften oder Markungen zusammentreffen; ähnlich ist „Dreifürstenstein“. Ein solches Zusammentreffen oder Zusammenstehen gibt es für die Markungen Ebingen, Lautlingen und Meßstetten und hinter dem „Zitterboch“ für die alten Herrschaften Sigmaringen (Fronstetten) — Meßkirch (Stetten) — Württemberg (Ebingen, Meßstetten), so daß hier heute vier Dorfbanne zusammentreffen (s. auch Heimatk. Blätter Nr. 2/1955).

Diese wenigen ausgesuchten Beispiele mögen zeigen, daß Gesichtspunkte der wirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Nutzung immer neue Anstöße zur Namensbildung gegeben haben, wobei die breite Schicht des Volkes selbst mittelbar und unmittelbar an der Prägung entscheidend mitgewirkt hat. Das Bild der örtlichen Geschichte früherer und späterer Zeiten tritt uns dabei in Dorf und Markung deutlich entgegen. Aus vielen Steinen läßt sich ein farbenfrohes Bild zusammenfügen. Wer sich der Natur und Heimat verbunden fühlt, wird deshalb Freude daran finden, sich mit dem Wert und Gehalt auseinanderzusetzen, der in den Namen beschlossen ist.

Zinngeschirr

Die Zeit vergißt nichts. Stets holt sie Dinge wieder ans Tageslicht, die längst vergessen zu sein scheinen. Sie verhilft ihnen zu neuem Ruhm und neuer Beliebtheit. So ist es auch mit dem Zinn, richtiger gesagt mit dem Zinngeschirr. Dieses, einst unentbehrliches Hausgerät, dann beliebtes Sammlergut, schien endgültig als Requisite einer früheren Zeitepoche abgeschrieben gewesen zu sein. Und jetzt feiert es wieder neue Triumphe! Man kann sich darüber freuen, denn Zinngeschirr, ob von den Vorfahren ererbt oder in moderner Formenschnheit, bedeutet eine wertvolle Bereicherung unserer Wohnkultur.

Wahrscheinlich war Zinn das erste Metall, das von Menschen zu Gerätschaften für den Hausgebrauch verarbeitet wurde. Beweisstücke aus vorgeschichtlicher Zeit fehlen allerdings, denn Zinn als reines Metall verwittert verhältnismäßig leicht und ist daher nicht imstande, Jahrtausende zu überdauern. Mit Sicherheit weiß man aber, daß man schon viele Jahrtausende vor Christus Zinngeschirr gebrauchte und daß später besonders von den Völkern des Mittelmeerraumes Zinn überaus kunstvoll verarbeitet wurde. Unter den römischen Cäsaren wurde Zinn in solcher Menge verbraucht, daß die Zinnvorräte Spaniens und Italiens nicht ausreichten und man es sogar von den britischen Inseln holte. Auch die alten Deutschen hatten eine nahe Verbindung zum Zinn, wenn auch in veränderter Form. Aus Kupfer und Zinn stellten sie Bronze her, sie war in dem auf die Steinzeit folgenden Zeitalter allgemein üblicher Werkstoff für Waffen und Geräte. Die Jahrhunderte von etwa 1900 bis 800 v. Chr. sind als Bronzezeit bekannt.

Zinngeschirr in schönen Formen und kunstvoller Verarbeitung war bei uns vorwiegend im Mittelalter beliebt. Steingut und Porzellan verdrängten das Zinngeschirr als Gebrauchsgegenstand, Becher, Humpen, Teller, Leuchter und dgl. blieben aber gerne gesehene Stücke in den Haushaltungen — und so ist es auch heute wieder. Wir wollen nicht aus Zinntellern essen und aus Zinnbechern trinken, aber wir freuen uns über den warmen Glanz des Metalls, denn das Zinngeschirr schmückt auf Paneelbrettern, Wandborden oder in Glasschränken und gibt der Wohnung eine persönliche Note. Bienenwachskerzen in Zinnleuchten sind natürlich keine „tote Pracht“, rote Äpfel oder anderes Obst auf Zinntellern oder Schalen bilden eine Freude für jedes schönheitsdurstige Auge, einzelne Zweige oder Blumen in formschönen Zinnkrügen können Schönheitsfanatiker zu Begeisterungstürmen hinreißen. Wir wollen sagen, daß man Zinn heute durchaus nicht nur als wesenloses Schmuckstück zu betrachten braucht, sondern es paßt sich großartig jeder modernen Wohnung an und kann dort, richtig angeordnet, jenes gewisse Etwas ausstrahlen, das für den Gesamteindruck, den die Wohnung vermittelt, eine Art Krönung bedeutet.

Zinn leidet unter Umständen, wenn es falsch behandelt worden ist, an einer geheimnisvollen Krankheit, deren Wesen man bis heute noch nicht erforschen konnte. Es ist die sogenannte Zinnpest, Schrecken jedes Zinnliebhabers. Es handelt sich um stumpfe, rauhe Flecken, die sich auf den Zinngegenständen bilden und von denen sich allmählich ein feiner, grauer Staub ablöst. Diese Flecken dehnen sich immer wei-

ter aus, sie sind auch ansteckend. Wenn man mit dem Staubtuch oder mit der Hand, mit der man vorher solche kranke Stellen berührt hat, an gesundes Zinn gelangt, werden sie auch dort bald jene verderblichen Flecken bemerkbar machen, die, wenn man nichts dagegen unternimmt, das ganze Zinn zerstören können. Diese Krankheit befällt Zinn vornehmlich dann, wenn es an kalten Stellen aufbewahrt wird. Schon Temperaturen unter 15 Grad Wärme sind

gefährlich. Zinn muß also, namentlich im Winter, immer in geheizten Wohnräumen untergebracht werden. Zur Behandlung der Zinnpest werden die Flecken sehr gründlich mit feiner Stahlwolle ausgeputzt, oberflächliche Hilfe ist erfolglos. Anschließend wird der kranke Gegenstand in Sodawasser ausgekocht und mit Zinnkraut geputzt. Manchmal muß die Behandlung wiederholt werden, aber man hat doch die Möglichkeit, krankes Zinn zu retten.

A. L.

DIE GRANEGG

Zusammengestellt, zum Teil auch verfaßt von Peter Reiser, Egesheim

(Schluß)

Ob ein Felssturz an der Granegg gleichzeitig mit dem Erdbeben oder später stattgefunden hat, ist wohl nicht mehr auszumachen. Daß sich aber an dem Felsen der Granegg mehrere solcher Felsstürze ereigneten, steht außer Zweifel. Der letzte Felssturz dieser Art an der Granegg ereignete sich in der Nacht vom 14. auf 15. Dezember 1949, in der Nacht auf den Betttag (Tag der Verehrung des allerheiligsten Altarsakraments) Hugo Geißler schrieb hierüber folgendes: Wenn man heute von Egesheim zur Granegg hinaufschaut, so nimmt man am grauen Felsen eine große Steinwunde wahr und sieht, daß am Felsenrand eine Forche fehlt und daß im Wald unterhalb der Ruine eine über zwei Morgen große Steinwüste entstanden ist. Wie eine Lawine rollten sie (die Steinmassen) über das Fichtengehölz hinweg und zerstörten den 30jährigen Waldbestand. Am Fuß des Berghanges im Tannenhochwald liegen nun unzählige Felsbrocken in der Größe bis zu 3 cbm herum, die hohe Tannen geknickt und umgeworfen haben. Solche Felsstürze hat es in früheren Zeiten schon an dieser Stelle gegeben, davon künden alte, mit Moos überwucherte, große Steinblöcke. („Bote vom Heuberg“, 13. Januar 1950.)

Somit stehen folgende Tatsachen fest: 1. Am Michelstein-Granegg hat es schon in früheren Jahrhunderten Felsstürze gegeben. 2. Im 14. Jahrhundert erschütterten drei starke Erdbeben die vorhandenen Bauten der Ritterburgen unserer Gegend. Von verderblicher Wirkung war das Erdbeben des Jahres 1356, in dem nachweislich 38 Ritterburgen, davon viele im Donautal völlig zerstört wurden. 3. Die Urkunden melden einwandfrei, daß eine Katharina von Hagelstein 1386 den Beinamen „Buhlerin“ d. i. zum allermindesten Geliebte, führte, ihr Gemahl Berchtold lebte 1386 nicht mehr. Ob er in den Kriegen jener Zeit den Tod fand oder aber etwa im Jahr 1356 bzw. wahrscheinlicher 1372 mit der abstürzenden Nordhälfte des Bergfriedes in der grausigen Tiefe zerschellte, ist wohl nicht mehr sicher auszumachen. Die unten wiedergegebene Sage kann aber sehr wohl ein tatsächliches Vorkommnis überliefern haben, denn daß bei dem letzten Bergsturz (1949) keine Menschenopfer zu beklagen waren, ist wohl nur auf die Tatsache zurückzuführen, daß der Absturz in der Nacht erfolgte.

Diese oben genannten feststehenden Tatsachen lassen es sehr wahrscheinlich erscheinen, daß der Untergang der Granegg sich so vollzogen hat, wie es die Sage berichtet, zumal der Zeitgeist des 14. Jahrhunderts nachweislich mit dem von der Sage wiedergegebenen Zeitgeist der Ritter von Granegg, bzw. genauer gesagt, von Michelstein-Hagelstein durchaus übereinstimmt.

Nach v. Alberti war das Erdbeben von 1356 am 18. Oktober (S. 829).

Am 21. Januar 1356 wurde Bischof Johann IV. von Konstanz ermordet. Bischof Johann IV. von Konstanz saß am 21. Jänner 1356 in der Pfalz mit Generalvikar

Otto v. Rheineck, H. Friedrich, dem Sigelträger und Priester Cunrad von Stockach. Da „überliefen den Bischof freundlich“ Konrad von Homburg, der Mörder, Ritter Walther von Stoffeln, Ritter Berthold, sein Bruder, der Singer genannt, Ritter Ulrich Schwarz, Johann sein Bruder, Ulrich Gollast, genannt Wolmatinger, dessen Vetter Strubli, Ulrich Roggwiler, Bürger zu Konstanz und Beham von Steckborn mit ihren Helfern „und ehe er mochte wissen, was ihre Werbung sei, haben sie ihn jämmerlich erwürgt und ermordet und kamen ungestraft davon“.

Ob Konrad von Homburg, der sich offen gegen den Bischof empörte und als Mörder angesehen wird, freilich persönlich Hand am Bischof angelegt, bleibt fraglich. Heinrich von Homburg, Dombherr am Hochstift zu Konstanz, scheint mitschuldig zu sein, denn in seinem Haus kamen die Mörder vor dem Mord zusammen, der Abt von Reichenau, Eberhard, gab den Mördern Essen und Trinken, er „wäre gern Bischof worden“. Bei der Bischofswahl wählten neun Stiftsherren Ulrich von Fridingen, drei Albrecht von Hohenberg zum Bischof. Da König und Papst andere Bewerber vorgeschlagen, wurde zuletzt der Abt von Einsiedeln, Heinrich von Brandis, Bischof. Der neue Bischof ließ die Barschaft des ermordeten Bischofs an die Mörder, „so zum Teil seine Blutsfreunde“ waren, austeilen, ließ die Mörder, die „aus dem Lande weichen mußten“, bei seinem Einzug in Konstanz mit in die Stadt einreiten, so daß ihnen die Stadt wieder erlaubt war. Rosenlacher bemerkt hierzu: „Aus diesem allen offenbar ist, daß des Herrn Bischofs Will noch Meinung nie gewesen, den Tod seines Vorfahren zu rächen (rächen), die weil aus oberzellten (oberzählten) Handlungen am Tag liegt, daß er ein Wohlgefallen daran gehabt und nicht die Obrigkeit zu Konstanz“. Der ermordete Bischof selbst starb im Kirchenbann, weil er den Pfarrer von St. Stefan zu Konstanz gefangen genommen und mit der Stadt Konstanz in Fehde lag. Des Bischofs letzte Worte sollen gewesen sein: „Jungfrau Maria, bitt für den Priester meines Altars“. (Nach Freib. Diözesanarchiv 1886, S. 101 ff.) Mit dieser Darstellung ist das ganze Zeitbild und die Sitten der Zeit klar aufgezeigt, wie es sich auch in der Sage vom Untergang der Burg Granegg widerspiegelt: Eine Mißachtung all dessen, was bisher für heilig gehalten worden war.

Daß das Volk in dem furchtbaren Erdbeben dieses Jahres, das so viele Ritterburgen in der Diözese Konstanz völlig in Trümmer legte, andere sicherlich dem Untergang nahe brachte, ein Zeichen des Himmels sah, ist sicher. (Eine Homburg selbst lag unweit des Donautales s. Liptingen. Eine zweite Homburg ist im Thurgau.)

B. Erdbeben. Am 16. November 1911 ist bei dem starken Erdbeben der östliche Giebel der Ruine Kallenberg im Donautal zwischen Fridingen und Beuron eingestürzt. Desgleichen erfolgte ein Einsturz bei der Ruine Hausen im Tal. Auf der Burg Werenwag entstanden Risse, durch die man ins

Freie blicken konnte. Auch auf dem Wildenstein gab es große Risse in den Mauern. Daß schon früher ein Erdbeben das Donautal stark heimgesucht hatte, hat Edelmann nachgewiesen. (Entnommen den Blättern des Schwäbischen Albvereins. 1912 S. 54 f. und Nr. 24.)

Dort ist allerdings in Frage gestellt, ob unter den 34 zerstörten Burgen und Schlössern auch solche im Donautal waren. Einem Radiovortrag vom 17. Oktober 1956 (Radio Zürich) konnte ich folgendes entnehmen: Unter dem 17. Oktober 1356 ist im Ratsprotokoll von Basel verzeichnet: In Basel blieb keine Kirche, kein Turm, kein steinernes Haus unversehrt. Das Erdbeben war am Dienstag nach dem St.-Gallus-Tag, am Lukastag 1356. Die Erde bebte dann immer wieder bis gegen Ende des Jahres. Beim Erdbeben ist nachts um die erste Stunde aus den Eingeweiden der Erde Feuer ausgebrochen. Das Feuer wütete acht Tage in Basel. Die Stadt Basel brannte innerhalb der Ringmauer gänzlich aus. Alle Burgen im Umkreis von 4 Meilen wurden erfaßt. Kaum eine blieb unbeschädigt. Dies berichten uns die zeitgenössischen Aufzeichnungen des Konrad von Waligkofen. Die Stadt Basel wurde 10 Stunden lang erschüttert. Die Glocken der noch stehengebliebenen Türme läuteten von selbst. Im Predigerkloster läuteten sie dreimal ganz gespenstisch.

Einer freundlichen Zuschrift von H. H. Pfarrer Joh. Ad. Kraus, Erzb. Archivar Freiburg, den Lesern der Hohenzollerischen Heimat als ausgezeichnete Heimatforscher bekannt, verdanke ich noch den Hinweis, daß ein Büningen heute Bingen bei Sigmaringen heiße. Ein zweites Büningen - Bünningen liegt im Hegau, wo die Herren von Hornstein ebenfalls saßen. Ein langer Scheffel sei 16 Viertel.

Meinen Aufschrieben entnehme ich noch, daß die Renovation des oberhohenbergischen Obervogteiamtes Spaichingen 1766 die Bezeichnung: „Am alten Schloß, wo vorher Michelstein benamset“ enthalte. (Als „Altschloß“ wird heute die Ruine Granegg im Volksmunde bezeichnet.)

Erwähnt seien noch die Erzählungen über die Granegg. J. T. Stier: Die Ruinen von Granegg, Rottweiler Chronik 1845, Monat Juli und August und Fr. X. Conr. Staiger: Das Schwäbische Donautal S. 122. Beide Erzählungen waren mir allerdings zur Zeit nicht zugänglich.

Die Sage von der Ruine Granegg bei Egesheim

Auf hohem, steilem Fels ragt eine Mauerwand.

Die Sage kündigt Frevel hier und eitlen Tand: Da oben saßen trotzig Herren von Granegg. Im Tal der Bauer frohnt zu ihrem Unterhalt, und was sie sonst bedurft', entging nicht der Gewalt.

So war dies Raubgeschlecht des ganzen Landes Schreck.

Jed' Edelräulein warf in Samt und Seide sich im Hoffartieren, Buhlen, Tag für Tag verstrich.

Nach Egesheim ins Tal scholl ihr Gelärm und Schrei'n.

Karfreitags selbst des lieben Herrgotts spottten sie.

Die Sonn- und Feiertage kennt man droben nie.

Die Truhen und die Keller sind ihr Heil'genschrein.

Einmal - Karfreitag war's - da trat ein Junker fein

rasch in den Saal, mischt sich in ihre Reih'n. Woher er kam? Den Berg herauf! Und wie er hieß?

Die Damen hätten's gern gewußt. Der Junker schwieg.
Die Ausgelassenheit zur zwölften Stunde stieg:
„Hol uns der Teufel!“ Jäh ein Schwert zu Boden stieß.
Da funkelte des Fremden Aug' wie falscher Katzen unheimlich Leuchten. Seine Hände wurden Tatzen,
die schlimmer schienen als des Leu'n und Tigers Krallen.
Er krallt sich fest. Er packt der Trinker Kehlen; stieß die Tische um. Und kalt durchlief es: „Was will dies?“

Er faucht: „Mit Leib und Seel seid ihr mir jetzt verfallen!“
Zum Schauer und zum Graus der Schlemmer ringsumher
versinkt jählings das Schloß mit Saal und Turm und Wehr.
Ein Wimmern klingt noch hohl; dann ist's wie Spuk hinweg.
Nur eine Felsspalz' zeugt bis zum heut'gen Tag
und eine Mauereck', an der sich brach die Klag'
vom Frauen- und der Ritter Ende von Graneck.

Dr. Albert Aich
(in „Sagenkränzlein“ von E. Rebholz).

Das Weiß-Sammlungslehen in Isingen

Von Oberlehrer a. D. Karl Holweger, Frommern-Dürrwangen

Nach dem Zins- und Lehenslibell aus dem Jahr 1777/81 besaß das löbl. Gotteshaus zur weißen Sammlung Ordinis Sancti Dominici aus der Heiligen Römischen Reichs Stadt Rothweil laut eines Originalauszuges vom 11. November 1760 des damaligen Oberamtmanns Georg Jonathan Landbek von Rosenfeld ein Lehensgut mit insgesamt 38³/₄ Morgen und einem Haus samt Gärten oben im Dorf. Dieser Auszug stimmte mit dem Zins- und Lehenslibell aus den Jahren 1777-81 überein.

Aus diesem Lehensgut mußte alljährlich auf Martini Episcopi 8 Schilling, 15 Kreuzer, 2 Grashühner, welche wie in der „Renovation von 1760 auch geschehen, zu Geld gerechnet werden“ zu 10 Kreuzer 3 Heller = 21 Kreuzer insgesamt an Geld also 36 Kreuzer, je 3¹/₂ Malter Rottweiler Meß = 7 Scheffel 1 Simri 3 Viertel württemberg. Meß Dinkel und Haber sowie 60 Eier einer der Lehensinhaber „auf bestimmte Zeit“ richtig und an kastenmäßigen Früchten auf ihre Kosten nach Rothweil liefern. Das Gotteshaus gab den „Gültleuten bey der Lieferung ein Eßen“. Außerdem haben die Inhaber dieses Lehens oder die „Gültreicher“ den großen gemeinschaftlichen Zehnten nach Rosenfeld, Isingen und Erlenheim „er werde verliehen oder selbst eingezogen“ mit 6¹/₂ Garben und 3¹/₄ Garben neben dem übrigen Zehnten an die württembergische Herrschaft abzugeben.

Bei der Erneuerung dies Lehens („Renovation“) im Jahr 1760 wurde es nicht nur an 6 Inhaber vergeben, sondern selbst in sechs Teile geteilt (distribuiert), die Gült auf diese Teile umgelegt und für jeden Inhaber ein Lehenzettel ausgestellt. Da aber dieses Gut ursprünglich (ab origen) nur ein Lehen war, so wollte man bei der Neuaufteilung „jene obnöthige Weitläufigkeit in Berechnung und Einrichtung zu 6 Hauptteil und Re- und Suprepartierung vorbey gehen lassen“ und ließ daher das Lehensgut beisammen und teilte die Gült ohne Unterteilung dem Morgen nach aus.

Auf Einspruch der Lehensträger wurde aber alles beim alten gelassen, „weil der Einzug und die Lieferung sehr beschwerlich und kostbar und mithin einem einzigen Träger solches nicht aufzubürden seye.“ Weil aber seit der letzten Erneuerung von 1760 einige Lehensträger verstorben waren, wurden neue gewählt („choisiert“), und allen miteinander nur ein Trägerzettel ausgestellt und ihnen überlassen, „wie sie einander in Umwechslung (Abwechslung) mit dem Einzug und Liefern oder auf andere Art die Hände bieten und die Sache erleichtern.“

Die neuen Träger waren: Tobias Stähle, Schäfer, Hanns Uhlrich Mästling, Martin Frommer, Müller, Johannes Frommer, Zolers Sohn, Johannes Frommer, Richter, und Martin Vögele.

In dieses Weißsammlungslehen gehörten:
1. Ein Haus (Behausung) samt Hofreite

oben im Dorf (Inhaber Michael und Tobias Stähle), ein Baum- und Gragarten hinter dem Haus und hinter der Friedhofsmauer sowie ein „Kuchen Gärtle“ (Krautgarten) unterhalb des Hauses mit insgesamt 1¹/₂ Morgen.

2. Wiesen: 8¹/₄ Morgen in den Gewannen „Schneckwiese“ vor dem Graben, herwärts gegen den Flecken und am Riedergraben. Von letzterer hatte die geistl. Verwaltung von Rosenfeld alle 3 Jahre alles Heu, „so darauf erwächst“ zu beziehen. Zwei Mannsmad lagen noch hinter „dem Berg“ und an der „Staig“ und im „Ried“.

3. Äcker mit insgesamt 20¹/₄ Morgen in den Zelgen (Öschen) und Gewannen: Zelg „Ob der Kirch“ am langen und kurzen „Killberg“, am Lörchenbühl, in Huebhalden und hinter dem Berg, auch Schelmenwasen genannt. Zelg „Lenegenfeld“ nächst dem Dorf in der „Ebnet“, im „Sulzthal“ und am „Hummelberg“. Zelg hinter Hofen: im „Mittelal“ und in den Huebäckern, auch auf „Heinren“ genannt.

4. Waldungen 3³/₄ Morgen im „Fayenried“ und an der „Asum“ gelegen. Letzteres „Hölzlein“ war damals ausgehauen und wurde, zur Zelg Hinterhofen gehörend, angebaut.

Den Trägern „verblieb ein Überschuf für

ihre Mühe mit dem Einziehen und Liefern auch zum Einmeß in Händen“: 2 Kreuzer 4 Heller 1¹/₄ Örtle (4 Örtle = 1 Heller), Dinkel und Haber je 1 Simri, 1¹/₄ Vierling, 2 Eckle und 2¹/₂ Viertel sowie 14¹/₂ Eier.

Anmerkung: Die Kornmaße waren damals: 1 Malter Rottweiler Meß = 2 Scheffel württembergisches Meß. 1 Scheffel = 177,22 l = 8 Simri (Imi) = 16 Vierling = „Meße“ = 32 Eckle = 128 Viertel = 22,15 L.

Hat die Venus einen Mond?

1961 richten sich die Fernrohre der Observatorien wieder auf die Venus. Der Abendstern nähert sich der Erde bis auf 42 Millionen Kilometer, was man die untere Konjunktion nennt. Die obere oder größte Entfernung von der Erde beträgt 257 Millionen Kilometer. Diesmal haben sich die Astronomen eine besondere Aufgabe gestellt, sie wollen herausbringen, ob die Venus einen Mond hat oder nicht. Die einzige Beobachtung eines Venusmondes stammt aus dem 18. Jahrhundert. Ein Astronom, der bisher dessen Existenz bestritten hatte, glaubte ihn einige Male gesehen zu haben. Allerdings waren damals die optischen Geräte unzureichend, so daß man seinem Zeugnis nicht viel Wert beimessen darf.

Von allen Planeten besitzen nur Venus, Merkur und Pluto keine Monde. Da die erste aber fast Erdengröße erreicht und die beiden anderen wesentlich kleiner sind, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie einen oder mehrere Trabanten eingefangen hat, die allerdings noch kleiner sein dürften als die Marsmonde Phobos und Deimos. Einen Venusmond könnte man mit den heutigen Teleskopen entdecken, wenn der Planet vor einem hellen Stern steht, wie es am 7. Juli 1959 der Fall war. An diesem Tage passierte die Venus den Regulus, einen hell strahlenden Fixstern. Der durchgang dauerte aber nur 10 Sekunden, was zu kurz war. Erst in den Jahren 2004 und 2012 haben die Astronomen mehr Glück. Dann zieht die Venus als dunkler Fleck über die strahlende Sonnenscheibe, und ein kreisender Mond müßte sich vor dem hellen Hintergrund abzeichnen.

Inhaltsverzeichnis des achten Jahrgangs

Mechanikerpfarrer Philipp Matthäus Hahn	Erzbischof. Von Heinz Raasch . . .	341—344	365—367
Von Fritz Scheerer	Alphörner. Von Z. Glöppi	341—344	367
Volkkundliche Überlieferung im Kreis	Mahlstetten mit Aggenhausen		
Balingen. Von Dr. Herm. Bizer 344, 348, 351	Von Paul Seifritz	344, 348, 351	368
Vom Kreislauf des Wassers	Heinrich der Seefahrer weitete das Weltbild		
Von Hans Müller	Von Ernst Jacob	345—347	368
Die Stotzingische Teilung von 1598	Die Hohenberger und ihre Zeit		
Von Dr. Wilhelm Foth	Von Hans Müller	347—348	369—372
Der Paß von Lautlingen	Dichtergrab von Syrakus		
Von Fritz Scheerer	Von Karl Heinrich von Neubronner	349—351	372
Das Klavier feiert Geburtstag	Zum 200. Geburtstag des Grafen Karl Friedrich		
Von Dr. Fritz Stege	Reinhard. Von Fritz Scheerer . . .	352	373—374
Die Herren von Karpfen	Unvorstellbare Flugleistungen der Zugvögel.		
Von Kurt Wedler	Von Hermann Blume	353—354	375
Der Herchenweg	Tramin. Von Richard Staffler . . .	354	375—376
Von Fritz Scheerer	Aus dem Isinger Zins- und Lehenslibell	354	
Alte Rechtsbräuche im Sprachgut erhalten	von 1777. Von Karl Holweger . . .	355	376
Von Paul Seifritz	Die Granegg	355	
Arbeiten in Jet	Von Peter Reiser 377—380, 382—384, 387—388		
Von Dipl.-Ing. R. Kerndter . . .	August Lämmle - Bewahrer und Wegbereiter	356	
Württemberg und Napoleon I.	Von Dr. Albrecht	357—358	382
Von Fr. Roemer	Häufige Flurnamen unserer Heimat	357—358	
„ . . . wie es eigentlich gewesen“	Von Fritz Scheerer	358	385—386
Von Dipl.-Ing. R. Kerndter . . .	Zinngeschirr. Verfasser ungenannt .	358	386—387
Das schwäb. Adelsgeschlecht der Zähringer	Das Weiß-Sammlungslehen in Isingen		
und ihre Lehensleute um Lmburg und Teck	Von Karl Holweger	358—360, 364	388
Von Wilhelm Wik			
Die Kinzigtal- und Kleine Heubergmulde			
in unserem Landschaftsbild			
Von Fritz Scheerer		361—364	
Ignaz Demeter, vom Landpfarrer zum			

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiechs-Zeitung“